

Florian Arlt, Klaus Gregorz, Arno Heimgartner

Raum und Offene Jugendarbeit



Florian Arlt, Klaus Gregorz,
Arno Heimgartner

Raum und Offene Jugendarbeit

Soziale Arbeit – Social Issues

herausgegeben von

Univ.-Prof. Mag. Dr. Arno Heimgartner
(Universität Graz)

und

Mag. Dr. Maria Maiss
(Fachhochschule St. Pölten GmbH)

Band 18

LIT

Florian Arlt, Klaus Gregorz, Arno Heimgartner

Raum und Offene Jugendarbeit

LIT

Umschlagbild: Friedrich Simon Kugi

Gedruckt mit Unterstützung von:



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-643-50632-0

©LIT VERLAG GmbH & Co. KG

Wien 2014
Krotenthallergasse 10/8
A-1080 Wien
Tel. +43 (0) 1-409 56 61
Fax +43 (0) 1-409 56 97
E-Mail: wien@lit-verlag.at
<http://www.lit-verlag.at>

LIT VERLAG

Dr. W. Hopf Berlin 2014
Verlagskontakt:
Fresnostr. 2
D-48159 Münster
Tel. +49 (0) 2 51-62 03 20
Fax +49 (0) 2 51-23 19 72
E-Mail: lit@lit-verlag.de
<http://www.lit-verlag.de>

Auslieferung:

Deutschland: LIT Verlag Fresnostr. 2, D-48159 Münster
Tel. +49 (0) 2 51-620 32 22, Fax +49 (0) 2 51-922 60 99, E-Mail: vertrieb@lit-verlag.de
Österreich: Medienlogistik Pichler-ÖBZ, E-Mail: mlo@medien-logistik.at
E-Books sind erhältlich unter www.litwebshop.de

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	7
 Lothar Böhnisch Jungen- und Mädchenräume in der Offenen Jugendarbeit.	 11
 Ulrich Deinet Aneignungs-Raum: Offener Bereich: Vom pädagogischen Mittelpunkt zum Nicht-Ort.	 27
 Franziska Hederer Orte der Raumaneignung. Räume einer lebendigen Nachbarschaft.	 39
 Arno Heimgartner Raumbedürfnisse.	 49
 Ulrike Hüllemann und Christian Reutlinger Ist das Jugendhaus als Angebot zur Unterstützung sozialräumlicher Aneignungsprozesse in der Krise? – Eine Perspektivenfrage!	 65
 Christian Kühn Räumliche Settings gestalten	 83
 Hannes Dieterle und Maria Fellner Akustische Gestaltung von Räumen in der Offenen Jugendarbeit.	 93
 Eberhard A. Fischel Raumnahme/Raumgabe: Partizipative Gestaltung von Jugendfreizeitstätten am Beispiel des Mellowpark Berlin.	 115

Klaus Gregorz und Florian Arlt	
Ausstattungsstandards in der Offenen Jugendarbeit Steiermark –	
Eine Bestandsaufnahme	131
Hartwig Klammer und Maria Fellner	
Die Raumakustik des Jugend- und Kommunikationszentrums JUKO in Köflach.	
Bestandsaufnahme und Optimierungsvorschläge	141
Simone Kosica und Rotraut Walden	
Was kann Offene Kinder- und Jugendarbeit von der Raumgestaltung	
in Kindertagesstätten lernen?	155
Gerhard Schuster	
Beispiele für die Planung und Ausstattung von Jugendeinrichtungen in Wien	171
AutorInnenverzeichnis	191

Einleitung

Die Raumfrage stellt sich für die Kinder- und Jugendarbeit besonders. Pädagogische Konzepte sind ohne Raumbezüge nicht denkbar. Qualität ist stets auch räumlich bedingt. Dieses Buch verfolgt das Anliegen, Raumkonzepte und -gestaltung für die Offene Kinder- und Jugendarbeit zu denken. Eine gesellschaftliche Bildungsperspektive und ein bauliches Architekturdenken werden dabei verschränkt. Achtsam wird auch auf die partizipative Herstellung von Räumen eingegangen. Es zeigt sich, wie vielfältig die Zugänge zu angemessenen Raumkonzepten in der Kinder- und Jugendarbeit sind. Treffs und Zentren sind geschlechtsspezifisch zu denken, enthalten Bildungschancen, sind Orte von Konflikten, haben den Bedürfnissen zu genügen und können Resonanzorte sozialer Bewegungen sein. Qualität manifestiert sich in Größe und Anzahl, Licht und Akustik, Barrierefreiheit und Energieeffizienz. Raum ist dabei insgesamt als gesellschaftlich umkämpfte Ressource für Kinder- und Jugendliche zu sehen. So wird im Buch eine Balance zwischen Leitbildern für räumliche Entwürfe und einer Dokumentation der bestehenden Realität sichtbar. Im ersten Teil des Buches bringen analytische Beiträge Beschreibungen von Raumsituationen und Ansprüche an die Räume der Kinder- und Jugendarbeit ein, im zweiten Teil werden praktische Konkretisierungen zu Plänen und Ausstattung von Räumen vorgestellt.

Lothar Böhnisch stellt den Raum als gesellschaftlichen Ort vor und schließt daran die Frage, wie handlungsleitende Konzepte für Mädchen und Buben auszu-sehen haben. In einer Differenzierung von Vorpubertät und Pubertät sieht er Jungen zunächst in einer Selbstwert- und Anerkennungskrise. Darauf führt der Autor abwertendes Verhalten gegenüber Mädchen zurück. Mädchen wiederum sind nach Lothar Böhnisch in ihren Erfahrungsräumen eingeschränkt und sie bedürfen verstärkt Möglichkeiten der Rauman eignung. An den Beispielen der Wiener Bolzplätze und der Straße geht der Autor territorialem Verhalten von Mädchen und Buben nach und definiert Risiken jugendlichen Aufwachsens, denen eine geschlechtssensible Jugendarbeit kritisch zu begegnen hat.

Die Offene Kinder- und Jugendarbeit herausgefordert nimmt Ulrich Deinet angesichts der medialen Entwicklungen wahr. Dabei sucht er räumliche Ansätze, die einen Bildungscharakter in sich tragen. Er findet dies in inhaltlichen Installationen und pädagogischen Arenen, die Möglichkeiten zur Selbstinszenierung und Zugehörigkeit besitzen. Er geht insbesondere der Öffentlichkeit von Räumen nach und sieht

darin Entwicklungschancen für Jugendliche. Von der Aneignung bis zum Spacing ist deshalb auf das Offenhalten zu achten. So gelangt er zu einem Raumkonzept, das weit über gastronomische und mediale Akzentuierungen hinausgeht.

Franziska Hederer verfolgt in ihrer Analyse Raumkonturen und setzt sie mit sozialen Themen in Verbindung. So ereignen sich Beziehungen an den Raumgrenzen. Das Performative des Lebens in Räumen nimmt bei der Autorin einen hohen Stellenwert ein. Zu selten scheinen ihr Raum- und Besitzverhältnisse thematisiert bzw. hält sie diese Thematisierung in Form von Zusammenstößen und Konflikten für möglich. Mauern und Zäune sind Objekte der Manifestation von Grenzdemonstrationen. Möglichkeiten deren Überwindung sieht die Autorin im kommunikativen Austausch.

Arno Heimgartner geht von der Überlegung aus, dass Räume die Bedürfnisse von Kindern und Jugendlichen treffen sollen. Auf der Suche nach Bedürfniskonzepten stößt der Autor zunächst auf sechs verschiedene Bedürfnissammlungen. Daraus leitet der Autor seine eigene Bedürfniszusammenstellung ab. Mit der Sichtbarmachung von Raumproblemen (u. a. Tabuisierung, Langeweile, Mangel) will der Autor auf die Bedeutung adäquater Raumkonzepte hinweisen. Anhand der erarbeiteten Bedürfnisse erörtert der Autor Möglichkeiten zu pädagogisch wertvollen Räumen, die physiologische, gesundheitliche und sensorische Bedürfnisse im Blick haben und Ideen der Bildung, des Erlebens und des Spielens berücksichtigen. Der Hinweis auf Tiere und Pflanzen, Arbeitsmöglichkeiten und Generationsdenken verweist auf innovative Bedarfe für die Kinder- und Jugendarbeit.

Ulrike Hüllemann und Christian Reutlinger stellen einen Bezug zwischen Offener Jugendarbeit und sozialen Bewegungen her bzw. fordern von der Offenen Kinder- und Jugendarbeit diesen Bezug im Sinne einer Identifikation mit jugendlichen Perspektiven ein. Ihre Anbindung des Diskurses an gesellschaftliche Krisenthemen ist daher konsequent. Von diesen Krisen nehmen sie die Offene Jugendarbeit nicht aus, sie sehen darin aber – in einer Distanzierung zu sozialräumlicher Kinder- und Jugendhilfe – den Anstoß, jugendliche Aneignungs- und Bildungsprozesse gesellschaftlich zu denken und sich nicht für eine Containerisierung stark zu machen.

Christian Kühn setzt bei einer Collage von Situationen an, die in Räumen sichtbar, hörbar und fühlbar werden. In die sensorischen Vorstellungen sind gesellschaftliche Hoffnungen integriert. Der Raum entzieht sich dadurch der Gegenständlichkeit und wird zum symbolischen Akt. Demzufolge widersetzen sich die räumlichen Konzepte des Autors einer emotionslosen Funktionalität. Sie sind angefüllt mit Identitätsfragen und kreativen Utopien. Leitbilder wie die Höhle, die Werkstatt oder die Brücke konkretisieren individuelle Existenz in einer zerrütteten Gesellschaft. Am Beispiel des Jugendhauses Lieferung tritt der Autor den Beweis der Praxistauglichkeit solcher Metapherentwürfe an.

Hannes Dieterle und Maria Fellner widmen sich der akustischen Ausgestaltung und stellen zunächst messbare Parameter vor (Nachhallzeit, Absorption, Eigenmodi), anhand derer eine Bewertung von Räumen stattfinden kann. Die im Zentrum ste-

hende Nachhallzeit ist in Abhängigkeit der räumlichen Aufgabe differenziert zu sehen. In der Folge werden die für die Messung eingesetzten Softwareprodukte vorgestellt. Im nächsten Schritt wird detailliert an der Beeinflussung des räumlichen Akustikverhaltens gearbeitet. Elemente wie Plattenschwinger, Helmholtz-Resonatoren oder Bassfallen und deren Wirkungen auf verschiedene Frequenzbereiche werden besprochen. Zu verschiedenen Räumen (z.B. Gruppenbereich, Veranstaltungsbereich, Werkstattbereich) werden schließlich präzise Akustikvorschläge spezifiziert und angewandte Fragen wie zum Schallschutz erörtert.

Eberhard A. Fischl konzentriert sich in seiner Analyse auf die Entstehung von Räumen als soziale Orte. Für ihn ist das Partizipationskonzept maßgeblich. Pragmatische Perspektiven auf die Akzeptanz bei GeldgeberInnen und NachbarInnen sind darin zu integrieren. Am Beispiel des Mellowparks schildert der Autor die Beteiligung von Jugendlichen bei der Ausgestaltung eines sieben Hektar großen und vielfach zu nutzenden Areals in Berlin. Der Autor berichtet über konstruktive Ideen, aber auch über Konfrontationen mit Genehmigungen oder Bedenken in der Überantwortung an Jugendliche und Eltern. Detailliert wird auf die methodisch-pädagogische Umsetzung eingegangen. So waren gemeinsame Camps und lokale Raumanalysen nötig, um die Umsetzung voranzutreiben. Dies führt den Autor abschließend zu einer Reihe von Partizipationsmaßstäben.

Klaus Gregorz und Florian Arlt verweisen auf die Relevanz einer raumorientierten Qualitätsoffensive in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit in der Steiermark. Als Ergebnis einer Befragung von ExpertInnen thematisieren sie deshalb in einer Folgebefragung grundlegende Qualitätsaspekte von Räumen. Sie besitzen dadurch empirische Evidenz zur Situation von Bewilligungen, Sicherheitsvorschriften und Brandschutz. Ihre Analyse bezieht sich weiters auf Barrierefreiheit, Energieeffizienz und akustische Maßnahmen. Auf diese Weise decken sie zentrale räumliche Gestaltungsthemen ab.

Hartwig Klammer und Maria Fellner gehen von störendem Lärm in Jugendzentren aus und beschreiben ein exemplarisch ein Raumakustikprojekt im Jugend- und Kommunikationszentrum in Köflach. Herausforderungen für die Akustikgestaltung liegen dabei etwa im Spielen am Tischtennistisch und der multiplen Nutzung von Räumen (u.a. Diskussion, Film). Auszugehen ist davon, dass die Räumlichkeiten nicht für ein Jugendzentrum konzipiert wurden, sondern zu adaptieren sind. Mit den dargestellten Messungen und Auswertungen zur Raumakustik wird nachvollziehbar das nötige Vorgehen geschildert. Softwareprodukte zur Simulation geben die Möglichkeit, die Folgen von Änderungen bereits vorab darzustellen. Abschließend werden zwei konkrete Optimierungsszenarien (inklusive Kostenschätzung) erörtert.

Simone Kosica und Rotraud Walden transferieren Erkenntnisse der Raumgestaltung von Kindertagesstätten in die Offene Kinder- und Jugendarbeit. Die Autorinnen nutzen einen breit gefächerten Entwicklungshintergrund und beschreiben Bedürfnisse wie Sicherheit, Selbständigkeit oder Privatheit. In der Offenen Kinder- und Jugendarbeit sehen sie in den Prinzipien (Freiwilligkeit, Offenheit usw.) Paral-

lelen und Anlässe für die Raumgestaltung. Solche ethischen Vorüberlegungen und weitreichende Erfahrungen fließen schließlich in Vorschläge zum Umgang mit Farbe, zum Einsatz von Licht und zur Vermeidung von Lärm ein.

Gerhard Schuster vom Verein Wiener Jugendzentren stellt Raumkonzepte für drei Einrichtungstypen vor: Stützpunkte für mobile Jugendarbeit, Jugendtreffs und Jugendzentren. Die Beispiele zeigen auf, wie die derzeitigen räumlichen Lösungen jeweils aussehen. Mit einer Analyse von Vor- und Nachteilen werden konstruktive Bewertungen vorgenommen, die sich an idealtypischen Vorstellungen orientieren und so das Verhältnis von Sein und Wollen thematisieren. Die Analyse führt ein in die Grundlagen der Raumgestaltung und berücksichtigt Dimensionen wie Aufteilung, Barrierefreiheit, Lüftung und Licht. Ausstattungen in Jugendzentren und -treffs werden ebenfalls kommuniziert. Dies hat ein genaues Bild der räumlichen Situation von Jugendräumen zur Folge.

Dieses Buch ist ein Kooperationsprojekt des Steirischen Dachverbandes für Offene Kinder- und Jugendarbeit und der Universität Graz. Für die Unterstützung bei der Herstellung dieses Buches ist Frau Anneliese Pirs zu danken.

Florian Arlt, Klaus Gregorz und Arno Heimgartner

Jungen- und Mädchenräume in der Offenen Jugendarbeit

Territoriale Räume in den besiedelten Zonen der modernen Gesellschaft sind keine toten Räume, in ihnen vergegenständlicht sich vielmehr Gesellschaft – so wie sie historisch geworden ist – auf besondere Weise. In der Anlage von Gebäuden, Siedlungsstrukturen, den funktionsräumlichen Festlegungen, Verdichtungen und Segregationen ist Gesellschaftliches sozialräumlich lokal vermittelt: Arbeitsteilung der Geschlechter, soziale Differenzierung und Schichtung, Hierarchisierung der sozialen Bedürfnisse und Interessen, soziale Konflikte und soziale Desintegration bilden sich räumlich ab. Diese Vergegenständlichung von Gesellschaft im Raum wird von den Erwachsenen, die sich vornehmlich über Rollen, Funktionen und Statuspositionen sozial definieren, auf der Bewusstseins- und Erfahrungsebene der Rationalität verstanden. Kinder und Jugendliche hingegen befinden sich von ihrem Entwicklungsstatus und ihrer Entwicklungsdynamik her oft außerhalb oder neben dieser funktionellen Rationalität. Sie nehmen daher notwendigerweise einen anderen Standort, eine andere Perspektive als die Erwachsenen ein. Aus dieser entwicklungstypischen Perspektive heraus versuchen sie, sich in diese vergesellschaftete und gesellschaftlich vergegenständlichte territoriale Umwelt mit dem, was sie an personalen Entwicklungsbedürfnissen haben, einzubringen. In dieser Spannung von jugendlicher Entwicklungsdynamik und vorgegebener räumlicher Funktionsrationalität entscheidet sich die sozialräumliche *Aneignungsqualität*, das heißt die Frage, ob die sozialräumlichen Möglichkeiten handlungserweiternd oder blockierend, einschließend oder ausschließend für Jugendliche sind.

Die Offene Jugendarbeit der Jugendhäuser und der Straßensozialarbeit ist von ihrer Anlage her räumlich strukturiert und kann deshalb diese räumliche Aneignungsdimension auch besonders gestalten. Vor allem sozial benachteiligte Jugendliche, die aus – im wahrsten Sinne des Wortes – *engen* Verhältnissen kommen, können hier erweiternde Erfahrungen machen, den *Experimentierraum Jugend* betreten. In diesem Sinne bedeuten die Angebote der Offenen Jugendarbeit für diese Jugendlichen eine *Ermöglichung von Jugend*. Bei dieser Perspektive muss aber berücksich-

tigt werden, dass gerade im sozialräumlichen Verhalten von Jugendlichen und jungen Erwachsenen in unserer Kultur geschlechtsdifferente Muster zu beobachten sind, deren Kenntnis für den pädagogischen Zugang unabdingbar ist. Jungen und Mädchen bewegen sich zwar in gemeinsamen Jugendkulturen, entwickeln aber darin – in der Mehrheit – signifikant unterschiedliche Modi der Aneignung.

Geschlechtsdifferente Dynamiken

In der Zeit der Vorpubertät, also im Alter zwischen neun und zwölf Jahren, geraten *Jungen* in eine typische Bewältigungsfalle. Jungen kommen erst ein gutes Jahr später in die Pubertät als Mädchen. So machen viele von ihnen die Erfahrung, dass sich gleichaltrige, nun schon „fraulich“ erscheinende und sich entsprechend mental und körperlich gebende Mädchen von den „grünen“ gleichaltrigen Jungen abwenden und für ältere Jungen schwärmen. Dies kann bei den Jungen zu erheblichen Selbstwert- und Anerkennungsstörungen, zu Hilflosigkeit führen, die sie dann oft sexistisch und pornografisch abspalten. Die erlittene Demütigung durch die Mädchen wird durch sexistische Inszenierungen kompensiert. Die Jungentoiletten in den Schulen füllen sich mit sexistischen Sprüchen und pornografischen Graffiti. Inzwischen läuft dies über Handys. So kann – je nach bisherigen Bewältigungserfahrungen des Junge-Seins – die Spannung von Idolisierung des Männlichen und Abwertung des Weiblichen wieder neu aufbrechen (vgl. Böhnisch 2013). Hier kommt es darauf an, dass die Jungen die Chance haben, vor allem im schulischen Raum, aber natürlich auch in der Kinder- und Jugendarbeit Beziehungen, Räume und Projekte angeboten zu bekommen, in denen sie Anerkennung, Selbstwert und Wirksamkeit erlangen und dabei spüren können, dass ihr Selbstwert nicht nur am (zu dieser Zeit) dünnen Faden der maskulinen Bestätigung hängt.

Im jugendlichen Pubertätsalter zwischen 13 und 16 Jahren, in dem die Gleichaltrigenkultur eine zentrale Rolle für die Identitätsformation und die soziale Orientierung spielt, fallen immer noch die männlich dominierten Cliquen auf, wenngleich auch Mädchen inzwischen schon ihre eigenen jugendkulturellen Gesellungsformen suchen. Man könnte formulieren, dass die Jungen in diesem Kontext der Gesellungsform der männlichen Clique zum ersten Mal richtig „unter Männern“ sind und sich nur an (gleichaltrigen) „Männern“ orientieren können. Allerdings kommen – je nach bisherigen biografischen Bewältigungserfahrungen und entsprechenden sozialen Chancen – Jungen zusammen, die sich selbst noch nicht ihres Mannwerdens sicher sind. Das in der männlichen Sozialisation immer noch schwelende Homosexualitätstabu und der Ethnozentismus der Gruppe können dann den Kreisel von Idolisierung des Männlichen und Abwertung des Weiblichen neu aktivieren. Deshalb kommt hier gerade der Jungenarbeit in der Jugendarbeit die Aufgabe zu, männliche Vorbildfunktionen anzubieten, Projekte zu entwickeln, in denen Jungen vermeintliche Schwächen als Stärken erfahren und in erweitertem Geschlechterrollenhandeln

experimentieren können. Denn im Jugendalter als „zweiter Chance“ der männlichen Sozialisation wird auch für Jungen die Stärke von Gefühlen wieder spürbar.

Wird im Blick auf männliche Sozialisation vor allem beklagt, dass Jungen im frühen bis mittleren Kindesalter wenig alltägliche männliche Vorbilder haben und im Kindergarten und der Grundschule meist von Frauen betreut werden (vgl. Böhnisch 2013), so entsteht ein ähnliches Problem nun für die *Mädchen* in der Pubertät. Denn hier geht es ja auch um den Übergang in den Erwachsenenstatus und dieser ist in der Gesellschaft weitgehend männlich definiert (vgl. Jurczyk 2009). Das Vereinbarkeitsmodell zwischen Familie und Beruf, seine Ansprüche und Konflikte, das von Frauen gewählt werden soll, wird immer noch nicht so offen thematisiert, dass es in der Wahrnehmung der Jugendlichen zumindest gleichberechtigt neben das Modell der Erwerbstätigen tritt. Auch die Ablösung von den Eltern, die als zentrale Entwicklungsaufgabe im Jugendalter gilt, wird entlang ihrer Verschiedenheit wenig thematisiert: Sind Mädchen auch in ihrem Ablösungsprozess stärker familienbezogen als jugendkulturorientiert, wie das bei den Jungen mehr der Fall ist? Suchen sie die Anerkennung durch den Vater, um sich aus der engen identifikatorischen Bindung der Mutter lösen zu können, bleiben aber weiter an der Mutter „hängen“, weil sie sie als emotionalen Rückhalt suchen? Das geschieht meist in aggressiver Auseinandersetzung in einem „Pull and Push“-Verhalten, das die Mädchen aber wie selbstverständlich leben.

Mädchen sind Jugendliche und emanzipieren sich genauso wie die Jungen über die Jugendkultur. Sie erhalten viele ihrer Stärken nicht über ein zukünftiges Frausein, sondern über diese Jugendlichkeit. Es ist eine eigene Kraft, die immer wieder eingedämmt und kanalisiert wird, weil sie nicht – wie etwa bei den Jungen – genug kulturelle Formen findet. Deshalb ist die Freisetzung von Unbefangenheit und Selbstinszenierung über eine Jugendkultur, zu der sich Mädchen Zugang verschafft haben, einer der ausschlaggebenden Gründe für das Selbstbewusstsein vieler heutiger Mädchen. Gleichzeitig muss aber wieder gesehen werden, dass Raum mehr als Körperlichkeit ist. Denn in Räumen sind ja Bedeutungen, Festlegungen, Macht- und Besitzansprüche enthalten: Sie sind „besetzt“ und werden so auch sozialräumlich erfahren. Räume sind von Jungen und Männern vereinnahmt, so vorstrukturiert, dass Mädchen oder Frauen es oft schwer haben, eigene Erfahrungen zu machen. Als Mädchen eigene Räume suchen heißt, damit auch eigene Erfahrungen in weiblicher Selbstständigkeit machen zu wollen (vgl. Bitzan/ Daigler 2005). Dazu gehört auch, dass Räume traditionell in private und öffentliche Räume aufgeteilt werden. Dies hat eine geschlechtsspezifische Struktur: Frauen waren (und sind in vielen Bereichen immer noch) auf das Private verwiesen, das Öffentliche ist vor allem männlich. Die bereits angesprochene Problematik sexueller Gewalt in der Familie zeigt uns, wie ideologisch besetzt diese Trennungen von „öffentlich“ und „privat“ sind: Der Privatraum galt vor allem für Mädchen und Frauen immer schon als Schon- und Schutzraum, der öffentliche Raum als Raum der Gefährdung. In der Diskussion um sexuelle Gewalt in den Familien haben sich diese Bedeutungen eher verkehrt, zumindest ist massiv infrage

gestellt, ob die Familie Schutzraum ist. Abweichendes Verhalten wiederum ist bei Jungen eher öffentlich, lebt sich aus, wird auch öffentlich sanktioniert. Lebensschwierigkeiten und abweichendes Verhalten von Mädchen sind weniger öffentlich, sind privatisiert und müssen von vielen Mädchen und jungen Frauen oft allein und auf sich gestellt bewältigt werden.

Dabei darf nicht übersehen werden, dass Mädchen ihre eigenen Beziehungsräume gleichsam in den Zwischenwelten der Jugendöffentlichkeit suchen und gestalten. Wenn sie aus diesen hervortreten, stehen sie meist wieder im Schatten der Jungen, werden von diesen fremddefiniert und sexualisiert. „Daran beteiligen sich auch Mädchen aktiv. Dieses wird jedoch innerhalb der Geschlechtergruppe nicht reflektiert – demnach können sie den Abwertungen auch keine kollektive Gegenwehr entgegenzusetzen“ (Bütow 2006, S. 225 f.). Deshalb ist es ein Ziel der sozialpädagogischen Mädchenarbeit, Mädchen in ihrer Eigensinnigkeit und Selbstbestimmtheit vor allem auch *räumlich* sichtbar zu machen, um kulturelle Gegenwelten zum männlichen Blick ermöglichen zu können.

Männliche Dominanz hingegen drückt sich in räumlicher Dominanz aus. Männliches Raumverhalten ist Kontrolle, Ausgrenzung, Zurückdrängung anderer Jungen, die nicht der Clique angehören, und ist vor allem auch „räumliche Zurücksetzung“ von Mädchen. Die männliche Abwertung der Frau äußert sich gerade im räumlichen Jungenverhalten der „Anmache“, aber auch in der räumlich demonstrierten „Beschützerpositur“ der Jungen. Diese besondere räumliche Dimension männlicher Sozialisation werden wir im Kapitel über das Erwachsenenalter als Prinzip „Außen“ systematisieren.

Damit korrespondiert das männliche Prinzip der „Kontrolle“, die sich auch in den räumlich-territorialen Aneignungs- und Abgrenzungsmustern bzw. -ritualen vermittelt. Die jugenkulturelle Geltung des Kontrollprinzips des „Über-andere-Macht-Habens“, indem man sie ausgrenzt, abwertet, anmacht, zwingt, führt die Jungen von sich selbst weg. Die Beherrschung des Cliquenraums, des männlichen Einflussterrioriums, führt so gerade nicht zu einer Erweiterung der eigenen (sozialräumlichen) Handlungsmöglichkeiten. Der Raum dient vielmehr dazu, die eigene Persönlichkeit abzuschirmen; Raumbeherrschung führt im Gegenteil zur Einengung der Möglichkeiten, sich personal zu öffnen und sich in dieser bewussten Personalität sozial zu entfalten.

Unter dieser sozialräumlichen Perspektive kann auch deutlich gemacht werden, wie schichtspezifisch differenziert Jungenverhalten ist. Je weniger Jungen – gerade solche aus sozial schwächeren Familien mit beengten Wohnverhältnissen, aus Wohnquartieren mit deutlich begrenzten und blockierten Aneignungschancen – Möglichkeiten und Ressourcen der sozialräumlichen Aneignung haben, desto eher rekurrieren sie auf Verhaltens- und Umgangsformen, welche das männliche Dominanzgehebe betonen, desto mehr reduzieren sie ihre sozialen Ausdrucksmuster auf die Betonung der „Körpermacht“. Sich außen durchsetzen, ohne dabei vom eigenen Innen gestört zu werden. Dazu musst du an deine Grenzen gehen. Schon als

Junge. Auch hier haben wir wie in der frühkindlichen Phase wieder zwei Seiten der Entwicklung. Einerseits gehört Risikoverhalten zum Jugendalter, bei Jungen wie bei Mädchen. Auf der anderen Seite ist dieses Risikoverhalten bei Jungen besonders ausgeprägt (vgl. Raithel 2011).

Gruppe und Raum

Raum und Gruppe gehören also in der Jugendphase eng zusammen. Die Gleichaltrigenkultur (Peerkultur) ist als Gruppenkultur sozialräumlich geprägt. Die Stilbildung in Gleichaltrigengruppen geschieht nicht durch Zeichen und Symbole allein, sondern vor allem dadurch, wie sich Zeichen und Symbole in Räumen manifestieren. Dieser Zusammenhang zwischen Raumanerkennung und Stil – wo halten sich die Jugendlichen auf, wie machen sie sich in Räumen bemerkbar – macht die jugendliche Subkultur aus. Sie ist aber nicht gelöst von der Erwachsenenkultur, sie ist eben nur anders orientiert, steht in latenter bis offener Spannung zu ihr: Sie ist eben nicht an Institutionen und Rollen, sondern an raumbezogenen Stilen orientiert. Peergroup und Clique geben dem Raum seine soziale Gestalt. Sozialer Raum und Praxis der Peergroup sind miteinander verbunden. Der Raum wird benutzt, genutzt, umgewidmet, besetzt. Gruppen und Cliques drücken ihre Einheit und Zugehörigkeit vor allem über diese von ihnen gestalteten Räume und ihre symbolischen Markierungen aus. Ihr ethnozentrischer Charakter generiert immer wieder Konflikte und steuert die Konfliktmoderation nach innen wie die Konfliktaustragung nach außen. JugendpädagogInnen können ein Lied davon singen, dass einzelne Gruppen das Haus besetzen, für sich markieren. Gruppen und Cliques drücken ihre Einheit und Zugehörigkeit vor allem über diese von ihnen besetzten Räume und ihre symbolischen Markierungen aus. Das macht sich in der Alltagssprache bemerkbar, wenn man Cliques nach ihrer räumlichen Zugehörigkeit – nach der jeweiligen Straße oder dem Viertel, aus dem sie kommen, oder markanten Treffpunkten – benennt. Lernen in Peergroups vermittelt sich über die Gemeinsamkeit des Erlebens. Dies ist das Markenzeichen der informellen Gruppen der Jugendkultur.

Räume sind immer noch vor allem von Jungen besetzt, durch ihre demonstrativen Aktionen markiert. Mädchen sind auf Zwischenräume, Beziehungsnischen und wechselnde Orte verwiesen. Jungen kontrollieren Räume, ihr Verhalten ist Territorialverhalten. Männliche Dominanz drückt sich vor allem in verschiedenen Formen räumlicher Dominanz aus. Männliches Raumverhalten ist Kontrolle, Ausgrenzung, Zurückdrängung anderer Jungen, die nicht der Clique angehören, und ist vor allem auch räumliche Zurücksetzung von Mädchen. Allerdings täuscht dieser Eindruck der Zurücksetzung oft. Er ist ein Bild, das vom Eindruck der Dominanz der Jungen geprägt ist. Dass Mädchen hinter und abseits dieser männlichen Bühne eigene räumliche Bezüge und Strategien entwickeln, gerät dann meist außer Blick. Deshalb ist es notwendig – gleichsam aus der ethnografischen Perspektive –, sich auf die Spuren der Mädchen selbst zu begeben, sie nicht vorschnell über die Jungen zu definieren. Erst

dann kann man ihre Beteiligungszugänge aufschließen. Wir halten erst einmal fest: Jungen sind in ihrem räumlichen Verhalten in der Tendenz territorial gebunden orientiert, Mädchen suchen eher wechselnde Beziehungsorte.

Ein Beispiel aus der Wiener Offenen Jugendarbeit (nach einem Bericht von Richard Krisch vom Verein Wiener Jugendzentren): Ein innerstädtischer Park und darin ein Bolzplatz für Jugendliche. Umzäunt, damit die Bälle nicht so leicht auf die Straße fliegen können. Die Jugendlichen nennen ihn „Käfig“. Das Leben im Käfig wird von männlichen Jugendlichen dominiert. Der Käfig hat schmale Eingangstüren. Es ist deshalb schwer, so einfach raus- und reinzukommen. Mädchen nehmen das eher als bedrohlich wahr, Jungencliquen dagegen schätzen es, sie können so „ihr“ Territorium gut kontrollieren. Immer das gleiche Bild. Im Käfig spielen die älteren männlichen Jugendlichen. Davor warten die Jüngeren darauf, dass sie auch einmal drankommen. Etwas abseits eine Gruppe Mädchen, die den Käfig nur nutzen, wenn er endlich leer und von den Jungen niemand mehr im Park ist. Sie sind dabei aber nicht untätig, sondern entwickeln in der Peripherie des Parks eigene Aktivitäten: Fangspiele, Volleyball. Sie wechseln auch dann und wann die Orte, versichern sich, ob diese auch eine Qualität für sie haben. Mädchen nutzen Räume situativ und entwickeln dabei ihr eigenes Wissen über bestimmte Situationen, Kontexte, Regeln und Konflikte. Mädchen sind – so Erfahrungen aus der Jugendarbeit – viel sensibler für den Umgang mit Regeln. Diese Kompetenzen brauchen sie aufgrund ihrer Mobilität, um sich an wechselnden Orten zurechtfinden zu können. Es ist ein eigenständiges, strategisches Verhalten von Mädchen, in dem sie eigene Kompetenzen erwerben und einsetzen. Dies erklärt auch die Beobachtung, dass Mädchen Orte nicht einfach wie die meisten Jungen „besetzen“, sondern durchaus abwägen, ob ein Raum – wie zum Beispiel die Fußgängerzone – ein favorisierter oder ein gefährlicher Ort für sie sein kann. Denn dort gibt es einerseits Situationen, die etwas mit Aggressivität und Gewalt von männlichen Jugendlichen zu tun haben. Andererseits heißt das nicht, dass sie diesen Ort meiden. Sie entwickeln vielmehr ein Gespür für Zeiten und Situationen, in denen sie sich den Raum aneignen können. Sie verhalten sich also strategisch, in der Abklärung von Beziehungen und Zugängen.

An diesem Beispiel spiegelt sich eine Grundstruktur geschlechtstypischen Raumverhaltens. Weibliches Raumverhalten ist eher beziehungsorientiert, wechselnde Orte ansteuernd, sammelnd, andere Mädchen anziehend. Männliches Raumverhalten ist eher besetzend, konkurrierend, meist auf einen Ort fixiert, andere abstoßend. Jungen versuchen, „ihren Raum“ zu halten, Mädchen geben Räume immer wieder ab, suchen neue auf. Natürlich hängt das auch mit der weiblichen Sozialisation zusammen. Mädchen sollen sich zurücknehmen, nicht auffällig sein, sich arrangieren. Dabei wird dann oft übersehen oder übergangen, welche Strategien und natürlich auch Kompetenzen sie im „Verborgenen“ entwickeln. So hat gerade das Augen-Shopping, aber auch das Anprobier-Shopping (ohne dann etwas zu kaufen) eine besondere Bedeutung: sich kurzfristig in anderen Rollen, anderer Ästhetik, anderen Identitäten vorstellen zu können. Sie können sich durch ein neues Kleid oder Teil aufgewer-

tet fühlen, auch wenn sie es dann wieder zurücklegen. Gleichzeitig bedeutet dieses Umherstreifen und Flanieren, dass Mädchen Konflikten aus dem Weg gehen. Konflikten vor allem, die aus der Dominanz der Jungen resultieren können.

Oft erlebt man, wenn Mädchen in der Jugendarbeit maßgeblich Projekte mitentwickeln und ausgestalten, dass die Männer diese dann öffentlich präsentieren, die Mädchen und Frauen aber im Hintergrund bleiben. Ihnen wird dann gönnerhaft – „unsere engagierten und fleißigen Frauen“ – gedankt. Die aktive Beteiligung der Mädchen und Frauen wird gleichsam vorausgesetzt. In Projekten der Jugend- und Kulturarbeit sieht man immer wieder, wie Mädchen eine kreative Projektatmosphäre schaffen, schnell zu Zielvorstellungen kommen und Arbeitsbeziehungen aufbauen können, die aber dann von den männlichen Jugendlichen präsentiert werden. Die Jungen stellen vor, was von den Mädchen erarbeitet wurde. Die Jungen und Männer haben gleichsam das übernommen, was die Mädchen und Frauen entworfen haben, und es in ihre funktionalistische Denkstruktur gefasst. Damit treten sie dann auf. Und die Mädchen – so berichten z. B. Wiener JugendarbeiterInnen aus solchen Projekten – bewerben sich erst gar nicht darum, vermitteln, dass es für sie kein Bedürfnis ist, sich öffentlich darzustellen. Sie wollen dem Konflikt mit den Männern aus dem Weg gehen.

Dieses Konflikt-Vermeiden bedeutet aber nicht, dass die Mädchen konfliktunfähig sind. Vielmehr kann es als Strategie gelten, mit Konflikten umzugehen. Sie erkennen, dass bestimmte Auseinandersetzungen nicht zielführend sind (ihnen „nichts bringen“) und von einer Durchsetzungskultur geprägt sind, die sie abstößt. In Analogie dazu fällt auch, z. B. bei Ballspielen, auf, dass die meisten Mädchen nicht stur nach Regeln die Spiele betreiben und klare Spielkonkurrenzen durchsetzen wollen. Sie wollen kurzfristig an etwas Spaß haben und brechen dann auch ab, machen etwas Neues, wenn es ihnen nicht mehr gefällt oder sich Streit abzeichnet.

Die Straße

Soziologisch und sozialpsychologisch gesehen ist die Jugend durch ein typisches Kriterium sozialkultureller Differenzierung gekennzeichnet: Sie zeigt ein subkulturelles Sozialverhalten und hat ein gegenwartsorientiertes Zeitverständnis. Daraus ergibt sich eine typische strukturelle Rücksichtslosigkeit, welche die Jugend in der modernen Gesellschaft auszeichnet: rücksichtslos gegenüber dem Bestehenden und Überkommenen, rücksichtslos gegenüber der gesellschaftlichen Zukunft. In den Institutionen der Bildung und Ausbildung kann sich dieser Gegenwartsdrang nicht entfalten, denn diese sind auf Bedürfnisaufschub angelegt. Der triebdynamische Gegenwartsdrang aber kann in den offenen Räumen außerhalb der Institutionen losgelassen werden, hier kann das Unwirkliche des Selbst sozial wirklich werden. Jugendliche werden deshalb vor allem *sozialräumlich* auffällig.

Die Jugendarbeit außerhalb der Schule hat deshalb von alters her (ungefähr seit der vorletzten Jahrhundertwende) die Aufgabe, diese räumliche Auffälligkeit zu

mediatisieren und zu kanalisieren, also ihre Kriminalisierung zu verhindern. Die traditionelle öffentliche Erwartung, die Jugendarbeit sei dazu da, die Jugendlichen „von der Straße zu holen“, wurde früher (und heute bisweilen wieder) zum Stigma der Jugendarbeit: Die Jugendfreizeitheime als „Häuser der offenen Tür“ hießen in den 1950er Jahren manchmal auch „überdachte Straßenecken“; der Begriff der Straße und des Räumlichen findet sich heute in den Bezeichnungen für Arbeitsformen wie Straßensozialarbeit und Mobile Jugendarbeit. „Die Straße“ ist seit jeher der Inbegriff für „Auffälligkeit und Verwahrlosung“, der Fixpunkt vieler Etikettierungsprozesse im Hinblick auf ein Jugendverhalten, das der sozialen Kontrolle räumlich entzogen scheint. Die Straße ist schillernd: Sie ist einerseits in ihren Funktionen rational und kontrolliert. Auf der Straße bewegt man sich auf ein Ziel hin – zur Arbeit fahren, einkaufen, Behördengänge; auf der Straße „hängt man nicht rum“. Dies ist der erste Schritt zur Typisierung: Wer auf der Straße rumhängt, verhält sich eben abweichend.

Die Straße ist aber weniger ein Verlegenheitsraum für Jugendliche, sondern ein *Gelegenheitsraum*. Zur Straße zieht es Jugendliche – auffällig vor allem Jungen, weniger auffällig Mädchen – immer wieder hin, auch wenn die Jugendarbeit Freizeiträume und Angebote bereithält. Hier sind die Jugendlichen öffentlich, können das Unwirkliche sozial zelebrieren, ohne dass es gleich auf sie zurückschlägt, und sind – nicht nur gespielt – auch oft echt erstaunt, wenn es die Passanten als Provokation empfinden. Der Reiz steigt, wenn trotzdem niemand gegenhält, die Grenzen werden hinausgeschoben, weil sie gesucht werden. Die Straße hat ihren Code (vgl. Kersten 2008). Die moderne Jugendarbeit will die Jugendlichen nicht mehr von der Straße holen, sie schickt „StreetworkerInnen“ auf die Straße. Dabei geht es nicht mehr so sehr um die Kanalisierung des „auffälligen Verhaltens“. Auch die Straße ist toleranter geworden, hat ihre Säkularisierung erfahren. Auf der Straße stehen längst Cafétische, hängen Erwachsene herum, wird nicht mehr nur zielstrebig gehetzt. Was die StreetworkerInnen dennoch auf die Straße bringt, ist die Problematik der fehlenden Grenzen und der damit verbundenen Hilflosigkeit und Abhängigkeit, der die Jugendlichen ausgesetzt sind, obwohl sie öffentlich demonstrativ das Gegenteil verkörpern. Die Straße ist zum Risikoort geworden. Da laufen die Fäden zusammen, aus dem das Netz gesponnen ist, in dem sich heute vor allem männliche Jugendliche verfangen. Die Straße eröffnet den Zugang zu den Gegenwartsabenteuern, die das Grenzen-Suchen zum Kitzel machen: Risikotrips mit Auto und Motorrad, riskante Einbrüche, Drogen, Gewaltprovokationen. Solche Gewaltprovokationen haben inzwischen eine neue Form angenommen, sind zu Event-Szenen der Straße geworden. Szenen sind lose Netzwerke von Jugendlichen und jungen Erwachsenen in der Selbststilisierung, die immer wieder über Events „Szenegänger“ anziehen. Die Szenen gruppieren sich um „Szenekerne“, Organisationseliten, welche die Szene dynamisch halten, das heißt nicht alltägliche Ereignisse „anbieten“. Szenen spiegeln die plurale und fluide Struktur der Gesellschaft auch in der Jugend wider (vgl. Hitzler/Bucher/Niederbacher 2001). Die Straße eignet sich besonders für Szenenauftriebe, verspricht sie doch Auffälligkeit und Erregung gleichermaßen. So können sich aus geplanten bis spontanen

Demonstrationen entpolitisierte Event-Szenen herausbilden, in denen z. B. die Auseinandersetzung mit der Polizei zum Event-Hit werden kann. Die Polizei wird in einem Aufschaukelungsprozess zur besser bewaffneten Gegengruppe stilisiert, die es auszutricksen gilt. Solche gewaltprovokativen Event-Szenen werden auch als die ungewollten Kinder der Spaßgesellschaft bezeichnet, in der ja die Erwachsenen ihre eigenen Extreme suchen und viele Jugendliche gleichsam als Gewalttouristen ihr Risikoverhalten ohne Schuld- und Unrechtsbewusstsein gegenüber der Erwachsenengesellschaft verorten. Inzwischen haben die Risiko-Szenen männlicher Jugendlicher mit dem alltäglichen Gebrauch neuer Medien eine weitere Dynamik erhalten. Man verabredet sich über Handy oder Chat zu wechselnden Treffs, die Verabredung ist jedem zugänglich und steht jedem offen. So verbreiten sich schnell die Informationen über Orte, an denen Zoff zu erwarten ist. Dann bilden sich die akzidentiellen Szenen nicht nur aus bestimmten Milieus, sondern die Szenegänger kommen aus allen Schichten. Dies wird vor allem bei den Risiko-Szenen des „Koma-Saufens“ beobachtet. Hier helfen auf Dauer ordnungspolitische Eingriffe und Verbote wenig, vielmehr sind pädagogische Programme gefragt. StreetworkerInnen haben inzwischen Zugänge und Methoden entwickelt, mit denen die Jugendlichen motiviert werden sollen, Selbstkontrolle und „Risikokompetenz“ über Rituale des Aufeinander-Achtens einzuüben.

Angeichts des öffentlichen Dominanzverhaltens der Jungen muss man einen besonderen Blick entwickeln können, um auf das eigenständige Raumverhalten der Mädchen aufmerksam werden zu können. Meist lesen wir nur Berichte von aktiven oder auffälligen Jungen, Mädchen kommen nicht vor, scheinen nicht anwesend zu sein. Schaut man näher hin, bemerkt man, dass Mädchen immer wieder da sind, vorbeischaun, wieder gehen und eben nicht immer am selben Platz erscheinen. Wir brauchen also einen Blick, der nicht nur auffällige Aktivität, raumgreifendes Verhalten, Dominanz erfasst, sondern auch Flanieren, kurzfristiges Verweilen, Miteinander-ein-paar-Worte-Wechseln, Schauen und Prüfen als Tätigkeiten wahrnehmen kann. Wenn Mädchen flanieren, kommunizieren sie gleichsam mit der Umwelt, schätzen ab, halten nach Möglichkeiten Ausschau. Es ist ein Bewerten, ein Augen-Shopping. Sie drängen sich nicht vor, wissen aber schon, was sie gerne möchten und was nicht.

Grenzen

Da die Jugendzeit eine Übergangszeit ist, vieles an einem und um einen herum als fließend erlebt wird, spielt das Austesten von Grenzen eine wichtige Rolle für die Entwicklung der Jugendlichen. Grenzen provozieren, überschreiten und markieren hilft einem dabei, sich in der Welt abzubilden und zu verorten. Jeder von uns hat das einmal so erlebt. Die Jugendforschung spricht deshalb auch von der Jugendphase als einer Zeit der „potenziellen Devianz“ (vgl. Böhnisch 2010). Das heißt, dass es zum Jugendalter gehört, dass man sich abweichend verhält, gegen Normen verstößt, mit sich und in der Beziehung zu anderen riskant experimentiert, um zu erfah-

ren, wer man ist, wohin man gehört. Identitätssuche. Deswegen ist in unserer Gesellschaft die Jugendphase auch gleichsam als eine Schutzzone eingerichtet, damit dieses für die Entwicklung notwendige Risikoverhalten nicht zum späteren biografischen Risiko wird, einem früh das Leben verbaut. So haben wir ein besonderes Jugendstrafrecht und eine Vielzahl pädagogischer Angebote, die Jugendlichen Wege in eine Normalbiografie ermöglichen sollen. Dass dies in der Wirklichkeit auch so funktioniert, zeigen die Verlaufskurven der Deliktstatistiken bei Jugendlichen. Sie steigen in der Pubertät an und flachen mit dem Ende der Jugendzeit wieder ab. Dabei zeigt sich wieder die scheinbar geschlechtstypische Zweiteilung: Risikoverhalten von Jungen ist stärker nach außen und gegen andere gerichtet, äußert sich in Alkohol- und Schnelfahrexzessen, Randalen und Gewaltakten. Bei den Mädchen finden wir wieder ein mehr innengerichtetes Risikoverhalten, das sich in Medikamentenmissbrauch, aber auch Magersucht am stärksten äußert. In der Kultur des Drogenmissbrauchs finden sich beide Geschlechter.

Die Pubertät als spannungsgeladene leib-seelische und soziale Entwicklungs- und Übergangssituation verlangt von den Jugendlichen viel an Energien ab, in ihr sind Wirkliches und Unwirkliches miteinander vermischt. Vor allem haben die Jugendlichen keine Erfahrungen, auf die sie aufbauen können, sie erleben alles neu und klammern sich notgedrungen an ihre eigene Befindlichkeit. Das macht ihren Narzissmus in dieser Lebensphase aus. Sie schwanken zwischen Omnipotenzgefühlen, Ohnmacht, Ängsten und lustvollen Selbstinszenierungen. Gleichzeitig ist das eine Entwicklungszeit, in der die Jungen nach männlicher Identität suchen und damit in Spannung zu anderen Jungen geraten, sich gegenseitig aufladen. Diese Komplexität, Widersprüchlichkeit und Vielfältigkeit des Erlebens, der Wechsel zwischen Ausgesetztsein und Selbstbehauptung lassen sich am besten mit dem Begriffskonstrukt „Stress“ umschreiben: Stress als dynamische Befindlichkeit, in der man sich einem psychosozialen Druck ausgesetzt sieht, den man nicht „wegerklären“ kann, auf den man aber mit Stimmungen reagiert, ohne diese Stimmungen selbst kontrollieren zu können. Im Stress gehen auch die typischen Ängste der Jungen auf, wie sie Sturzenhecker (2002) beschreibt: „Angst, kein richtiger Mann zu sein“, „Versagensangst“, „Angst vor Gefühlen (vor Kummer, Rührung, Zärtlichkeit)“, „Angst vor dem Urteil der Frauen und Mädchen“, „Angst vor der Gewalt der anderen Jungen“ (S. 43 f). Diese Ängste sind in Stresskonstellationen versteckt, werden von den Jungen und jungen Männern meist abgespalten, auf anderes und andere projiziert, sind eben nicht so erkennbar, wie sie vom Fachmann benennbar sind. Sie gehen in Bewältigungsmuster ein, verpuppen sich in Umweg- und Projektionsverhalten. Deshalb ist es notwendig, die dahinterliegenden Wirkmechanismen der inneren Hilflosigkeit und Bedürftigkeit bei Jungen und Männern zu kennen, sonst bleibt einem – bei allem kategorialen Wissen – der Zugang zur Psychodynamik des Jungenverhaltens verwehrt.

„Unter Stress stehen“ ist also eine Zustandsbefindlichkeit, in die Jungen oft „getrieben“ werden, die bei ihnen typische Muster des Bewältigungshandelns und damit der Selbstbehauptung und der Suche nach Handlungsfähigkeit freisetzt. Sie stehen unter

Stress und können gleichzeitig „nicht zu sich kommen“, was aber wichtig wäre, um so Stress abzubauen. Also versuchen sie, Stress in hektisch wechselnden Aktivitäten zu vermindern – was den Stress oft noch erhöht. Aktivitäten, bei denen sie meinen, nicht unter Druck zu stehen. Spaß haben ist angesagt und sie merken in ihrer Männlichkeitssuche im Kreisel von Idolisierung und Abwertung nicht, dass es meist Spaß auf Kosten anderer ist, der sie nur zeitweise entlastet. Spaß haben um jeden Preis ist das Antriebsmotiv vieler Jugendlicher und hat auch sein geschlechtstypisches Gesicht. Spaß ist die emotionale Suche nach Wohlgefühl, das man(n) sich aber immer wieder in neuen äußeren Situationen holt. Abwertung und Idolisierung sind oft die Motoren des Spaßsuchens: Der Spaß als wechselnde Imitation Stärkerer und Abwertung Schwächerer. Der Spaß ist oft mit der Angst gepaart, sich zu blamieren. Deshalb gilt es, entspannte Situationen zu schaffen, damit das Blamieren nicht an den Selbstwert geht. PädagogInnen versuchen, in solchen Situationen den Druck herauszunehmen, der die Spaßspirale, die Abwertung auf Kosten anderer, nach oben dreht. Die Jungen sollen spüren können, dass Spaß auf Kosten anderer ins Leere läuft, auch Unwohlsein erzeugen, betroffen machen kann. Gerade sozial benachteiligte Jugendliche sehen im Körper ihr einziges Kapital, das sie haben. Deshalb ist es schwierig, ihre männlich dominante Körperlichkeit von vornherein verändern zu wollen. Jeder pädagogische Versuch, den Körper anders als dominant zu erleben, wird von den Jugendlichen als Verlust empfunden. Sie inszenieren sich mit ihrem Körper, und dies meist sehr stark auf Kosten anderer. Wie erreicht sie dann aber die Botschaft: Niemand will dir deine Körperlichkeit nehmen, es gibt aber auch andere, die wollen etwas von dir, auch wenn sie nicht so stark sind, und fühlen sich wohler, wenn du dich zurücknimmst. Auch dann erhältst du Anerkennung! Drohgebärden sind aber oft Teil der Sprache der Jugendlichen, ein Umwegverhalten, mit dem sie erst ihren Raum abstecken (dabei oft hilflos sind) und dann etwas damit mitteilen. Die MitarbeiterInnen fühlen sich in dem Maße nicht bedroht, in dem sie merken, dass die Jugendlichen die Beziehung zu ihnen brauchen. Dominante Körperlichkeit wird ja vor allem auch dann demonstriert, wenn die Jugendlichen periodisch zeigen wollen, dass sie noch da sind und dass sie beachtet werden wollen.

Deutlich wird schon an diesen Statistiken, dass männliches Risikoverhalten, weil es vor allem außengerichtet ist, eher auffällig und öffentlich wird und damit die Jungen in besondere Gefährdungszonen bringt. Weibliches Risikoverhalten ist mehr versteckt, die Dunkelziffer ist hoch. Nun ist es längst nicht so, dass es die Mehrzahl der Jungen ist, die ein solches gefährdendes Risikoverhalten sucht. Viele experimentieren mit sich und anderen in einem Rahmen, der zwar immer wieder soziale und kulturelle Normen provoziert, aber noch im Bereich des Regelbaren bleibt. Das Jugendalter kennt ja nicht nur Normverletzungen, sondern auch kreative Fantasien und überraschende kulturelle Provokationen.

Zonen der Auffälligkeit

Jungen werden früh mehr Möglichkeiten zugestanden, ja sie werden dazu animiert, sich Räume anzueignen, sie zu erobern, zu besetzen. Mädchen sind in der Kinderzeit wesentlich stärker an das Haus gebunden. Hier wirkt ein besonderer Mechanismus von Schutz und Kontrolle, dessen sich die Eltern meist gar nicht bewusst sind, in dem sie aber den Mädchen gegenüber handeln. Wenn ein zehnjähriger Junge abends nicht rechtzeitig nach Hause kommt und länger wegbleibt, ohne dass man weiß, wo er ist, wittert man darin eine übliche frühmännliche Grenzprovokation, mit der man als Vater oder Mutter umzugehen weiß. Wenn das mit Mädchen passiert, läuten die Alarmglocken. Man liest ja auch fast täglich Scheußliches in den Zeitungen. Und man ist sich nicht sicher, ob die Tochter gewappnet ist für kritische Situationen. Hier liegt der springende Punkt: Mädchen haben weniger Gelegenheiten, von früh an Außenräume für sich zu erobern, darin sicher und selbstbewusst zu sein. Da hat sich zwar inzwischen einiges geändert, man trifft auch in den Jugendhäusern mehr Mädchencliquen an als früher, aber in der Tendenz stimmt das Bild noch immer, denn der Mechanismus von Schutz und Kontrolle wirkt bei den Eltern mehr denn je. Was aber die Eltern als Fürsorglichkeit für sich buchen, wird von den Mädchen als Kontrolle empfunden.

Aber das, was den Mädchen verwehrt ist, ist für die Jungen oft nur ein halber Vorteil. Auf der einen Seite erwerben sie sehr früh räumliche Kompetenzen, sich in unbekannten Zonen zu bewegen, mit überraschenden Begegnungen und Ereignissen fertigzuwerden. Auf der anderen Seite geraten sie damit auch eher in Zonen sozialer Auffälligkeit und öffentlicher Kontrolle. An dieser Kante bewegen sie sich. In der Clique wird dies verstärkt. Jungencliquen, so wurde bereits betont, entstehen im Raum, markieren ihre Territorien, verteidigen sie, schließen andere aus, werten sie ab. Die eigene Clique ist das Höchste, wenn auch auf Kosten anderer, und jedes einzelne Mitglied kann in ihr aufgehen, an dieser Stärke teilhaben. So verfestigt sich oft wieder eine Form von Männlichkeit, die sehr starr auf Durchsetzung, Abgrenzung und Ausgrenzung ausgerichtet ist. Man lernt, nicht zuerst Beziehungen zu anderen zu suchen, sondern den Raum vor anderen zu besetzen. Beziehungen werden nun eher durch Anmache herausgefordert, den anderen erst einmal kommen lassen ist die Devise. So entsteht unter der Hand eine Einübung in die Männlichkeit, die auch den nettesten Jungen erfasst, wenn er irgendwie dabei sein will.

Grundprinzipien geschlechtssensibler Jugendarbeit

Über die sozialräumliche Perspektive wird uns jene Äußerlichkeit deutlich, welche in der Objekthaftigkeit der Sozialbeziehungen von Jungen und Männern oft enthalten ist. Die Jugendarbeit als „kritische Jungenarbeit“ muss also versuchen, dem sozialräumlichen Verhalten der Jungen seine Äußerlichkeit zu nehmen, ihnen zu zeigen, dass qualitative Möglichkeiten in Räumen stecken, dass sie sich aber dazu erst

auf sich selbst beziehen und von da aus zu einem neuen sozialräumlichen Verhalten gebracht werden müssen. Sie müssen lernen, Räume anderen (die sie bisher ausgegrenzt haben) mit zu überlassen, müssen erfahren, dass in Räumen noch andere Möglichkeiten stecken als die, sich nur dauernd selbst darin in Szene zu setzen.

Während es also in der Mädchenarbeit darum geht, Mädchen sichtbare Räume zu eröffnen und eigensinnige Inszenierungen zu ermöglichen, ist es in der kritischen Jungenarbeit wichtig, Jungen erst einmal aus den Räumen ihrer selbstverständlichen Nutzung heraus zu sich selbst zurückzuführen und von da aus ihr Außenverhalten neu zu qualifizieren. Die in der Praxis der Jungenarbeit inzwischen geübte Pädagogik der „Rollenerweiterung“ auf die Eigenschaften und Fähigkeiten des anderen Geschlechts hin kann dabei in der Lage sein, neue „innere“ Persönlichkeitselemente in das Jungenverhalten zu bringen und so die jugendkulturellen Räume vom klassischen außenorientierten, männerdominanten Jungenverhalten zu entlasten (vgl. Sturzenhecker/Winter 2002). Jungen lernen so, Räume im übertragenen Sinne zu erfahren, sich in sensiblen sozialen Zwischenräumen zu verhalten und nicht nur Sozialräume äußerlich zuzudecken. In der Mädchenarbeit wiederum wird versucht, Mädchen Räume für selbstbestimmtes Cliquesverhalten zu öffnen, da man dies als wesentliches Medium des Experimentierens mit Beziehungs- und Übergangspraktiken erkannt hat (vgl. Bütow 2006). Diese geschlechtssensiblen pädagogischen Strategien richten sich aber nicht so sehr an die einzelnen Jugendlichen und auch nicht unmittelbar an die Gruppe. Denn gerade in der Offenen Jugendarbeit haben wir es vielfach mit Jungencliquen zu tun, die sich immer wieder nach außen abschließen. Deshalb sollte in der Perspektive der *Milieubildung* gearbeitet werden. Jugendhäuser/Jugendzentren sollten darauf aus sein, pädagogische Milieus über das Haus hinaus entstehen zu lassen, die auf die Cliques zurückwirken können. In solchen Milieus können sich Gruppen verorten, aber auch einzelne Jugendliche in Projekten (z. B. Kultur- und Jobprojekte) aus der Gruppe heraustreten, ohne sie verlassen zu müssen. Das Jugendhaus kann sich so zum „Milieupol“ entwickeln und eine Zugehörigkeit vermitteln, die durchaus neben der Zugehörigkeit zur Clique existieren kann.

Pädagogik der Milieubildung

Milieus sind biografisch verfügbare, sozialräumliche und sozialemotionale Kontexte der Gegenseitigkeit, die Zugehörigkeit, Orientierung, Normalität, die ein bestimmtes kollektives Verhältnis zur gesellschaftlichen Umwelt vermitteln. Den Prozess der Entwicklung und Strukturierung solcher Kontexte bezeichnen wir als *Milieubildung*, einen Prozess, den die Jugendarbeit nur in geschlossenen Settings (z. B. geschlossene Unterbringung in der Heimerziehung oder in der längerfristigen stationären Suchttherapie) selbst initiieren, den sie in der sozial offenen Alltagswelt über den „Magnetpunkt Jugendhaus“ begleiten, stützen und mitstrukturieren kann. Dabei ist die jugendpädagogische Intervention immer von der Perspektive der „offenen Milieubildung“ geleitet, denn nur offene demokratische Milieus in der gelungenen Balance

von Kollektivität und Individualität können Bewältigungskompetenzen und erweiterte Handlungsfähigkeit aktivieren. Im Begriff des „offenen Milieus“ ist der Respekt vor der Integrität des anderen innerhalb und außerhalb der Milieugrenzen als strukturierendes Charakteristikum enthalten. Regressive Milieus dagegen sind dadurch gekennzeichnet, dass in ihnen Rückhalt, Geborgenheit und Gegenseitigkeit auf Kosten anderer, ja über die Unterdrückung und Ausgrenzung anderer gesucht wird. Gewalttätigkeit zum Beispiel geschieht vor dem Hintergrund regressiver, ethnozentristischer Milieubildung. Weil also der Begriff „Milieubildung“ für sich allein so ambivalent ist, braucht es die begriffliche Präzisierung des „offenen Milieus“. Das schließt aber nicht aus, dass wir – im Sinne *akzeptierender Jugendarbeit* – erst einmal verstehen, warum sich Jugendliche in regressiven und autoritären Milieus geborgen und wohl fühlen.

In der *personal-verstehenden Dimension* geht es also zuerst um das Akzeptieren der basalen sozialemotionalen Funktionen, welche der „mitgebrachte“ Milieubezug für die Jugendlichen hat, um das Verstehen von Milieu als personal verfügbarem Bewältigungskontext. Selbstwertkonstitution und Bildung von sozialer Orientierungssicherheit werden vor allem dort zu Funktionen des Milieus, wo Selbstwert- und Orientierungsbezüge nicht über die gesellschaftlichen Institutionen – Schule, Arbeit, lokale Öffentlichkeit – aufgebaut werden können. Für die PädagogInnen ist es deshalb wichtig, dass sie in diesem Sinne das Herkunftsmilieu ihrer KlientInnen nicht von vornherein als defizitär oder „schädigend“ verstehen, sondern als biografischen Rückraum, den es allerdings sozialpädagogisch zu erweitern und zu öffnen gilt.

In der *aktivierenden Dimension* steht die „Qualifizierung“ des sozialpädagogisch arrangierten Milieus als Ressource der alltäglichen Lebensbewältigung und des Normalisierungshandelns im Vordergrund. Zum einen kann die Pädagogik einen wesentlichen Beitrag für einen „gelingenderen Alltag“ (Thiersch) der Betroffenen leisten. Diese milieuorientierte Alltagspädagogik ist als Voraussetzung für die Aktivierung und sozialintegrative Weiterentwicklung des Milieubezugs so wichtig, dass wir darauf näher eingehen werden. Zum Zweiten: Die Aktivierung muss vorsichtig begonnen werden; es müssen eigene lokale Räume verfügbar gemacht werden, in die man sich immer wieder zurückziehen, in denen man sich geborgen fühlen kann. Solche „Milieu-Refugien“ dürfen nicht als Rückfall in die alte ethnozentristische Ausgrenzungs- und Isolierungsmentalität missverstanden werden, sondern als „Milieupol“ in Spannung zum öffentlichen Aktions- und Kontrollpol. Die Jugendlichen tauschen hier untereinander in der gewohnten Alltagssicherheit die Erlebnisse und Erfahrungen, die Erfolge und Misserfolge ihrer „sozialen Wagnisse“ aus. Das schafft auch differenzielle Lernerfahrungen, wenn „die Stimmung trotz allem“ mit dem verglichen wird, was früher war, als man sich noch verkroch oder aggressiv isolierte. Reisen, Feste, Ausstellungen, Erkundungen, in denen die Betroffenen zu Experten ihres eigenen Muts und ihrer sozialen Risikobereitschaft gemacht werden, gehören hier zu den pädagogisch aufbereitbaren Mitteln. In diesem Sinne lässt sich eine Pädagogik der Milieubildung in drei Dimensionen strukturieren:

In der *pädagogisch-interaktiven Dimension* ist die Stellung der PädagogInnen selbst im Milieu angesprochen. Vertrauen und Autorität sind hier die Schlüsselbegriffe. Die pädagogische Beziehung wird über das Milieu aufgebaut, sodass JugendarbeiterInnen für alle Milieuzugehörigen gleich erreichbar und *über diese Erreichbarkeit* (vermittelt) milieuzugehörig sind. „Vertrauen“ (vgl. Wagenblass 2004) ist eine Kategorie individueller psychosozialer Sicherheit und eines gemeinsam erfahrenen und geteilten positiven Sozialklimas, das über den Habitus der PädagogInnen inszeniert und demonstriert wird und den milieuinternen Stress (soziometrische Konkurrenz der KlientInnen und AdressatInnen untereinander um Zuwendungen seitens der PädagogInnen, Verteilungskampf um knappe soziale und kulturelle Gratifikationen, der im regressiven Milieu mangels funktionaler Äquivalente oft in Gewalttätigkeit untereinander mündet) mildert und abbaut. Milieurückgebundenes Vertrauen als „Milieuklima“ bildet den Kontext, in dem Beratung gerade mit denen möglich ist, die ihre Probleme nicht so ohne Weiteres zu einem festen Zeitpunkt oder auf einen adäquaten sprachlichen Ausdruck (z. B. Jungen und Männer) bringen können, denn Beratung bezieht sich ja auf emotionale Befindlichkeiten und Betroffenheiten, und die lassen sich nur in sozialräumlich geschützten und sich sozialemotional öffnenden – also milieubezogenen – Arrangements aufschließen.

JugendarbeiterInnen sollten sich ihrer Autorität bewusst sein. Dieser Aspekt der auf Bindungen beruhenden Autorität ist in der sozialpädagogischen Diskussion stark vernachlässigt, wenn nicht gar denunziert. Lange wurde vor allem auf „diskursive“ Autorität über kritisches Aushandeln zwischen PädagogInnen und Jugendlichen gesetzt und dabei oft übersehen, dass gerade die in solchen Verhaltensformen ungeübten Jungen aus sozial benachteiligten Herkunftsmilieus von dieser Kritikzumutung überfordert waren und sich dann nicht selten in autoritäre Gesellungs- und Unterordnungsformen ziehen ließen. Die Strategie der Jugendarbeit darf hier deshalb zumindest vorerst nicht konfliktpädagogisch sein, sondern sollte mit der Förderung milieugebundener, aber demokratisch zugänglicher, d.h. auch die Milieugrenzen öffnender und ins Milieu vermittelnder Autoritäten beginnen. Das heißt keinesfalls, dass der offen-diskursive Stil nicht weiter pädagogischer Kern der Jugendarbeit schon im Vergleich zur Schule bleiben soll und auch Jugendlichen aus sozial benachteiligten Familien zugutekommen soll. Er muss aber auch oft aus den genannten Gründen der Schichtgebundenheit zurückgestellt werden können.

So weit die Dimensionierung einer Pädagogik der Milieubildung. Ihr Kern – das ist unschwer aus der bisherigen Argumentation zu erkennen – ist die *Alltagsarbeit*, insbesondere mit sozial desintegrierten Individuen und Gruppen, mit dem Ziel, einen geregelten, selbstverständlichen und verlässlichen Alltag zu schaffen. Hier kann die Jugend- und Sozialarbeit ein neues Magnetfeld aufbauen, in dem sie sich als verlässlicher „Pol“ verortet. Sozial desintegrierte, problembelastete Menschen stehen aufgrund der damit einhergehenden Einschränkung der Handlungsfähigkeit unter einem besonderen Alltagsstress. Hier trägt die sozialpädagogische Alltagsarbeit – einen festen Ort, feste Zeiten, verlässliche Zuwendungen und basale sozi-

ale Dienstleistungen bietend – maßgeblich zur Deeskalation und Entspannung bei. Ärgerlich ist nur, dass diese alltagsorientierte Arbeit in der pädagogisch-professionellen Diskussion – zumindest in Deutschland – immer noch nicht für voll genommen, ja sogar denunziert wird, weil sie nicht an das „Pädagogisch-Eigentliche“ heranreiche. Dies ist wohl nur aus der spezifisch deutschen pädagogischen Ideologietradition heraus zu begreifen, in der englischen Community-work-Szene dagegen ist eine solche Arbeit hoch angesehen. Vielleicht können auch hier die „unbefangenen“ Erfahrungen und Initiativen in den neuen Bundesländern auf die manchmal doch professionell recht verkrustete und versäulte pädagogische Fachszenerie in Westdeutschland „zurückwirken“. Denn diese milieustabilisierende „Alltagsarbeit“ ist Voraussetzung für die soziale Aktivierung im Milieu und über die Milieugrenzen hinaus. Erst von einem solchen verlässlichen sozialemotionalen/sozialräumlichen *Rückhalt* aus kann das Risiko der sozialräumlichen Erweiterung, der ungewohnten Begegnungen und der Konfrontationen mit anderen und sozial Neuem eingegangen werden. Auch hier braucht das „Sich-Aussetzen“ in der Begegnung und der milieuübergreifenden Aktivität einen alltäglichen Rückzugs- und Schutzraum, den das Jugendhaus bieten kann.

Literatur

- Bitzan, Maria/Daigler, Claudia (2005): Eigensinn und Einmischung. Weinheim und München.
 Böhnisch, Lothar (2013): Männliche Sozialisation. Weinheim und Basel.
 Bütow, Birgit (2006). Mädchen in Cliques. Weinheim und München.
 Jurczyk, Karin (2009): Entgrenzung von Arbeit – Entgrenzung von Familie. Berlin.
 Raithel, Jürgen (2011): Jugendliches Risikoverhalten. Wiesbaden.
 Sturzenhecker, Benedikt (2002): Arbeitsprinzipien der Jungenarbeit. In: Sturzenhecker, Benedikt/Winter, Reinhard (Hrsg.): Praxis der Jungenarbeit. Weinheim und München
 Wagenblass, Sabine (2004): Vertrauen in der Sozialen Arbeit. Weinheim und München.

Aneignungs-Raum: Offener Bereich: Vom pädagogischen Mittelpunkt zum Nicht-Ort

Der Offene Bereich in Jugendfreizeiteinrichtungen stellt den frei zugänglichen Eingangsbereich dar, der bestimmte Funktionen übernimmt, etwa eine erste Orientierung für BesucherInnen oder die Möglichkeit der Kontaktaufnahme mit dem Personal. Zudem hat der Offene Bereich klassisch die Funktion, zwangslose Aufenthalts- und Spielmöglichkeiten durch eine entsprechende Möblierung und große Tischspiele wie Billard und Kicker etc. zu bieten. Der Offene Bereich war und ist mehr als ein Übergangsbereich zwischen öffentlichem Raum und den speziellen Funktionsräumen. Eine große Bedeutung hat hier beispielsweise der gastronomische Bereich als Ausdruck der klassischen Geselligkeit in Form von Theken, Sitzgruppen etc., mit der Möglichkeit zu essen und zu trinken. Der Offene Bereich hat auch die Funktion, für das gesamte Angebot des Hauses zu werben. Hier können sich BesucherInnen über die speziellen Projekte informieren, die in den dafür vorgesehenen Funktionsräumen stattfinden (Fotolabor, Siebdruckwerkstatt etc.).

Konzeptionell war der Offene Bereich elementarer Bestandteil der Offenen Kinder- und Jugendarbeit, die im Vergleich zur mitgliederorientierten Jugendverbandsarbeit durch ihre Freiwilligkeit gekennzeichnet ist. Dies drückt sich auch in der architektonischen Gestaltung von Eingangsbereichen aus: Ihre Offenheit zur Straße, die freie Zugänglichkeit, Übersicht, Zwanglosigkeit entsprechen den pädagogischen Prinzipien der OKJA. Eine Mitgliedschaft ist nicht notwendig; im Zugang bestehen Freiwilligkeit und Unverbindlichkeit; man kann den Offenen Bereich ungezwungen betreten und wieder verlassen (häufig allerdings zum Ärger der Fachkräfte!).

Heute kommen die Autoren einer DJI-Studie zur Offenen Jugendarbeit (Seckinger u. a. 2012) zu der Einschätzung: „Eine der Funktionen des Offenen Betriebs, nämlich als „Marktplatz“ für die Besucher/innen zu fungieren, als ein Ort, an dem man sich treffen und z. B. gemeinsam die Abendgestaltung weiter planen konnte, wird zunehmend unwichtiger. Diese Funktionen übernehmen heute moderne Kommunikationstechniken. Die anderen Funktionen offener Treffs, nämlich der persönliche Kontakt, die Möglichkeit der Selbstinszenierung mit den darauffolgenden unmittel-

baren Reaktionen, die Möglichkeiten der realen Rauman eignung und die damit verbundenen Gestaltungsmöglichkeiten etc. bleiben aber weiterhin wichtig für Jugendliche“ (Pluto, 2012, S.1). Der Bedeutungsverlust des Offenen Bereiches und die damit einhergehende abnehmende Frequentierung des offenen Betriebes werden in vielen Einrichtungen deutlich.

Gründe hierfür liegen u. a. in einer Ablösung durch die neuen Medien. In einer breit angelegten Untersuchung zum „Medienhandeln in Hauptschülermilieus“ beschreibt Ulrike Wagner in ihrer Zusammenfassung virtuelle Welten als „Dorfplätze, Informationsbörsen, Leistungsarenen, Bedrohung, Marktplätze“ (Wagner 2008). Vergleicht man diese Funktionen der neuen Medien für Jugendliche mit den Funktionen des Offenen Bereichs im Rahmen klassischer Jugendeinrichtungen, so ergeben sich zahlreiche Parallelen. Auch dem Offenen Bereich können die o. g. Funktionen von virtuellen Räumen zugeordnet werden: Dort kann man theoretisch andere Jugendliche treffen, sich verabreden, sich vergleichen, Dinge in Angriff nehmen oder sich Informationen beschaffen etc. Diese klassischen Funktionen des Offenen Bereiches haben sich jedoch heute teilweise in die neuen Medien verschoben. Man muss als Jugendlicher keine Jugendeinrichtung mehr aufsuchen, um Kontakt zu anderen Jugendlichen herzustellen, um z. B. eine gemeinsame Aktion zu verabreden. Dazu dienen heute insbesondere die sozialen Netzwerke.

Aus der Beschreibung der Veränderung jugendlicher Aneignungsformen insbesondere im Bereich virtueller Räume könnte man schlussfolgern, dass die von Pluto genannten Möglichkeiten der gegenständlichen Aneignung, Face-to-face-Kommunikation und Selbstinszenierung im Offenen Bereich zu stärken sind. Des Weiteren ist er als einer der wenigen Freiräume, die Jugendliche heute haben, als konzeptionelles Element der Offenen Kinder- und Jugendarbeit viel stärker zu betonen als bisher. Noch immer gilt der Offene Bereich aber auch als schwieriger Übergangsbereich zwischen der Straße und der pädagogischen Arbeit in Gruppen, Projekten etc. Um den Eigenwert des Offenen Bereiches in dem oben skizzierten Sinne zu betonen, bedarf es allerdings auch einer speziellen Ausstattung und einer besonderen Aufmerksamkeit der Fachkräfte. Wenn man den Offenen Bereich als aneignungsförderndes und herausforderndes Setting gestalten will, benötigt man pädagogische Methoden und Ansätze, die den Jugendlichen einerseits Raum und Anregung für die skizzierten Tätigkeiten geben, andererseits sie auch animieren, motivieren, ja sogar herausfordern, die gegebenen Chancen zu nutzen.

Im Folgenden soll der Offene Bereich unter verschiedenen Aspekten diskutiert und interpretiert werden, um daraus Schlussfolgerungen für eine Neugestaltung und damit einhergehende Neubelebung zu ziehen. Das folgende Beispiel zeigt zunächst einen kleinen Schritt zur Veränderung des Offenen Bereiches in dem hier intendierten Sinn.

Bildungsherausfordernde Raumveränderung im Offenen Bereich

In einer kleinen Jugendeinrichtung im Keller einer Schule hat eine hauptamtliche Mitarbeiterin das Projekt „Zitatensammlung“ entwickelt. Betritt man durch den vergitterten Kellereingang den Flur der Einrichtung, so hängen auf beiden Seiten gerahmte Zitate aus zeitgenössischer Literatur, die die Mitarbeiterin dort präsentiert. Es handelt sich um einzelne Zitate aus unterschiedlichen Werken, die die Mitarbeiterin aus Büchern entnommen hat, die sie gerade liest und für Jugendliche interessant hält. Die Zitate sind im Rahmen mit Passepartout aufgehängt und erscheinen schon deshalb bemerkenswert in dem sonst eher tristen Eingangsbereich. Nach dem Aufhängen der Zitate wartet Frau S. auf die Reaktion der Jugendlichen ohne weitere didaktische Planung. Das Zitat aus Salingers „Der Fänger im Roggen“, „Ihr seid alles Idioten, die nie diskutieren, daran erkennt man Idioten immer“, führte zu intensiven Diskussionen mit den marokkanischen Jugendlichen, die Frau S. so beschreibt:

„Wir hatten zu dieser Zeit etwas massivere Konflikte mit marokkanischen Besuchern, die allerdings sehr diskussionsfreudig sind und sich durch das Zitat persönlich betroffen und provoziert fühlten. Nachdem zunächst wirklich Aufruhr da war, ergab sich daraus eine heftige Diskussion. Von einigen kam auch: ‚Der Rahmen muss weg, so etwas wollen wir hier nicht haben!‘ Es ergab sich eine Diskussion um die Frage: Was ist eigentlich Diskussionskultur? Wie redet man so miteinander, dass am Ende wirklich ein Sinn herauskommt (vorher hatten wir als MitarbeiterInnen oft Diskussionen mit den marokkanischen Jugendlichen abgebrochen!)? Es ergeben sich also aus den Zitaten Gespräche im Offenen Bereich bis hin zu Jugendlichen, die wirklich auch anfangen zu lesen, das sind aber die Ausnahmen! Es gibt Jugendliche, die sich Bücher ausleihen wollen. Einer, der sich jetzt Dietrich Schwanitz’ „Alles was man wissen muss“ gekauft hat und sich da irgendwie durchgeackert hat, oder auch andere Jugendliche, die jetzt sagen: ‚Empfehl mir doch mal einen Roman, den ich lesen kann.‘ Das Interesse am Lesen und an Auseinandersetzungen wird durch die Zitatensammlung schon geweckt.“

An diesem Beispiel wird der Aspekt der bildungsherausfordernden Raumveränderung deutlich, der hier durch die Pädagogin betrieben wird: Der Offene Bereich wird durch die Zitatensammlung umgestaltet. Der Flurbereich erhält eine andere Definition, er ist weniger Durchgangsbereich, sondern wird zum Ort der Kommunikation. Gerade die Offenen Bereiche mit ihren räumlichen Möglichkeiten (die oft nicht genügend genutzt werden!) lassen solche Installationen zu. Ein entsprechendes räumliches Setting bietet den Jugendlichen die Möglichkeit, Botschaften wahrzunehmen und sich darüber auszutauschen oder diese auch zu ignorieren.

Die Pädagogin schafft durch ihre Zitatensammlung neue Situationen, jedoch ohne didaktischen Zwang, ohne daraus gleich ein Projekt zu machen, das als schulische Zitatensammlung sicher von den Jugendlichen abgelehnt würde. Sie schafft Bildungsherausforderungen, auf die die Subjekte selbsttätig antworten und somit ihre

Selbstbildung entwickeln können. Die Mitarbeiterin versucht, sich nicht den Jugendlichen anzupassen, sondern konfrontiert sie mit ihrem eigenen persönlichen Profil, mit ihren Interessen und wird dadurch für die Jugendlichen interessant. Es geht hier nicht um literarische Bildung von Jugendlichen, sondern um die Konfrontation mit anderen Lebenszuschnitten, Interessen und Zugängen, die die eigenen infrage stellen lässt, die zu Ansätzen von Reflexion führt und möglicherweise das Handlungsrepertoire der Jugendlichen langfristig erweitert. Das Projekt der Zitatensammlung ist durch folgende Merkmale gekennzeichnet: Der Verlauf ist offen, MitarbeiterInnen und Jugendliche handeln gleichberechtigt, der Ausgang der Situation ist ungewiss, die Jugendlichen könnten sich auch jederzeit der Situation entziehen. Auf dieser Grundlage können die Jugendlichen die Situation weitgehend selbst gestalten, verändern und sich dadurch beteiligen. Ob diese Situation es ermöglicht, dass die Jugendlichen sich Kompetenzen aneignen können (z.B. adäquate Formen, sich auseinanderzusetzen), hängt wesentlich davon ab, ob es der Mitarbeiterin gelingt, ein Setting herzustellen, das im Gegensatz zur didaktisch-methodischen Durchplanung von pädagogischen Prozessen ausgesprochen offen gehalten ist und in dem sie sich selbst auch in ungeplante und damit vom Ablauf unsichere Situationen bringt.

Der Offene Bereich als „Arena“ für Jugendliche und Mitarbeiter

Mit der Metapher der „Arena“ beschreiben Cloos u. a. in ihrem Band „Die Pädagogik der Kinder- und Jugendarbeit“ (Cloos u. a. 2009) sehr eindrücklich den Alltag der Offenen Kinder- und Jugendarbeit, insbesondere wie er sich im Offenen Bereich darstellt: Selbstinszenierung, Abgrenzung und Zugehörigkeit bestimmen weitgehend das Verhalten zwischen den Cliquen und dafür bietet der Offene Bereich eine ideale Arena. Auch die Rolle der Fachkräfte in der Arena skizzieren die Autoren sehr treffend, indem sie verschiedene Handlungsregeln aufstellen, nach denen die MitarbeiterInnen sich insbesondere auch im Offenen Bereich verhalten sollen: die „Mitmachregel“, die „Sparsamkeitsregel“ sowie die „Sichtbarkeitsregel“ (Cloos u. a. 2009, S. 159 ff.). Den Begriff der Arena begreifen die Autoren als „eine pädagogische Grundsituation, die für die jugendlichen und erwachsenen Akteure konstitutiv ist“ (a. a. O., S. 86). Vor diesem Hintergrund werden sowohl jugendliches Verhalten als auch die Interventionen der Fachkräfte analysierbar: „[...] das Sich-in-Szene-Setzen und Zuschauen, der Wechsel aus zentrierter und dezentrierter Interaktion, aus Spielerischem und Ernsthaftem. Schließlich verbindet die Kategorie Arena auch die komplexen Geflechte unterschiedlicher Arbeitsbeziehungen mit einem working consensus, der in den von uns beobachteten Jugendhäusern die unausgesprochene Basis für das Handeln im Jugendhaus darstellt“ (a. a. O., S. 86 f.).

Die Offenen Bereiche der in dieser Studie untersuchten Jugendhäuser bieten unterschiedliche sozial-räumliche Bedingungen für das Agieren in der Arena. Die Autoren beschreiben das Handeln in der Arena u. a. in unterschiedlichen Platzierungspraktiken, wie etwa „Umherschweifen, sich (präsent) zeigen, sich separieren

und Gravitation erzeugen“ (Cloos u. a. 2009, S. 128–137). In diesem Feld untersuchen sie die Kommunikation zwischen Jugendlichen und Fachkräften sowie deren Interaktionen und kommen zu einer idealtypischen Beschreibung von konstitutiven Regeln (a. a. O., S. 159 ff.).

Die von Cloos u. a. herausgearbeiteten Aspekte geben dem Offenen Bereich eine besondere Funktion in der Ermöglichung der sehr differenziert analysierten performativen Verhaltensweisen zwischen Jugendlichen und MitarbeiterInnen im Jugendhaus. Der Begriff der Arena eröffnet dabei nicht nur den Blick auf die räumlichen Komponenten, die als Rahmenbedingungen eine wesentliche Rolle spielen, sondern vielmehr auf die Konstituierung eines sozialen Ortes, der sich ganz im Gegensatz zu anderen pädagogischen Orten (wie etwa der Schule) durch seine Offenheit und die damit verbundenen Inszenierungs- und Platzierungsmöglichkeiten kennzeichnet. Mit ihrer ethnografischen Deutung und Reflexion erschließen die Autoren die Qualitäten des Offenen Bereiches und der damit verbundenen Handlungsmöglichkeiten für Jugendliche und Fachkräfte. Auch wenn die Autoren selbst keine direkten Konsequenzen hinsichtlich der Gestaltung eines Offenen Bereiches ziehen bzw. praktische Empfehlungen aussprechen, lassen sich diese auf der Basis der Ergebnisse als ein Zurverfügungstellen veränderbarer, sehr unterschiedlich gestalteter, räumlicher Settings verstehen. Aus Sicht der Autoren ergeben sich folgende Konsequenzen: „Die hier nur angedeuteten unterschiedlichen Perspektiven auf Räume gilt es für die Kinder- und Jugendarbeit – auch in Verbindung mit der Frage nach den dort wirksam werdenden Machtverhältnissen – empirisch weiter auszuloten. Dies meint auch, dass Kinder- und Jugendarbeit nicht einfach aufgefördert ist, Sozialraum oder Lebenswelt konzeptionell einzubinden. Vielmehr ist hier zu reflektieren, wie über das sozialpädagogische Agieren mit und in Orten und Räumen unterschiedliche Raumkonstruktionen in Konkurrenz zueinander geraten können und wie angesichts dessen zwischen JugendarbeiterInnen und Jugendlichen sozialer Raum gemeinsam hergestellt wird“ (Cloos u. a. 2009, S. 303). Aber auch die Rolle des Sozialraums, in dem eine Jugendeinrichtung mit ihrem Offenen Bereich liegt, und deren Zusammenhang stellen einen weiteren interessanten Aspekt dar.

Der Offene Bereich als öffentlicher Raum

Der Offene Bereich erscheint als Teil des öffentlichen Raums und als Übergang zum Stadtteil. Er kann somit einen intermediären Bereich zwischen der pädagogischen Einrichtung und dem öffentlichen Raum darstellen. Die von Christian Kühn skizzierten architektonischen Interpretationen machen durchaus eine direkte Verbindung zwischen der Gestaltung von Einrichtungen und dem Sozialraum/Stadtteil deutlich. Aus einem sozialräumlichen Verständnis heraus sollte der Offene Bereich Verbindungen zum Stadtteil herstellen, aber auch Bedarfe aufgreifen, etwa durch das Angebot von Nischen und Bühnen (die möglicherweise im Stadtteil weitgehend fehlen).

Als öffentlicher Raum wird allgemein der zugängliche Bereich von Orten ohne physische oder soziale Barriere bezeichnet. Für eine Analyse und eine daraus folgende bessere Gestaltung des Offenen Bereiches erscheint es sinnvoll, zunächst Erkenntnisse über öffentliche Räume einzubeziehen, so wie sie in der Stadtsoziologie, aber auch Stadtplanung in den letzten Jahren entwickelt wurden:

Oliver Frey unterscheidet nach Nissen drei Typen von öffentlichen Räumen:

- „öffentliche Freiräume“ (Grünflächen, Parks, Spielplätze, der Straßenraum ...),
- „öffentlich zugängliche verhäuslichte Räume“ (Kaufhäuser, Shopping-Malls, Bahnhöfe ...),
- „institutionalisierte öffentliche Räume“ (Sportanlagen, Vereine, Musikschulen, Schulräume, Kirchenräume ...) (Frey 2004, S. 223).

Insbesondere der letztgenannte Typ weist auf eine Qualität öffentlicher Räume hin, die durch eine bestimmte Nutzungsform entsteht, d.h., Räume erhalten ihre spezifische Qualität durch die Art der Nutzung sowie durch Aneignung, Umdeutung und Definition. Dies bedeutet, dass auch institutionalisierte öffentliche Räume (z. B. Schulen) aus Sicht der Kinder und Jugendlichen eine spezifische Aneignungsqualität besitzen (können).

In der Diskussion um öffentliche Räume wird neben den oben aufgezählten oft der Begriff „halböffentlicher Raum“ benutzt. Dieser ist für die Allgemeinheit zwar meist frei zugänglich, jedoch nicht in deren Besitz, wie z.B. Cafés, Bibliotheken, Museen, öffentliche Verkehrsmittel, Universitäten, Kaufhäuser. Mit „halböffentlichen Räumen“ sind also Räume gemeint, die weder dem öffentlichen noch dem privaten Raum zugeordnet werden können. Die Offenen Bereiche von Jugendeinrichtungen könnte man in diesem Sinne zu den halböffentlichen Räumen zählen, allerdings kann es sie aus juristischer Sicht so nicht geben, da die Eigentumsverhältnisse klar zwischen privatem und öffentlichem Raum unterscheiden. Dennoch ist gerade der eher soziologische Begriff des „halböffentlichen Raums“ geeignet, um die Qualitäten dieser Übergangsräume zu beschreiben. Solche Räume oder Bereiche sind allerdings problematisch bezüglich des Konfliktpotenzials zwischen den NutzerInnen. Ein Beispiel hierfür ist die mit Konflikten verbundene Umnutzung privater Parkplätze, etwa vor großen Baumarktketten, an den Wochenenden. Auch der Offene Bereich in den Einrichtungen ist oft umkämpft. Es geht um die Dominanz einzelner Cliquen, die manchmal schon durch ihre Anwesenheit verhindern, dass andere Jugendliche die Häuser betreten. Das Verhalten der Jugendlichen im Offenen Bereich ist für die Fachkräfte oft unzugänglich, weil es ihrem Verhalten in den öffentlichen Räumen in ihren jeweiligen Stadtteilen gleicht. Damit stellt sich oft die Herausforderung, die Jugendlichen aus dem Offenen Bereich heraus für weitergehende Projekte zu motivieren. Dass dafür schon die Gestaltung des Offenen Bereiches eine wesentliche Rolle spielt, haben viele Fachkräfte verstanden und nutzen den Offenen Bereich in entsprechender Weise.

Der öffentliche Raum wird in unserem Zusammenhang besonders als die Bühne jugendlicher Selbstinszenierung in sehr unterschiedlichen Dimensionen gesehen. Lothar Böhnisch spricht davon, dass Jugendliche „in Gelegenheitsstrukturen verharren“, und fasst damit ein jugendtypisches Verhaltensphänomen, das gerne als „Abhängen“ oder „Herumhängen“ bezeichnet wird. Der öffentliche Raum bietet z. B. die Möglichkeit, dass Jugendliche im Rollenspiel ihr Verhaltensrepertoire erweitern, so wie dies in der Literatur immer wieder in der Kontaktaufnahme zwischen Jugendlichen und Erwachsenen beschrieben wird. Dass der öffentliche Raum als Aneignungs- und Bildungsraum für viele Jugendliche eine Faszination besitzt, zeigen auch Beispiele des „wildten“ Lernens, wie etwa im Parcours, einer jugendlichen Aneignungsform des öffentlichen Raums in der Stadt. Auch illegale und gesellschaftlich nicht anerkannte Aktivitäten im öffentlichen Raum, etwa Graffiti, machen die Faszination des öffentlichen Raumes aus. Diese attraktiven Funktionen des öffentlichen Raumes können sich die Fachkräfte für den Offenen Bereich einer Jugendeinrichtung zunutze machen, indem sie den Jugendlichen die Möglichkeit einer (individuellen) Raumaneignung geben.

Der Offene Bereich als Medium der „Raumaneignung“

Im Konzept der sozialräumlichen Aneignung, welches auf die kulturhistorische Schule der sowjetischen Psychologie zurückzuführen ist, wird die Entwicklung des Menschen als tätige Auseinandersetzung mit seiner Umwelt begriffen, die vordergründig in den Orten des informellen Lernens erfolgt (vgl. Deinet 2004, S. 178). Das Aneignungskonzept wird in Deutschland in einem ersten Schritt von Holzkamp (1983) auf eine gesellschaftliche Ebene übertragen. Demnach vollzieht sich Entwicklung der Heranwachsenden in der eigentätigen Auseinandersetzung mit der Umwelt durch die „Aneignung der gegenständlichen und symbolischen Kultur“ (Deinet 2004, S. 178). In einem zweiten Schritt kann der Gesellschaftsbezug des Aneignungskonzeptes vor dem Hintergrund sozialökologischer Raummodelle auf die konkreten räumlichen Strukturen übertragen werden. Dieser Schritt ist entscheidend, um den Zusammenhang von Raum und Aneignung für die sozialräumliche Entwicklung von Heranwachsenden untersuchen zu können.

Aus dem aktualisierten Aneignungskonzept lassen sich insgesamt fünf konkrete sozialräumliche Aneignungsdimensionen operationalisieren, um die sozialräumliche Entwicklung von Heranwachsenden als Wechselbeziehung zwischen Raum und Mensch untersuchen zu können (vgl. Derecik 2011, S. 70–75). Die Aneignung als Erweiterung motorischer Erfahrungen basiert dabei zunächst auf der grundlegenden Aneignung von Gegenstandsbedeutungen nach Leontjew (1973). Die nächsten drei Aneignungsdimensionen lassen sich anhand sozialökologischer Raumvorstellungen bestimmen (vgl. Deinet 1992; 1999), wobei Aneignung als Verknüpfung von Räumen die Schnittmenge zwischen den klassischen und den erweiterten Formen der Aneignung darstellt. Aneignung als Spacing ist schließlich den neuen Raumvorstellungen

und damit dem neuen Raumbegriff von Löw (2001) zu verdanken. Alle fünf Aneignungsdimensionen basieren dabei auf der eigentätigen Auseinandersetzung der Heranwachsenden mit der Umwelt.

- Aneignung als Erweiterung motorischer Fähigkeiten,
- Aneignung als Erweiterung des Handlungsraums,
- Aneignung als Veränderung von Situationen,
- Aneignung als Verknüpfung von Räumen,
- Aneignung als Spacing.

Spacing, also das eigentätige Schaffen von Räumen, ist nicht nur eine erweiterte Form der Aneignung, sondern ermöglicht es ebenso, „neu über bildungspolitische und pädagogische Aspekte der Kämpfe um Raum nachzudenken“ (Löw 2001, S. 245). In dieselbe Richtung gehen auch die Überlegungen von Scherr (2002, S. 6), der vor allem die Bedeutung von „Rückzugsräumen“ hervorhebt und gleichzeitig den bedeutendsten Indikator für derartige Aneignungstätigkeiten liefert: „Fragt man nach den Bildungspotenzialen aktiver Raumgestaltung und -aneignung, dann ist erstens an die unterschiedlichen Arrangements von Rückzugsräumen zu denken, d.h. solcher Orte und Arrangements, die durch maximale Distanz zu den Routinen und Zwängen des Alltagslebens gekennzeichnet sind.“

Das Aneignungsverhalten von Kindern und Jugendlichen muss dabei stets als eine Form von Raumverhalten verstanden werden. Raumtheoretische Untersuchungen erfordern, sowohl die Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Raum in konkreten Situationen zu betrachten als auch die Räume und die Menschen selbst. Löw (2001, S. 156–157) fordert dabei zu relationalem Denken auf, d.h., dass zunächst die Wechselbeziehungen zwischen den Räumen und den Menschen zu betrachten sind, denn diese verdanken ihre Eigenschaften zu wesentlichen Teilen ihrer Wechselbeziehung zueinander.

Aus den bisherigen Betrachtungen heraus erscheint gerade der Offene Bereich im Schnittpunkt gesellschaftlicher Vergegenständlichungen und jugendlicher Aneignungen zu liegen. Im Gegensatz zu gesellschaftlich stark funktionalisierten und strukturierten Bereichen, etwa der Schule, sind die „Raumbestimmtheiten“ in den Offenen Bereichen oft weniger stark ausgeprägt. Der Offene Bereich kann damit ein Raum sein, der sowohl vonseiten der Jugendlichen als auch vonseiten der Fachkräfte sehr unterschiedlich definiert werden kann: „Dementsprechend ist der Prozess der Aneignung als Wechselwirkung zu verstehen, in der sich verschiedene Raumbestimmtheiten – die der Jugendlichen- und die der Erwachsenenengesellschaft – konstituieren und sozial rückwirken: Als Botschaften im Raum, in Form von formellen Regeln oder informellen Verhaltenserwartungen oder auch in Form von räumlich vermittelten Strukturen“ (Krisch 2009, S. 11). Der von Krisch aktualisierte Simmel'sche Begriff der Wechselwirkungen, verbunden mit dem relationalen Raumverständnis der modernen Raumsoziologie, lässt den Offenen Bereich in einem

ganz anderen Licht erscheinen: Er stellt nicht mehr nur den Eingangsbereich oder den unüberschaubaren Bereich des „Unverbindlichen“ dar, vielmehr kann der Offene Bereich durch seine Strukturen aus Sicht der Jugendlichen, aber auch aus Sicht der Fachkräfte eine überaus interessante Aneignungsfunktion entwickeln.

Die hier skizzierten Blicke auf den Offenen Bereich – insbesondere das Konzept der Rauman eignung – ermöglichen nicht nur eine ganz neue Einschätzung seiner Wertigkeit, sondern auch der dort entstehenden Bildungsmöglichkeiten. Für die Fachkräfte bedeutet dies auf keinen Fall einen „Rückzug hinter die Theke“, sondern ein Mitgestalten bis hin zur Konfrontation (s. u.), um die Jugendlichen mit „Raumbestimmtheiten“ in ihrem Handeln herauszufordern. Gerade in der Wechselwirkung zwischen jugendlicher Inszenierung und den sich verändernden sozial-räumlichen Settings liegen erhebliche Bildungschancen, die auch in der Funktion des Offenen Bereiches als „Arena“ gesehen werden können. Mit diesen Operationalisierungen lässt sich der Offene Bereich untersuchen und gestalten. Die Rahmenbedingungen können möglicherweise so gestaltet werden, dass Aneignungsprozesse möglich gemacht und viel stärker in den Blick der sozialpädagogischen Konzepte gerückt werden. Damit können auch aktivere Interventionsformen (s. u.) entwickelt werden, die jugendliche Aneignung herausfordern und den Offenen Bereich selbst zu einem Aneignungs- und Bildungsraum machen.

Gestaltung des Offenen Bereichs als aneignungsförderndes und -herausforderndes Setting

Den Offenen Bereich so zu gestalten, dass er z. B. die Erweiterung motorischer Fähigkeiten vom „einfachen“ Umgang mit Werkzeugen (z. B. Umgang mit Scheren, den viele Kinder in ihren Familien nicht mehr erlernen) bis hin zur Aneignung eines reflektierten Umgangs mit modernen Medien fördert, ist zunächst einmal eine Frage der zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten und der entsprechenden Ausstattung. Kinder und Jugendliche können heute nur durch eine hochwertige Ausstattung angesprochen werden, die einen Aufforderungscharakter besitzt und sie motiviert, ihre Fähigkeiten einzusetzen und zu erweitern. Dazu wird aber auch eine strukturierende Kompetenz der Fachkräfte benötigt, die z. B. den Offenen Bereich nutzen, um immer wieder neue Anstöße zu geben, und auch durch wechselnde Materialien einen entsprechenden Aufforderungscharakter schaffen können.

Die Erweiterung des Handlungsraumes von Jugendlichen im konkret körperlich-physikalischen Sinne geschieht natürlich außerhalb der Einrichtung, indem sie sozialräumliche Bereiche einer Stadt oder einer Region erobern, die ihnen vielleicht bisher unbekannt sind oder in denen sie sich bisher unsicher gefühlt haben. Der Offene Bereich kann dafür Ausgangspunkt sein und Basis, um solche Projekte zu ermöglichen, die oft nicht mit festen Gruppen, sondern durchaus auch spontan erfolgen können.

Im Sinne der Erweiterung medialer Handlungsräume gewinnt der Offene Bereich deshalb eine neue Funktion, weil es gerade hier möglich ist, durch eine entsprechende

Ausstattung Jugendliche anzusprechen, die von sich aus keine Kurs- oder Gruppenangebote besuchen würden, sondern eher individuell angesprochen werden wollen. So zeigen Beispiele von Internetführerschein, die für die Nutzung von Computern im Offenen Bereich von Einrichtungen erforderlich sind, wie es gelingen kann, Jugendliche zu motivieren, ihren Handlungsraum zu erweitern, um entsprechende Angebote nutzen zu können.

Für die Veränderung von Situationen bietet der Offene Bereich eigentlich die besten Voraussetzungen: Gerade durch den Angebotscharakter, die Unverbindlichkeit und die Anmutung eines halböffentlichen Raumes, den man auch jederzeit wieder verlassen kann, werden Möglichkeiten für jugendliche Selbstinszenierung etc. geschaffen. Das Offenhalten des Offenen Bereiches als Arena, als Bühne für jugendliche Selbstinszenierung erwartet allerdings von den Fachkräften ein hohes Maß an Flexibilität und eine Empathie für die Jugendlichen.

Aus dem sozialräumlichen Verständnis von Räumen als gestaltbare Aneignungsräume ergeben sich vielfältige Möglichkeiten der Bildung, die so in der Jugendarbeit bisher kaum genutzt werden. Indem der Raum der Jugendarbeit anregend wirkt, Gestaltung und Veränderung, Konfrontation und alternative Erfahrungen ermöglicht, wird er selbst zu einem Aneignungs- und Bildungsraum. Solche Aneignungs- und Lernmöglichkeiten können durch bestimmte Rahmenbedingungen und Setzungen gefördert, aber nicht im Detail geplant werden, denn dann würden sie ihre Bildungspotenziale verlieren. Die MitarbeiterInnen haben die Chance, durch ihre strukturierende Kompetenz den Raum der Kinder- und Jugendarbeit, besonders den Offenen Bereich, so zu gestalten, dass entweder – positiv – Aneignung und Bildung möglich werden oder – negativ – der Raum der Jugendarbeit in Langeweile, Konsumorientierung und Herumhängen erstarrt. Sie können durch Gestaltungselemente Bildungsprozesse und auch Irritationen etc. ermöglichen, aber nicht erzwingen: „Mit dem Begriff der Ermöglichungsdidaktik wird ein Verständnis des Lehr-/Lernprozesses charakterisiert, das um die Konstruktivität und Eigendynamik sowie die begrenzte ‚Machbarkeit‘ von Lernergebnissen weiß. Anders als erzeugungsdidaktische Konzepte geht die Ermöglichungsdidaktik nicht davon aus, dass durch eine möglichst exakte Lernzielbestimmung und eine möglichst detaillierte Lernplanung Lernerfolge sozusagen technokratisch gewährleistet werden können. Im Anschluss an neuere kognitionstheoretische sowie konstruktivistische Konzepte werden die erwachsenen Lernenden viel mehr als relativ geschlossene, selbst organisierte Systeme verstanden, deren Entwicklung zwar durch externe Impulse angeregt, aber nicht determiniert werden kann“ (Arnold/Schüßler 2003, S. 2). Der Ansatz der Ermöglichungsdidaktik kann den Fachkräften helfen, in dem Arrangement des Offenen Bereichs aktiv zu handeln, obwohl sie die Handlungsbedingungen im Wesentlichen nicht bestimmen können: „Professionelle Lehr-/Lernarrangements können demnach individuelle Aneignung von Neuem, sowie eine Weiterentwicklung von Kognition und Kompetenz ermöglichen, aber nicht, wie bei einer Trivialmaschine, bestimmte Lernergebnisse erzeugen“ (ebd., S. 26). Nur wenn sich die Fachkräfte – so

wie hier vorgeschlagen – in einem interdisziplinären Verfahren mit den verschiedenen Aspekten des Offenen Bereichs auseinandersetzen und so ein sehr breites Spektrum ganz unterschiedlicher Gestaltungs- und Handlungsformen für sich finden, haben sie die Chance, Aneignungssituationen für die Jugendlichen zu ermöglichen: „Aus diesem Grund ist es für die Entwicklung einer Ermöglichungsdidaktik grundlegend, mögliche Arrangements oder Interventionsformen vom Lernenden her zu konzipieren und damit auch systemtheoretisch präziser zu bestimmen, was Aneignung oder Wandel (der Persönlichkeit) konkret bedeuten“ (ebd., S. 28).

Auch wenn informelle Bildungsprozesse nicht vorstrukturiert werden können und sollen, so ergeben sich doch in der Gestaltung der Offenen Bereiche zahlreiche Möglichkeiten, Rahmenbedingungen für die mögliche Entstehung informeller Bildungsprozesse zu setzen, architektonisch oder materiell Anregungen zu geben und damit einen Ermöglichungsraum herzustellen. Im Sinne einer Ermöglichungsdidaktik versteht sich der Pädagoge als Arrangeur von Gelegenheitsstrukturen, die von Kindern und Jugendlichen möglicherweise aufgegriffen werden können.

Die in der Realität der Offenen Kinder- und Jugendarbeit heute zum Teil schlecht besuchten und auch oft architektonisch nicht besonders attraktiv gestalteten Offenen Bereiche sind unter dem Aspekt der Aneignung eine der wenigen Bereiche in pädagogischen Institutionen, die Kindern und Jugendlichen heute noch als Freiraum zur Verfügung stehen, den sie einerseits selbst gestalten können, in dem sie andererseits aber auch durch eine entsprechende Ausstattung und einen von den Fachkräften immer wieder generierten Aufforderungscharakter interessante Erfahrungen machen können.

Da es heute durch z. B. die sozialen Netzwerke in den neuen Medien nicht mehr zwangsläufig nötig ist, eine Jugendeinrichtung aufzusuchen, um mit anderen Jugendlichen in Kontakt zu kommen, müssen die Offenen Bereiche entsprechend umgestaltet und auch konzeptionell neu entdeckt werden. Es reicht nicht mehr aus, eine unprofessionelle gastronomische Einrichtung zu betreiben, die auf keinen Fall mit McDonalds oder anderen Anbietern konkurrieren kann. Außerdem reicht es nicht aus, den Offenen Bereich medial aufzurüsten, sondern bei den Jugendlichen muss sich die Qualität eines Offenen Bereiches so aktualisieren, dass es attraktiv ist, dort tatsächlich körperlich zu erscheinen oder medial Kontakt aufzunehmen. Die von Wagner (s.o.) konstatierten Funktionen der neuen Medien könnten sich in einer medial-architektonischen und kreativen Atmosphäre wiederfinden, die für Jugendliche von Interesse ist, nicht zuletzt weil sie dort Menschen treffen, die ihnen gegenüber eine andere Rolle als LehrerInnen oder Eltern etc. einnehmen.

Bei der Gestaltung des Offenen Bereiches als Aneignungsraum geht es einerseits um ein Anknüpfen an alte, bewährte, aber auch verloren gegangene Ansätze, die in eine neue Zeit übertragen, d.h. zum Teil auch medial und kommunikativ ganz anders gefasst werden müssen. Ob dies mit Fachkräften funktioniert, die zum Teil schon jahrzehntelang in Einrichtungen arbeiten, soll in diesem Zusammenhang nicht weiter diskutiert werden, muss aber die Träger beschäftigen, wenn sie ihre Einrichtungen zukunftsfähig ausrichten wollen.

Literatur

- Arnold, Rolf/Schüßler, Ingeborg (Hrsg.) (2003): Ermöglichungsdidaktik. Erwachsenenpädagogische Grundlagen und Erfahrungen, Grundlagen der Berufs- und Erwachsenenbildung; Band 35, Baldmannsweiler.
- Braun, Karl-Heinz (1994): Schule und Sozialarbeit in der Modernisierungskrise, in: „Neue Praxis“, 2/1994, S. 107 ff.
- Cloos, Peter/Köngeter, Stefan/Müller, Burkhard /Thole, Werner (2009): Die Pädagogik der Kinder- und Jugendarbeit, Wiesbaden.
- Deinet, Ulrich (2009) (Hrsg.): Methodenbuch Sozialraum, VS-Verlag, Wiesbaden.
- Deinet, Ulrich (2005) (Hrsg.): „Sozialräumliche Jugendarbeit. Grundlagen, Methoden, Praxiskonzepte“, 2., völlig überarbeitete Auflage, Wiesbaden.
- Deinet, Ulrich/Krisch, Richard (2002): Der sozialräumliche Blick der Jugendarbeit. Methoden und Bausteine zur Konzeptentwicklung und Qualifizierung, Opladen.
- Deinet, Ulrich/Reutlinger, Christian (Hrsg.) (2004): „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Beiträge zur Pädagogik des Kindes- und Jugendalters in Zeiten entgrenzter Lernorte, Wiesbaden
- Frey, Oliver (2004): Urbane öffentliche Räume als Aneignungsräume. Lernorte eines konkreten Urbanismus?, in: Deinet, Ulrich/Reutlinger, Christian (Hrsg.) (2004): „Aneignung“ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Beiträge zur Pädagogik des Kindes- und Jugendalters in Zeiten entgrenzter Lernorte, Wiesbaden, S. 219–234.
- Holzkamp, Klaus (1973): Sinnliche Erkenntnis, Frankfurt a. M.
- Krisch, Richard (2009): Sozialräumliche Methodik der Jugendarbeit. Aktivierende Zugänge und praxisleitende Verfahren, Weinheim, München.
- Kühn, Christian (2005): Der „Raum“ der Jugendarbeit aus architektonischer Sicht, in: Deinet, Ulrich (Hrsg.) (2005): Sozialräumliche Jugendarbeit. Grundlagen, Methoden, Praxiskonzepte, 2., völlig überarbeitete Auflage, Wiesbaden, S. 133–142.
- Leontjew, A. N. (1973): Problem der Entwicklung des Psychischen, Frankfurt a. M.
- Löw, Martina (2001): Raumsoziologie, Frankfurt a. M.
- Pluto, Liane: Jugendzentren: Rückzugsraum und Bildungsort zwischen Tradition und Moderne, Deutsches Jugendinstitut, DJI Online / Stand: 17. Oktober 2012: <http://www.dji.de/cgi-bin/projekte/output.php?projekt=1156&Jump1=LINKS&Jump2=30>, Zugriff: 31.1.2013
- Seckinger, Mike/Gadow, Tina/Peucker, Christian/Pluto, Liane: Jugendzentren – ein Angebot mit Zukunft? Deutsches Jugendinstitut, DJI Online / Stand: 17. Oktober 2012: <http://www.dji.de/cgi-bin/projekte/output.php?projekt=1156&Jump1=LINKS&Jump2=10>, Zugriff 31.1.2013
- Sturzenhecker, Benedikt/Riemer, Christoph (Hrsg.) (2005): Playing Arts. Impulse ästhetischer Bildung für die Jugendarbeit, Weinheim und München.
- Wagner, Ulrike (Hrsg.) (2008): Medienhandeln in Hauptschülermilieus. Mediale Interaktion und Produktion als Bildungsressource, München.

Orte der Raumaneignung. Räume einer lebendigen Nachbarschaft

Architektur beginnt an den Schnittstellen zwischen innen und außen, zwischen dem Öffentlichen und dem Privaten. Sie handelt daher nicht nur von Gebäuden und wie diese aussehen, sondern auch davon, wie Gebäude und Raum zueinander in Beziehung stehen und wie Menschen zum Raum und untereinander in Beziehung treten. Sie stellt Fragen nach den Grenzziehungen und Übergängen, den Schwellenräumen, die das Verhältnis dieser Dualitäten letztendlich in gebauter Weise definieren. So werden auch Räumlichkeiten durch die Begegnung von öffentlich und privat sowie von innen und außen festgelegt. Die Art und Weise der Begegnungen definiert nicht nur die Qualität der Räumlichkeiten, sondern ebenso ihre architektonische Form. Je nach Gestaltung unserer Architekturen können Beziehungsfelder unterschiedlicher Qualitäten hergestellt werden. Streng architektonisch gesprochen, geht es dabei um die Formulierung einer Beziehung zwischen innen und außen, zwischen öffentlich und privat, zwischen dem Eigenen und dem Fremden, zwischen mir und meinem Nachbarn. Architektur handelt also davon, eine Beziehung zwischen einander gegenüberstehenden Positionen herzustellen und diese zu gestalten.

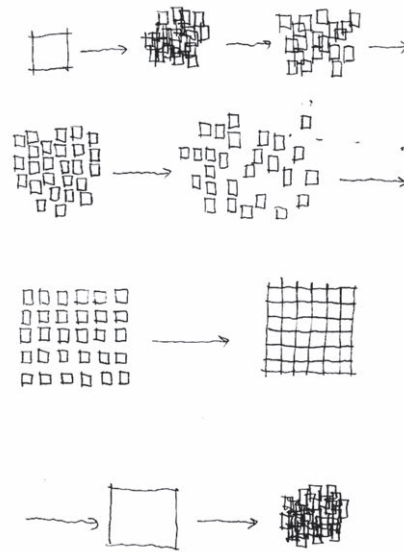
Mit dieser Auffassung zur Architektur tritt das kommunikative Potenzial der Architektur zutage und es stellt sich unmittelbar eine Verbindung zu gesellschaftlichen Fragestellungen des Miteinanderseins ein. So beschreibt auch Peter Sloterdijk in seinem Buch „Der ästhetische Imperativ“ das Haus als *„eine plastische Antwort auf die Frage, wie jemand mit jemanden und etwas in etwas zusammen sein kann“* (Sloterdijk. 2007. S. 260).

Orte der Raumaneignung tragen in sich das Potenzial, auf Handlungsbasis genau an der Auslotung dieser Frage anzusetzen, da ihre Grenzlegungen nicht einer exakten oder besser starren Definition unterliegen. Es sind gebaute Orte, die eher ein basisstrukturelles Raumgerüst anbieten oder sich in ein solches einklinken, als bestimmte Inhalte, Nutzungen und Funktionen vorzuschreiben. Orte der Raumaneignung unterliegen daher keinem vordefinierten Reglement im Sinne einer Nutzungsbeschreibung. Sie bieten die Möglichkeit zum freien Agieren und Handeln

an der Schnittstelle zwischen innen und außen. Es sind Möglichkeitsfelder, in denen eine die üblichen Raumgrenzen überschreitende Dynamik entsteht. *„Architektur darf sich nicht auf den Innenraum verengen, auf eine homogene, kontrollierte Umwelt, die einzig den Komfort der Bewohner im Inneren des Hauses im Blick hat. Ich bin eher an der Erschaffung einer neuen Art von Umwelt interessiert, die das Innere zum Außen und das Außen zum Inneren macht.“* (Ishigami. 2012. S. 19)

Dahingehend ist zu unterscheiden zwischen einem herkömmlichen Raumgebrauch, der konkret vorgegebenen Nutzungen folgt, und der Raumaneignung, die auf wahrnehmender und handelnder Ebene der Erschließung nicht nur des physischen Raums, sondern auch des sozialen sowie des geistigen Raums folgt, um sich darin Orientierung schaffen zu können. Es geht um räumliche Auskundschaftungen, um ein Erforschen von Raumgrenzen und den sich aufspannenden Möglichkeitsfeldern unter Einbeziehung des Unvorhersehbaren und nicht um das bloße In-Besitz-Nehmen eines vorhandenen, vordefinierten Raumgefüges. Vielmehr ist darin das Bespielen eines Raums gemeint, dem das In-Kontakt-Treten mit dem bestehenden Umfeld eingeschrieben ist. Orte der Raumaneignung sind Spielfelder. Erst durch den Akt der Raumaneignung werden diese Felder zum Raum. Das Spielfeld verwandelt sich durch das Spielen selbst zum Spielraum, in dem Entwürfe des Handelns und deren Realisation stattfinden. Seine Grenzen sind immer an die Art der Bespielung und die jeweiligen Reglements gekoppelt und damit veränderlich. Allein aufgrund dessen entziehen sich diese Orte unseren gewohnten und gewöhnlichen Kriterien der Wahrnehmung von Raum, welche immer mit vordefinierten Grenzverhältnissen, mit einer klaren Unterscheidung zwischen innen und außen operiert und sich an allgemeinen Wertvorstellungen, welche mit Dauer und Repräsentanz verbunden sind, orientiert.

Versteht man Raumaneignung als performativen und gestaltenden Prozess zur Raumerschließung, so ist unsere Wahrnehmung gefordert, sich auf veränderbare Grenzverhältnisse einzulassen und selbst andere Kriterien der Raumbewertung wirksam werden zu lassen. Innerhalb dieser Wahrnehmungsweise sind es nicht mehr die Bewertung und Kategorisierung des Raums allein nach seiner materiellen Ausgestaltung in Kriterien wie gut oder schlecht, schön oder hässlich, effizient oder nicht effi-



Strukturelle Spielanleitung zur Raumaneignung /
Grafik: F. Hederer

zient, da das, was an einem Ort als schön bewertet wird, andernorts genau gegenteilig aufgefasst werden kann oder als derartige Kategorie gar nicht zur Verfügung steht. Im performativen Prozess der Raumaneignung wird der Raum selbst als aktive Körper-Umwelt-Interaktion aufgefasst, was uns ermöglicht, den Raum über das Erkennen der jeweiligen Möglichkeitsfelder, die er aufspannt oder eben auch nicht aufspannt, zu beurteilen und zu deuten. Seine Qualität wird dahingehend beurteilt, in welcher Gewichtung die Möglichkeitsfelder zum tatsächlich Möglichen stehen und in welche Richtung der Bespielung, insbesondere des sozialen Raums, er verweist. Räume werden dann nicht mehr in Länge mal Breite mal Höhe oder sonstigen definierten Normen gemessen, sondern in verschiedenen Intensitäten, die durch unterschiedliche Ereignisdichten spürbar werden. Es ist dies eine Raumauffassung, innerhalb derer sich das Soziale mit dem Gebauten verwebt und damit Räume entstehen lässt, Innenräume und Außenräume, die wie Landschaften ineinander übergreifen.

Raumaneignung als Engagement an der Grenze

Grenzen sind die Ränder von Räumen, so zumindest wird dies bei Wikipedia festgehalten. Das ist, wenngleich eine nachvollziehbare, so aber keine ganz glückliche Behauptung. Sie führt nahezu unweigerlich zu dem Gedanken, der Raum sei eine absolute Kiste, womöglich eine betonierte, in der man sich befindet, um nicht zu sagen, in der man, verzweifelnd nach einem Ausgang suchend, umherirrt. Dieses geschlossene Modell des Raums haben wir an sich mit dem Beginn der Neuzeit und der Vorstellung eines unendlichen Universums begonnen zu überwinden, mit dem Ergebnis, dass sich in gewisser Weise ein Verlust des Raums einstellte, da wir uns in unserer Vorstellung seiner Grenzen entledigt haben. Um sich aus der Orientierungslosigkeit dieser unendlichen Raumvorstellung zu befreien, ist es heute mehr denn je vonnöten, sich den Raum wieder anzueignen, über seine Grenzlegungen nachzudenken und Modelle zu entwickeln, die uns Möglichkeiten und Handlungsraum zur Grenzlegung geben, ohne dass man sich selbst in einer neuen, sagen wir postmittelalterlichen, Kiste gefangen nimmt. Ist von Orten der Raumaneignung die Rede, so sind der Raum und damit auch die Architektur keine Kiste oder ein Behältnis, sondern ein fließendes Feld für Begegnungen und Ereignisse.

Betrachtet man die Grenze von ihrer Entstehung aus, so trifft man auf ein eigenartiges Phänomen, dem ein grundlegender Widerspruch eingeschrieben ist. Als Differenzen festlegende Trennung entsteht sie nämlich genau aus ihrem Gegenteil, dem Kontakt. Im Kontakt fallen Verbindendes und Trennendes ineinander und die Grenze ist gleichsam erreicht wie auch überwunden. Das Trennende, die eigentliche Grenzziehung, geht also als Resultat des Kontakts hervor, obwohl diesem im Eigentlichen die Grenzauflösung eingeschrieben ist. Es ist daher die Art und Weise des Kontakts entscheidend sowie der Umgang mit diesem, ob Grenzen entstehen oder eben nicht, wie sie gestaltet sind und wie diese Grenzen wirksam werden.

Ein häufig auftretendes Motiv zur Grenzlegung ist neben dem Abstecken von Besitzverhältnissen der Kontakt im Konflikt. Er kommt, um dem Ursprung des Worts gerecht zu werden, einem Zusammenstoß gleich. Grenzen entstehen demnach dort, wo Zusammenstöße passieren. Zusammenstöße sind Begegnungen im Aufprall. Unfälle gleichermaßen, oft weder beabsichtigt oder erwartet noch vorhersehbar. Sie sind plötzlich. Laut diesem Gedanken sind Grenzen damit nicht per se vorhanden, sie entstehen unvorhergesehen und werden aus der Plötzlichkeit eines Aufpralls hinterlassen. Das aber ist keine befriedigende Grenzbeschreibung. Nein, es ist eine unglückliche, vor allem dann, wenn die Grenze, wie zuvor erwähnt, den Rand eines Raums beschreibt. Der Raum, der sich hier auftut, der des plötzlichen Aufpralls, ist nämlich einer, auf den wir keinen Einfluss nehmen. Wir sind ihm ausgeliefert und müssen ihn hinnehmen. Seine Grenzen machen eher Angst, als dass sie uns Orientierung zu geben vermögen. Wir versuchen erst gar nicht, an solche Grenzen zu gehen, vermeiden tunlichst Konflikte, hüten uns vor Zusammenstößen und engagieren uns daher weder für eine Grenzziehung noch für eine Grenzauflösung. Dieses fehlende Engagement an der Grenze ist bezeichnend für unseren Rückzug, für unsere Eingrenzung in das Private, gepaart mit einem vollkommenen Desinteresse an der Öffentlichkeit.

Trotzdem ist der Idee einer unvorhergesehenen, plötzlichen Grenzlegung etwas abzugewinnen, nämlich aus ihrer Abenteuerlichkeit heraus, welche zu erfahren ist, sobald man sich darauf einlässt. Es liegt diesem Gedanken visionärer Charakter zugrunde, von dem aus es sich lohnt, ihn weiterzudenken und nicht sofort zu verwerfen.

Engagement an der Grenze bedeutet, an Kontakten im Sinne von Begegnungen welcher Art auch immer zu arbeiten, sich für den anderen, für die Öffentlichkeit zu interessieren und die Raumgrenzen aus dem eigenen Handeln heraus wahrnehmbar zu machen und notwendigerweise zu definieren. Architektonisch betrachtet, bedeutet dies nicht, Grenzzustände festzulegen, sondern im Entwurf Grenzumstände zu verhandeln. „Gib einem Gedanken einen Stoß“, schreibt John Cage in seinem „Vortrag über Nichts?“, „er fällt leicht um, aber der Stoßende und der Gestoßene erzeugen die Unterhaltung, die man Diskussion nennt.“ (Cage. 1995. S. 6ff) Dieser Gedankenstoß ist die Grundlage, um dialogische Verhältnisse zwischen den Räumen des Privaten, des Inneren und einer kollektiven Öffentlichkeit entstehen zu lassen. Es ist dies ein architektonischer Gedanke.

Aus der Behauptung, dass Grenzen aus einem Aufprall entstehen, geht in jedem Fall hervor, dass es zur Grenzlegung immer eine Mehrzahl braucht, sprich mindestens zwei, da eins mit und an nichts aufprallen und daher auch nicht in die Konfrontation mit Grenzen, zumindest dieser plötzlichen Art, kommen kann. Räumlich, architektonisch gesehen, ist hier von der Beziehung zwischen öffentlich und privat, zwischen innen und außen die Rede. Wenngleich auch der Aufprall zwar eine Grenze oder besser eine Grenzsituation wahrnehmbar macht, so muss diese nicht sofort als absolut verstanden werden. Sie ist in ihrer Plötzlichkeit zwar da, aber noch

roh und nicht ausformuliert. Es besteht die Möglichkeit, diese Grenzsituationen zu verhandeln, zu formen und letztendlich zu definieren und zu gestalten.

Eine derartige Grenzbetrachtung führt uns weg davon, Grenzen als unverschiebbare, festgelegte Zustände zu begreifen, sondern fordert uns zu einem aktiven Umgang mit dem Thema der Grenze und ihrer Verhältnismäßigkeit heraus. Wir haben es damit nicht mehr mit einem Raum des Vorherbestimmten, sondern mit einem Raum, den ich als einen des Operativen bezeichnen möchte, zu tun, einem, der erst aus dem Handlungsmodus heraus entsteht und wahrnehmbar wird. Im operativen Raum gewinnt unser Handeln performativen Charakter. Es werden neue Konstellationen des Miteinanderseins, damit neue Grenzlegungen und neue Räume entworfen. Möglichkeitsfelder werden offengelegt und fordern zum aktiven Raumgebrauch heraus. Der operative Raum verfügt daher über Grenzverhältnisse, die nicht unverrückbar sind, sondern einer veränderlichen Dynamik unterliegen, welche performativ sowie situativ wirksam wird.

Kann man daher behaupten, dass Grenzen gar nicht per se bestehen, sondern aus der „Plötzlichkeit“, sofern es dieses Wort überhaupt gibt, entstehen? Welchen Sinn hätte eine derartige Behauptung und welche Umgangsformen mit diesen „plötzlichen Grenzen“ könnten wir entwickeln? Der Aufprall in der Plötzlichkeit, der es in gewisser Weise mit dem Unvorhersehbaren aufnimmt, erscheint fürs Erste als etwas Hartes und Starres, das mit Ärgernis und Anstoß zu tun hat. In Wirklichkeit hat er aber etwas Weiches, Ungreifbares und Fluides in sich, das interpretierbar und formbar ist. Architektonisch, von einem entwerfenden Standpunkt aus gesehen, ist es ein spielerischer Umgang mit dem Raum, in dem das Spiel zu einer kritischen, aber auch unvoreingenommenen Methode wird, Grenzen ähnlich einem Filter zu gestalten und zu formulieren.

Gedanken zur Grenzlegung

Denkt man eine Grenze konventionell, so ist die materielle Ausgestaltung der Grenze nicht nur die Mauer, sondern auch der Zaun. Jeder kennt ihn, viele haben ihn. Er grenzt nicht nur ein, sondern auch aus. Die Grenzziehung erfolgt entlang einer in sich geschlossenen Linie, die den Rand eines Systems bezeichnet. Der Zaun als Grenze ist nicht nur Abschottung und Hindernis, sondern er definiert auch einen Unterschied, indem er das eine System vom anderen trennt. Das Eigene vom Fremden, den Nachbarn vom Ich, das Private vom Öffentlichen, das Innen vom Außen. Mit dieser Unterscheidung lässt der Zaun ein duales Wertesystem entstehen, dessen Ziel es ist, einen aktiven Austausch, eine Durchlässigkeit zwischen den beiden Seiten der Grenze zu verhindern.

Den Zaun zu überwinden, von einer Seite auf die andere zu gelangen bedeutet, über ihn hinüberzuklettern oder durch ihn hindurchzuschlüpfen. Ihn zu übergehen, zu unterwandern oder zu durchlöchern, was eigentlich so viel heißt, wie ihn zu korrumpieren. Nicht unwesentlich ist dabei freilich die Standpunktfrage. Nur durch sie

kann entschieden werden, an welcher Seite der Grenze innen und an welcher außen ist.

Nimmt man allerdings den Begriff des Zauns noch genauer unter die Lupe, so stößt man auf durchaus interessante Konnotationen. Der Herkunft des Wortes nach ist der Begriff Zaun mit dem englischen Wort town = Stadt sowie dem niederländischen tuin, was so viel wie Garten bedeutet, verwandt. Aus diesem Zusammenhang erfährt man nicht nur, dass Stadt und Garten etwas miteinander zu tun haben könnten und miteinander in Beziehung stehen, sondern ebenso, dass die Ursprünge des Wortes Zaun nicht in der Bezeichnung des Hindernisses, der Abgrenzung selbst liegen, sondern das von ihm umschlossene Gebiet bezeichnen. Beginnt man damit, statt nur des Zauns die eingezäunten Gebiete im Gesamten zu sehen, nimmt also nicht einen involvierten, inneren Standpunkt ein, sondern eine übergeordnete, eine außerordentliche Sichtweise auf, so wird die eindeutige Unterscheidung und Bewertung zwischen den einzelnen umschlossenen Gebieten nicht mehr ganz so einfach. Die äußeren und die inneren Grenzgesetze beginnen einander zu widersprechen und unsinnig zu werden. Andere Grenzverhältnisse werden wirksam – Grenzgesetze, welche die unterschiedlichen Seiten der Grenze nicht mehr bewerten und gegenseitig ausschließen, sondern sie miteinander in Beziehung setzen und verschiedene Intensitäten dieser Beziehungen thematisieren. Es handelt sich hierbei weder um absolute oder relative, sondern um relationale Grenzsituationen. Aus dieser Sicht der Grenzverhältnisse dehnt sich die Grenze selbst zum Gebiet aus, das sich zu einem Raum öffnet, der dazu herausfordert, mit dem, was zuvor noch hinter der Grenze war, in Beziehung zu treten und die Grenzverhältnisse aktiv zu gestalten. Die Grenze ist damit nicht mehr länger materielles Hindernis, sondern Raum der Begegnungen und der Integrität.

Um einer derartigen Öffnung der Grenze zum Raum näher zu kommen, fällt mir eine weitere Auffassung der Grenze ein, die von Bedeutung sein könnte, nämlich jene des Vorhangs. Ist er zwar im Kontext der Grenze als eisern bezeichnet, so ist das eigentliche Wesen des Vorhangs doch das eines beweglichen Raumteilers, der je nach Nutzung, ob geschlossen oder geöffnet, nicht nur Raumteiler, sondern auch Raumverbinder sein kann.

Vielleicht sollte man unsere Zäune und Wände durch Vorhänge ersetzen, um Grenzen zum Raum werden zu lassen. Der Vorhang stellt definitiv andere Beziehungen zwischen innen und außen, dem Jenseits und Diesseits der Grenze, her, als dies ein Zaun oder eine Mauer tut. Nicht starre und eiserne, sondern veränderbare Beziehungen, die nicht nur trennen, sondern ebenso verbinden können. Zudem würde der Vorhang Grenzsituationen sichtbar und lesbar machen, hat doch ein geöffneter Vorhang eine andere Aussage als ein geschlossener. Er könnte durch seine jeweilige Stellung zur Offenlegung eines Grenzverhaltens Wesentliches beitragen und einen differenzierteren Umgang mit Grenzen hervorrufen. Es geht dabei nicht um vollständige Grenzauflösungen, aber um Grenzverschiebungen und Entgrenzungen, durch die ein Grenzraum, der so zum Handlungsraum wird, entsteht. Diese Grenze zu über-

winden heißt dann nicht mehr, auf fragwürdige Art und Weise von einer Seite auf die andere zu gelangen. Das Gesetz dieser Grenze ist es, in sie selbst auf Handlungsebene einzusteigen, um überwunden zu werden.

Dadurch könnte ein Ort der Kommunikation, des Austausches, der Diskussion und des Fortschreitens entstehen. Unterschiedliche Wege und Möglichkeiten, den Grenzraum zu durchschreiten, ihn sich anzueignen und zu beleben. Einstige Ränder und Peripherien würden zu Knotenpunkten der Begegnung werden. Es könnte durch die Auflösung der Differenz zwischen innen und außen ein fluider öffentlicher Raum entstehen, der dazu herausfordert, Begegnungen bewusst zu gestalten.

Wie diese Grenzen dann gezogen werden, wird von der Art und Weise des Umgangs miteinander abhängen und der Fähigkeit, wechselweise verschiedene Standpunkte und Sichtweisen einzunehmen. Nur so kann man selbst in den Grenzraum einsteigen und mitgestaltender Teil der Grenze werden. Grenzverhältnisse werden nicht nur in ihrer architektonischen Sicht- und Lesbarkeit ausfindig gemacht, sondern auf Handlungsebene mitgestaltet.

Für eine Architektur der Zwischenräume

Ein Grundprinzip von Gebäuden, die einen Ort der Raumaneignung bieten, ist also die wechselseitige Beziehung zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen und deren Ausgestaltung in Form eines ineinandergreifenden Übergangs. Nicht die Abschottung von der Umgebung und den NutzerInnen wird forciert, sondern die Möglichkeit, mit der Umgebung einen Dialog einzugehen, indem sich die Gebäude zur Außenwelt hin öffnen. Es sind nicht Gebäude, die einfach funktionsgerecht genutzt oder gar konsumiert werden, sondern solche, die durch den aktiven Austausch der NutzerInnen untereinander sowie der NutzerInnen mit ihrer Umgebung sich ständig neu konfigurieren und Möglichkeitsfelder der Bespielung aufmachen. Gefragt sind demnach Raumkonzepte und Architekturen, die einen fließenden Übergang zwischen innen und außen, gestaffelt in verschiedenen räumlichen Intensitäten, ermöglichen und so zum integrativen Bestandteil ihrer gebauten sowie sozialen Umgebung werden. *„Das Konzept des Raums als im Fluss befindliche Umwelt erinnert an einen osmotischen Prozess. Statt in sich geschlossen zu bleiben, werden die jeweiligen Bedingungen, die auf beiden Seiten der durchlässigen Grenze herrschen, miteinander verquickt und hybridisiert, so dass die Schwelle hinfällig wird.“* (Angelidou. 2012. S. 37)

Kinder und vor allem Jugendliche sind StadtbewohnerInnen. Individuen, welche die Stadt bewohnen und beleben und sich zu eigen machen. Die Bedeutung von Stadt wird nicht nur physisch in ihrer gebauten Materialität verstanden, sondern auch als eine Gemeinschaft der BewohnerInnen. Das Wesen des Individuums ist es, dass es Teil einer verflochtenen Ordnung ist. Es steht im ständigen Austausch mit seiner Umgebung. Umgebung und Individuum bedingen und beeinflussen sich gegenseitig. So kommt dem Individuum ein öffentlicher und dialogischer Charakter zu und es trägt wesentlich zu einer soziokulturellen Entwicklung bei. Ein Haus für Jugendliche muss

demnach das Bewohnen der Stadt gewährleisten. Es muss ein Haus ohne Mauern sein, ein Vorhanghaus womöglich, das unterschiedliche Intensitäten von Raum herstellt. Der Übergang zwischen innen und außen wird nicht als Grenze im Sinne eines Zauns oder einer Mauer begriffen, sondern als aktiv bespielbarer Schwellenraum. Es ist dies ein Raum, der dazu herausfordert, mit Begegnungen zwischen dem Innen und dem Außen, die auch immer wieder mit Konflikten verbunden sind, umzugehen. Diesem Zwischenraum, der auch als Schwellenraum bezeichnet werden kann, ist ein überraschender, nicht strategischer und situativer Gebrauch eingeschrieben. Häuser, die als Zwischenräume konzipiert sind, stellen das Veränderliche dar.

Pate für derartige Raumkonzepte steht die Idee eines Lebens in einer kollektiven Öffentlichkeit anstelle des abgeschotteten privaten Innenraums. Im Vordergrund dieses Lebensmodells steht nicht das Verlangen nach Privatsphäre und Rückzug, sondern ein gemeinschaftlich gestaltetes Zusammenleben. Dazu bedarf es eines Umdenkens hinsichtlich privater Funktionen und eines Verschmelzens dieser mit der Umgebung, mit der Stadt.

Begegnet man dem öffentlichen Raum unserer Innenstädte, so stößt man zumeist auf einen überdesignten, stark vordefinierten Raum, dem klare Nutzungsvorschriften und damit Grenzlegungen eingeschrieben sind. Nur selten trifft man auf räumliche und auch ästhetische Brachflächen als noch ungenutzte Orte, denen kein vordefiniertes Programm eingeschrieben ist. Diese Orte findet man eher an den Peripherien unserer Städte, dort, wo Veränderungen stattfinden. Auch das ist bezeichnend für das Wirksamwerden von Grenzen. Es ist die Peripherie mit ihren oszillierenden Grenzen unserer Städte, der das Veränderliche eingeschrieben ist. Das Zentrum ist starr und unbeweglich. Diesem meist überdesignten öffentlichen Raum des Zentrums täten Orte der Raumaneignung, die oft aus ästhetischen Brachflächen entstehen, regelrecht gut. Sie würden wirksam werden entgegen einer selbstdesignten Abstumpfung hinsichtlich eines Engagements an der Grenze. Sie machen die Stadt elastisch und beweglich. Indem sie auf eindeutige Grenzlegungen verzichten, werden auch Räume nicht festgelegt, sondern regen zur Aneignung an, zu einem Bewohnen der Stadt, indem sich eine lebendige Beziehung zwischen dem Inneren der Räume und ihrer Umgebung ereignet.

„Ich möchte das Innere der Architektur so entwerfen, dass sie sich wie Außenräume anfühlen. Es ist eine neue Kategorie, die weder innen noch außen ist. Was ich damit bezwecke ist, das Unbekannte, das Unkontrollierbare, das die äußere Umwelt beinhaltet, im Inneren zu aktivieren. Kurz gesagt: Ich möchte eine neue Art von Außenraum im Gebäude schaffen.“ (Ishigami. 2012. S. 127)

Eine Architektur der Zwischen- und Schwellenräume, die Orte der Raumaneignung herstellt, ist nicht eine, die uns bloß in funktionale und funktionierende Kisten verpackt, sondern eine, die uns in Beziehung setzt mit unserer Umwelt. Die situative Aneignung von Räumen ist als Prozess der Gestaltung zu verstehen, in dem Raum als ein Beziehungsgeflecht, als ein Relationsfeld von Dingen und Menschen wirksam wird.

Literatur

Angelidou, Ioanna (2012): Streifzüge durch den städtischen Alltag. In: ARCH+ Zeitschrift für Architektur und Städtebau. 45. Jahrgang, August 2012. # 208 TOKIO Die Stadt bewohnen. ARCH+ Verlag GmbH. Berlin/Aachen.

Cage, John (1995): Silence. Verlag Suhrkamp. Frankfurt a. M.

Fischer-Lichte, Erika (2004): Ästhetik des Performativen. Verlag Suhrkamp. Frankfurt a. M.

Ishigami, Junya. (2012): Das Ende des Anthropischen Prinzips. In: ARCH+ Zeitschrift für Architektur und Städtebau. 45. Jahrgang, August 2012. # 208 TOKIO Die Stadt bewohnen. ARCH+ Verlag GmbH. Berlin/Aachen.

Latour, Bruno (1967): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Verlag Suhrkamp. Frankfurt a. M.

Sloterdijk, Peter (2007): Der ästhetische Imperativ. Fundus Bücher Verlag der Kunst. Dresden.

Raumbedürfnisse

Einleitung

Leben ereignet sich in Räumen. Schon der Körper nimmt Raum ein, wir durchschreiten Räume, wenn wir uns bewegen. Wir besitzen Räume, wir haben Zutritt oder sind ausgeschlossen. Räume haben verschiedene Eigenschaften für die Benutzerin oder den Benutzer: langweilig oder interessant, schön oder hässlich, auf Ideen bringend oder steril, wohltuend oder angsteinflößend. Dies alles unterstreicht die Relevanz von Räumen für die Lebensgestaltung. Wohnen, Bildung, Arbeiten und Kultur sind eng mit den Raumbedingungen verbunden.

Die Fachliteratur nimmt in verschiedener Weise auf die Raumfrage Bezug. Pädagogisch ist weniger von einem „spatial turn“ zu reden, als vielmehr von einer permanenten Allokation des Raumes zu pädagogischen Grundfragen zu sprechen. Große fachliche Orientierungen halten den Raum als gesellschaftliche Lebensstatsache fest. Raum als Grunddimension der Lebensweltorientierung (vgl. Grunwald und Thiersch 2008) oder Raum als Handlungs- und Bezugseinheit in der Sozialraumorientierung (Wolfgang Hinte 2002, Fabian Kessl et al. 2005, Wolfgang Budde/Frank Früchtel/Wolfgang Hinte 2006) sind Beispiele dafür. Pädagogisch sind insbesondere auch Entwicklungsfragen des Raumes bedeutsam. Raum ist damit als Lernfeld im Sinne der Aneignung oder auch als Resultat von Aushandlungsprozessen unter Macht- und Partizipationsperspektiven zu diskutieren.

Im Folgenden wird der Frage nachgegangen, welche Räume wie sein sollen, damit sie Kindern und Jugendlichen gerecht werden. Es ist dies der Versuch, nach den Bedürfnissen zu fragen, die Kinder und Jugendliche an Räume herantragen, und dabei Probleme zu entdecken, die für Kinder und Jugendliche mit Räumen verbunden sind. Den Problemen zwischen Raum und Kindheit bzw. Jugend wird anhand von biografisch erinnerten Raumgeschichten nachgegangen. Schließlich wird anhand der analysierten Bedürfnisse überlegt, welche Räume diese erfüllen könnten bzw. wie die Offene Kinder- und Jugendarbeit ausgestattet sein müsste, um diese Raumbedürfnisse zu erfüllen.

Bedürfnisse von Jugendlichen

Folgt man der These, dass Räume den Bedürfnissen von Kindern und Jugendlichen zu genügen haben, so ist zunächst zu klären, welche Bedürfnissammlungen infrage kommen. Für die folgenden Analysen werden die Konzepte von Ilse Arlt (1920/2010), Diethelm Damm (1974), Karl. C. Garrison und Karl. C. Garrison jr. (1975), Martha Nussbaum¹ (1999, 2010), T. Berry Brazelton und Stanley I. Greenspan (2002) sowie Werner Obrecht und Heinrich Zwicky (2011) im Sinne einer subjektiven Auswahl herangezogen².

Auffallend ist zunächst zweierlei. Erstens beziehen sich drei der ausgewählten Ansätze auf die Kindheit bzw. Jugendzeit: die Ansätze von Damm sowie von Karl C. Garrison und Karl C. Garrison jr. formulieren Bedürfnisse für Jugendliche. T. Berry Brazelton und Stanley T. Greenspan haben die Kindheit zum Inhalt. Den übrigen Konzepten ist gemeinsam, dass sie Bedürfnisse über die Lebensspanne postulieren, die dann auch Relevanz für Kinder und Jugendliche besitzen, aber sich eben nicht spezifisch mit der Kindheit bzw. dem Jugendalter auseinandersetzen, obwohl doch einiges dafür sprechen dürfte, dass Kinder und Jugendliche ein eigenständiges Bedürfnisspektrum besitzen.

Tabelle 1: Bedürfniskonzepte vor 1980

Ilse Arlt	Diethelm Damm	Garrison und Garrison
Ernährungsbedürfnis	soziale Anerkennung	physiologische Bedürfnisse
Körperpflegebedürfnis	Erlebnis und Anregung	Sicherheitsbedürfnisse
Bekleidungsbedürfnis	Selbstbestimmung	Unabhängigkeitsbedürfnisse
Erholungsbedürfnis	Sicherheit und Solidarität	Bedürfnis nach Zugehörigkeit (Liebesbedürfnis)
Luftbedürfnis	Erkenntnis und Orientierung	Leistungsbedürfnis
Erziehungsbedürfnis	etwas bewirken zu können	Bedürfnis nach Selbstverwirklichung und Ich-Entwicklung
Geistespflegebedürfnis	befriedigende Partnerbeziehungen und Sexualität	
Wohnungsbedürfnis	Bedürfnis nach Erholung und Entspannung / physischem und psychischem Wohlbefinden	
Bedürfnis nach Rechtspflege	Bedürfnis nach motorischem Erleben	
Bedürfnis nach Familienleben		
Bedürfnis nach ärztlicher Hilfe und Krankenpflege		
Bedürfnis nach Unfallverhütung und erster Hilfe		
Bedürfnis nach Ausbildung und wirtschaftlicher Tüchtigkeit		

- 1 Martha Nussbaum spricht zwar von „Capabilities“, die in der deutschen Übersetzung als Grundfähigkeiten formuliert werden und auch gesellschaftliche Strukturbildung verfolgen, dennoch scheint zumindest eine Nähe zu Bedürfniskonzepten zu bestehen
- 2 Die angeführten Jahreszahlen beziehen sich auf die präsenten Publikationen. Primäre oder anderssprachige Publikationen können erheblich davon abweichen.

Zweitens werden kaum Raumbedürfnisse im engeren Sinn formuliert, sodass bestimmte Räume bezeichnet werden würden. Allerdings kommen einige Formulierungen Raumideen sehr nahe, wie z.B. das „Wohnungsbedürfnis“ bei Ilse Arlt. Andere Dimensionen besitzen aber zumindest indirekte Relevanz. Räume sind demnach Orte, die Gelegenheiten offerieren (z.B. „befriedigende Partnerbeziehungen und Sexualität“ bzw. „motorisches Erleben“ bei Diethelm Damm) oder Eigenschaftsträger sind (z.B. „ästhetisches Erleben“ oder „sensorische Stimulation“ bei Werner Obrecht und Heinrich Zwicky).

Tabelle 2: Capability-Approach und Bedürfniskonzepte nach 1990

Martha Nussbaum	Brazelton und Greenspan	Werner Obrecht und Heinrich Zwicky
Leben	Das Bedürfnis nach beständigen liebevollen Beziehungen	physische Integrität
Körperliche Gesundheit	Das Bedürfnis nach körperlicher Unversehrtheit und Sicherheit	Austauschstoffe
Körperliche Integrität	Das Bedürfnis nach individuellen Erfahrungen	Regenerierung
Sinne, Vorstellungskraft und Denken	Das Bedürfnis nach entwicklungs- gerechten Erfahrungen	sexuelle Aktivität und Fortpflanzung
Gefühle	Das Bedürfnis nach Grenzen und Strukturen	sensorische Stimulation
Praktische Vernunft	Das Bedürfnis nach stabilen und unterstützenden Gemeinschaften	ästhetisches Erleben
Zugehörigkeit	Das Bedürfnis nach einer sicheren Zukunft für die Menschheit	Abwechslung
Andere Spezies		Orientierung
Spiel		Sinn
Kontrolle über die eigene Umwelt		Kontrolle
		Liebe und Freundschaft
		spontane Hilfe
		sozial(kulturell)e Zugehörigkeit
		Identität
		relative Autonomie
		soziale Anerkennung
		Gerechtigkeit
		Fairness
		Kooperation

Deutlich ist, dass zahlreiche Bedürfnisse von verschiedenen AutorInnen auch bei unterschiedlicher Bezeichnung doch Ähnliches meinen könnten. Beispiele sind etwa „Erholung“ bei Ilse Arlt und „Regenerierung“ bei Werner Obrecht und Heinrich Zwicky oder „Liebesbedürfnis“ bei Karl C. Garrison und Karl C. Garrison jr. und „Liebe und Freundschaft“ bei Werner Obrecht und Heinrich Zwicky. Eindeutig wiederkehrend sind „befriedigende Partnerbeziehungen und Sexualität“ bei Diethelm Damm oder „sexuelle Aktivität und Fortpflanzung“ bei Werner Obrecht und Heinrich Zwicky. Grundlegend erwähnt sind auch mehrmals „physiologische Bedürfnisse“ bei Karl C. Garrison und Karl C. Garrison jr. Bei Ilse Arlt sind etwa ein „Ernährungsbedürfnis“ und ein „Luftbedürfnis“ erwähnt. Zu den Austauschstoffen bei Wer-

ner Obrecht und Heinrich Zwicky zählen dann vergleichbar neben Sauerstoff auch noch Wasser und verdaubare Biomasse. Bei Martha Nussbaum ist eine angemessene Ernährung Teil der körperlichen Gesundheit.

Es zeigt sich aber auch die Schwierigkeit, Übereinstimmungen zu orten: „Zugehörigkeit“ bei Martha Nussbaum meint vielleicht nicht dasselbe wie „Zugehörigkeit“ bei Karl. C. Garrison und Karl. C. Garrison jr. Erstere meint soziale Beziehungen, Zweiteren geht es zumindest auch um intime Beziehungen. Werner Obrechts und Heinrich Zwickys „sozial(kulturell)e Zugehörigkeit“ dürfte schon eher mit Martha Nussbaum Zugehörigkeitsverständnis kongruent sein.

Einige der Bedürfnisse scheinen auch nur einmal vorzukommen. Das Spiel, mit dem Martha Nussbaum auch „die Fähigkeit zu lachen“ und „erholsame Tätigkeiten“ umschließt (2010, S. 114), ist in den Zusammenstellungen nur einmal enthalten. Auch das Bedürfnis nach motorischem Erleben bei Diethelm Damm ist alleinstehend. Ähnliches gilt für die „spontane Hilfe“ bei Werner Obrecht und Heinrich Zwicky. T. Berry Brazelton und Stanley I. Greenspan wiederum holen mit dem „Bedürfnis nach einer sicheren Zukunft für die Menschheit“ eine Zeitperspektive herein.

Eigene Bedürfnisdimensionen

Um für die folgenden Raumanalysen und -entwürfe Interpretationsdimensionen zur Verfügung zu haben, wird eine eigene Sammlung an Bedürfnissen entworfen. Diese greift auf Elemente der vorgestellten Konzepte zurück, ohne deren fachliche und konzeptive Hintergründe zu übernehmen. Zudem fließen eigene Erfahrungen ein, sodass sich die vorgeschlagenen Dimensionen nicht auf die bestehenden Konzepte beschränken lassen. Es geht darum, Richtungen festzumachen, die für Kinder und Jugendliche in der Raumgestaltung bedeutsam sein könnten. Dass die Bedürfnisse unterschiedlich sein können, gilt es zu bedenken. Dennoch scheint es für die Diskussion wichtig, die Aufmerksamkeit für die Vielfalt der Bedürfnisse zu öffnen oder zu erweitern.

Tabelle 3: Eigene Bedürfnisdimensionen

Atmen, Essen und Trinken	Sicherheit und Vertrauen
Gesundheit und Wohlbefinden	Liebe und Sexualität
Sinne und Sensorik	Entspannung und Feiern
Zugehörigkeit und Gemeinschaft	Körperlichkeit und Bewegung
Denken, Wissen und Orientierung	Identität und Autonomie
Emotionen und Reflexionen	Sinn und Selbstverwirklichung
Spiel und Spaß	Leistung und Anerkennung
Umwelt, Tiere und Pflanzen	Ästhetik, Kultur und Kunst
Wirken und Werken	Erfahrung, Erlebnis und Abwechslung
Mitbestimmung, Kontrolle und Verhandeln	Medien und Technik
Familie und Generationen	Geschichte und Zukunft
Konsum und Besitz	Grenzen und Regeln

Raumprobleme

Mit Raumproblemen ist angesprochen, dass sich räumliche Bedingungen subjektiv oder konsensuell in der Bewertung als negativ beladen darstellen bzw. negative Folgen aus der Raumsituation erwachsen können. Soziale Leistungen können mit Raumproblemen befasst sein, wie etwa die Analyse der Hintergründe von Familien zeigen, die von der Kinder- und Jugendhilfe betreut werden (vgl. Heimgartner und Scheipl 2013). Verschiedene Raumprobleme stehen zur Diskussion:

Als *tabuisierte* Räume können Räume bezeichnet werden, die in der Schlüsselgewalt der Erwachsenen sind. Insbesondere Arbeitsräume der Erwachsenen sind für Kinder und Jugendliche oft nicht einseh- bzw. erlebbar, bevor sie nicht selbst Teil dieser Arbeitsrealität werden. Wünschenswert wäre es, Kindern und Jugendlichen noch stärker niederschwellige Möglichkeiten zu geben, Eindrücke und Erfahrungen in Arbeits- und Produktionsprozessen zu sammeln. Ziel wäre es, Bedingungen zu schaffen, damit sich Kinder und Jugendliche stärker als wirkende AkteurInnen wahrnehmen können. Als niederschwelliges Gegenprojekt, das Jugendlichen und jungen Erwachsenen Betriebsamkeit und Kreativität eröffnet, sei an dieser Stelle stellvertretend für andere ähnliche Projekte heidenspass erwähnt (heidenspass 2014).

Als *langweiliger* Raum sind leere Räumlichkeiten zu verstehen, die durch mangelnde Materialien und Gegenstände nur bedingt dazu in der Lage sind, Erlebnisinhalte für Jugendliche zu generieren. Gegenteilige Beispiele sind Museen, botanische Gärten, handwerkliche Betriebe, Labore, archäologische Ausgrabungsstätten, Zoos oder Bauernhöfe, die durch ihre Funktionszusammenhänge bzw. ihre Ausstattung pädagogisch wertvoll aufgeladen sind. Langeweile im Alltag ist grundsätzlich selten Inhalt von Studien (vgl. Tea T. Bengtsson 2012). Denkbar ist, dass Langeweile ein Indikator für unerwünschtes, etwa störendes oder riskantes Verhalten sein kann. In einer großangelegten südafrikanischen Studie wird Langeweile in der Freizeit beispielsweise mit riskantem Sexualverhalten in Verbindung gebracht (Jacqueline Miller et al. 2014).

Fehlende Räume sind für Jugendliche insofern ein Problem, als sie dadurch in ihrer Entfaltung und Lebensgestaltung behindert werden. Viele Familien leben auf engstem Raum. Nach einer Analyse der Statistik Austria sind es im Jahr 2011 444.000 Haushalte in Österreich, bei denen ein Überbelag³ zu verzeichnen ist. Von 2004 zu 2011 hat sich der relative Anteil der Haushalte mit Überbelag von 7,6 % auf 5,3 % verringert. Obwohl ein positiver Trend zu verzeichnen ist, ist dies dennoch ein hoher Anteil an betroffenen Haushalten und Familien (Statistik Austria 2013).

3 Als überbelegt gilt ein Haushalt, wenn die Wohnfläche weniger als 16 m² beträgt, im Mittel weniger als 8 m² pro Wohnraum zur Verfügung stehen oder die Anzahl der Wohnräume im Verhältnis zur Zahl der Personen im Haushalt zu gering ist: weniger als 2 Räume für 2 Personen, weniger als 3 Räume für 3 oder 4 Personen, weniger als 4 Räume für 5 oder 6 Personen, weniger als 5 Räume für 7 oder 8 Personen, weniger als 6 Räume für mehr als 8 Personen.

Zudem ist ein starker Zusammenhang mit der Armutsgefährdung zu verzeichnen. Haushalte mit drei oder mehr Kindern, die armutsgefährdet sind, leben im Jahr 2011 zu 39 % in Überbelagsverhältnissen. Die durchschnittliche Wohnnutzfläche pro Person beträgt bei armutsgefährdeten Familien mit drei und mehr Kindern in Österreich 18 m². Familien ohne österreichische oder EU/EFTA-Staatsbürgerschaft mit Armutsgefährdung liegen durchschnittlich insgesamt ähnlich niedrig: 20 m² pro Person. 50 % dieser Personen haben 16 m² oder weniger Wohnnutzfläche zur Verfügung (Statistik Austria 2014).

Manche Siedlungen und Hochhäuser sind ohne Sozialräume und jugendgerechte Außenanlagen gestaltet. Jugendliche sind in ihrer Macht, Räume einzufordern und in Besitz zu nehmen, eingeschränkt und bedürfen der Unterstützung. Konflikte, die sich in familiären, siedlungsnahen und öffentlichen Räumen ereignen, können Ausdruck mangelnder Raumressourcen sein. Fehlende Räume können nach eigener Einschätzung nur bis zu einem gewissen Grad durch kreative Umdeutungen und soziales Miteinander kompensiert werden.

Für öffentliche Räume spricht für Jugendliche nach einer Schweizer Studie von Michael Steiner et al. (2012) vor anderen Gründen, dass kein Eintritt bezahlt werden muss, jeder Jugendliche bzw. jede Jugendliche dorthin kommen kann, man draußen (an der Sonne) sein kann oder auch dass man jemanden trifft, ohne dass man sich verabreden muss (n=973). Dies wird von den AutorInnen auch vor einem Autonomiehintergrund interpretiert. Einen Konflikt im öffentlichen Raum haben etwa ein Drittel der Jugendlichen erlebt, die den öffentlichen Raum öfter aufsuchen. Dabei sind zumindest „ab und zu“ ereignete Konflikte mit Gleichaltrigen (69 %) etwas häufiger als Konflikte mit Erwachsenen (60 %). 53 % der Jugendlichen kennen Konflikte mit Polizei oder Security. Über 90 % der Jugendlichen wenden sich gemäß dieser Studie gegen eine Vermüllung, über 77 % befürworten Kontrollen von Security und 72 % treten für eine Verhinderung von Lärmbelästigung ein. Dies spricht für eine hohe Verantwortung und eine starke Regelrezipienz der Jugendlichen bei ihrem öffentlichen Auftreten.

Als *angstbesetzte* Räume sind solche Räume zu verstehen, die durch die Raumkonstellation und durch soziale Repression bei Jugendlichen zu negativen Emotionen führen. Aggressive Menschen, Gleichaltrige und Erwachsene, unklare Verkehrssituationen und bissige Tiere sind Teil dieser Prozesse. Es besteht die Gefahr von verbaler und körperlicher Gewalt, die bei Jugendlichen Angst auslöst. Maßnahmen zur Lokalisation sind sozialräumliche Begehungen. In kommunalen Arbeitsgruppen wäre in der Folge mit der Beteiligung der Jugendlichen an der Entschärfung der belasteten Räume zu arbeiten. Eine interessante kanadische Studie von Lyndall Schumann, Wendy Craig und Andrei Rosu (2014) arbeitet mit einem sozialökologischen Modell in der Analyse von Bullying (n=17.777). Zum einen bestätigen sich individuelle Merkmale, die eine Opferwahrscheinlichkeit steigen lassen: junges Alter, weibliches Geschlecht und niedriger sozioökonomischer Status. Zum anderen zeigt sich aber auch, dass ein erwünschter Zusammenhang zwischen den räumlichen und inhaltlichen Freizeitmöglichkeiten

des Gemeinwesens und dem Bullying besteht. Interessant ist auch Karin Kutschinskes (2013) Wahrnehmung, dass die Angstlosigkeit von Frauen im öffentlichen Raum kaum Thema der Diskussion ist und eine genderbasierte Konstruktion von Angsträumen vorliegt. Subjektive Deutungen von Räumen werden von der Autorin als bedeutsam eingeschätzt (u. a. Tiefgaragen, unbeleuchtete Wege).

Als *unkontrollierter* Raum ist wesentlich das Internet zu sehen. Es ist mit zahlreichen Attraktionen angefüllt und zugleich Gefahrenort. Madeleine Sclater und Victor Lally (2014) aus Schottland finden, dass die Nutzung des Internets und der Umgang mit dem Internet von Jugendlichen noch zu wenig beforscht sind. Plädiert wird für eine partizipative Forschung, in der Jugendliche ihre subjektiven Handlungs- und Denkweisen artikulieren können. Eine positive Sicht auf den Internetraum wirft die schwedische Studie von Mats Ekstrom, Tobias Olsson und Adam Shehata (2014). Sie stellen zunächst eine Vierteilung der Internetnutzung auf: Informationsraum, Raum für soziale Interaktion, Spielraum und Kreativraum. In ihrer empirischen Analyse kommen sie zum Schluss, dass insbesondere die stärkere Nutzung des Internets als Informations- und Sozialraum damit einhergeht, dass sich Jugendliche stärker mit öffentlichen und politischen Geschehnissen auseinandersetzen.

In der Folge werden Erfahrungen zu Raumproblemen exemplarisch dargestellt und mit Interpretationen versehen, in denen versucht wird, Zusammenhänge zu den erarbeiteten Bedürfnissen herzustellen.

1. Der Wandel zum Autoplatz

Erfahrung: Die Erinnerung ist verbunden mit einer großen Asphaltfläche, die einen Platz ausmacht. Drei sehr hohe Lampen sind symmetrisch über den Platz verteilt, die den Platz bei Einbruch der Dunkelheit beleuchten. Der Platz ist leer und eignet sich für verschiedene Aktivitäten, die zu zweit oder in der Gruppe ausgeführt werden. Eine Getränkekapsel mit dem Schuh kreisend über den Platz schießen, während man mit dem Fahrrad fährt, ist eine davon. Manchmal wird darauf auch Fußball gespielt. Die mittleren Einfahrten auf den Platz eignen sich als Tore. Im Winter wird der Platz vom Schnee geräumt, sodass sich entlang des Platzrandes Schnee häuft, der sich zum Bauen eignet. Irgendwann nimmt der Autoverkehr zu und der Platz wird mehr und mehr von fahrenden und parkenden Autos besetzt. Einmal geht die Scheibe eines Fahrschulautos kaputt, wodurch der jugendliche Schütze Schwierigkeiten bekommt. In den Ferienmonaten wird als Entschädigung für den Verlust des Platzes ein Platzteil für die Kinder und Jugendlichen abgesperrt.

Interpretation: Der Platz deckt zunächst die Bedürfnisse „Körperlichkeit und Bewegung“, „Spiel und Spaß“ sowie auch „Zugehörigkeit und Gemeinschaft“ ab. In einem unthematisierten Machtkonflikt geht der Platz für die Kinder und Jugendlichen weitgehend verloren. Die Erwachsenenwelt nimmt Besitz davon. Der Platz mit dem Autoverkehr enthält nun Gefahren für die Kinder und Jugendlichen. „Sicherheit und Vertrauen“ sind davon beeinträchtigt. Zuletzt sind die Jugendlichen störend bzw.

werden durch ihr Verhalten als problemhaft gesehen. Es gibt einen politischen Diskussionsprozess über die Verwendung des Platzes, wonach den Kindern und Jugendlichen ein teilweises Nutzungsrecht in den Ferienmonaten eingeräumt wird, allerdings findet der Aushandlungsprozess ohne die Kinder und Jugendlichen statt.

2. Der kahle Raum

Erfahrung: Der Raum, in dem wir uns befinden, ist an den Wänden abgewetzt. Es stehen Tische im Raum, die zu Reihen gruppiert sind. In der Mitte sind die Reihen der Tische unterbrochen. Vor den Tischen befinden sich Sessel. An einer Wand hängt eine Tafel. An der Decke hängt ein Beamer. Ein Tisch mit Sessel ist den anderen Tischen gegenübergestellt. An einer Seite des Raumes sind Fenster. Sie geben den Blick frei auf Grünflächen. Kästen und Regale sind Teil des Raumes.

Interpretation: Der Raum ist wenig ästhetisch gestaltet. „Zugehörigkeit und Gemeinschaft“ können hingegen erlebt werden. Der Raum selbst bietet wenig an Gegenständen, die „Erfahrung, Erlebnis und Abwechslung“ offerieren. Der Raum ist also wenig pädagogisch aufgeladen. Bedeutsame Gegenstände müssen demnach selbst mitgebracht werden. Der Beamer deutet auf eine Vermittlung über Medien hin. Dieser ist in einer zentralen Position singulär zu nutzen. Die Idee des Sitzens ist stark verankert. Bewegungsmöglichkeiten sind reduziert.

3. Die Busbank als Liebesfläche

Der Raum ist der Innenbereich eines öffentlichen Busses. Draußen zieht das betriebssame Leben einer Stadt vorbei. Es sind nur wenige Personen im Bus. Auf den letzten Sitzen beginnen sich zwei Jugendliche zu umarmen und zu küssen. Das Verhalten der Jugendlichen wird kritisiert.

Interpretation: Es stellt sich die Frage, in welchen Räumen Jugendliche Möglichkeiten vorfinden, die Intimität bei ihrer Sexualität erlauben. Schwierig erscheint die Möglichkeit insbesondere, wenn kein eigener Raum in kleinen Wohnungen zur Verfügung steht. Aber selbst bei eigenen Räumen ist die Gegenwart von Familienmitgliedern akustisch störend, sodass üblicherweise auf Zeiten und Orte ausgewichen werden muss, die eine gewisse erwünschte Privatheit zumindest für eine kurze Zeit ermöglichen, ohne dass dabei immer auf die Ästhetik des Raumes Rücksicht genommen werden kann. „Grenzen und Regeln“ werden dabei ausgetestet.

4. Der verschlossene Raum

Das große Betriebsgebäude besitzt in Eingangsnähe Parkflächen für Autos. Der Eingang selbst ist kontrolliert und der Zugang nur für berechnete Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter offen. Es bleibt der Blick auf elegante Gebäude und ausgedehnte Hallen. Ein Kontakt zu den Arbeits- und Produktionsprozessen kommt nicht zustande.

Interpretation: Ehemaligen Handwerksbetrieben wird eine Sichtbarkeit ihres Tuns nachgesprochen. Gegenwartsrealität scheint vielfach zu sein, dass Jugendliche zwar Zugang zu den Verkaufsräumen in den zahlreichen Geschäften haben, die zu den Shoppingcentern gehören. Eine Wahrnehmung der Produktionsprozesse erfordert zumindest eine Praktikumserlaubnis oder wird mittels Lehre oder Anstellung bereits definitiv gesetzt. Niederschwellige Aktivitäten, die ein Wirken und Werken im Kennenlernmodus ermöglichen, scheinen selten.

5. Das bunte Treiben

Das Geschehen im Internet als virtueller Raum ist vielfältig und kaum überschaubar. Es tummeln sich einem lebendigen Straßenleben ähnlich Musikstücke, Filme und Texte. Über die Kulturen hinweg, aber doch mit Gaps zwischen den Generationen sind Spiel, Wissen und Soziales verbunden oder werden konsumierend oder interaktiv angeeignet. Diese Welt hat Platz in der Hosentasche, symbolisiert Designvorlieben und Technik-Know-how.

Interpretation: Der Sog des virtuellen Marktplatzes ist ungebrochen – trotz Kritik an den elektronischen Leinen, der ungebremsten Zeitnimmmaschine, den Gefahren, zum Täter oder Opfer zu werden. Es stellt sich die Frage, inwieweit pädagogische Konzepte im Sinne von Reflexionen auf diese Medienwelten eingehen. Onlineberatung, Mailkontakte, Chat-Foren, Newsletter integrieren die Möglichkeiten. Das e-Jugendzentrum wird seine Login-Prozeduren eröffnen. Die Grenzen und Regeln dieser gespiegelten Raumwelt sind noch zu verhandeln. Trotz reduzierter Körperlichkeit werden Erlebnis und Abwechslung, aber auch sensorische Stimulation bedient.

Raumentwürfe

Räume sind maßgeblich für Einrichtungen der Jugendarbeit. Die räumlichen Bedingungen sind einerseits in ihrer pädagogischen Bedeutung zu sehen und andererseits sind es die nicht selten beengten Verhältnisse, die es wahrzunehmen gilt. Die Diskussionen um die Räume in der Schulsozialarbeit unterstreichen dies. Arno Heimgartner (2004) fordert etwa einen Beratungsraum, einen Raum für ruhige Beschäftigungen und einen Raum für lautere Aktivitäten. Die Empirie zeigt, dass es für SchulsozialarbeiterInnen schwer durchsetzbar und für SchulleiterInnen schwer zu realisieren ist, einen eigenen großen Raum zur Verfügung zu haben, der den Jugendlichen als Aufenthaltsraum und den SchulsozialarbeiterInnen als Beratungs- und Arbeitsraum dient (vgl. Christina Bugram et al. 2014). In den schulbezogenen Nachmittagsbetreuungen und Horten ist die Heterogenität groß. Auf der einen Seite bestehen Einzelräume mit frontalen Tischanordnungen, auf der anderen Seite sind ausge dehnte Raumkonzepte mit unterschiedlichen, wählbaren Funktionen der Räume im Innen- und Außenbereich implementiert (u. a. Musik, Bewegung, Werken) (vgl. Waltraud Gspurning, Arno Heimgartner, Sylvia Leitner und Stephan Sting 2011).

Die räumliche Varianz in der Offenen Jugendarbeit ist erheblich. Wie Arno Heimgartner (2011) zeigen kann, variieren die Raumanzahl (1–16) und die Ausstattung der Räume. Einfache Raumlösungen in den Innenräumen beziehen sich auf Sitzgelegenheiten, Musikanlagen, Bararrangements, Küchenabteile, klassische Spielgelegenheiten wie Tischtennis, Billard, Darts und Wuzler, Computer und Internet, Konsolenspiele sowie Beamerprojektion diverser Geräte. Erweiterte Konzepte besitzen fachspezifische Räume: Tonstudios und Proberäume, Werkstätten und Kreativräume, Rückzugs- und Kuschelräume sowie Sport- und Bewegungsräume sind Beispiele dafür. Die Frage ist auch stets, inwieweit eigene Räume für persönlichere Gespräche bzw. Beratungen zur Verfügung stehen.

Im Folgenden soll nun Raumideen nachgegangen werden, die, angelehnt an die Bedürfnisse von Jugendlichen, über das durchschnittliche Maß hinaus Raumressourcen offerieren können. Klar ist, dass die konkrete Raumplanung grundsätzlich eine kooperative und interessante Aufgabe der Beteiligten vor Ort ist.

Atmen, Essen und Trinken: Für frische Luft sorgen nicht nur geöffnete Fenster, sondern insbesondere auch attraktive Außenanlagen. Eine wohlausgestattete Küche inspiriert zur handwerklichen Art des Kochens, das zentrale Lebensbedürfnisse abdeckt. Sie ist Symbol des Wohlbefindens und der Behaglichkeit und lädt ein, Gemeinschaft und Gespräch zu fördern. Kochen ist auch eine gute Gelegenheit, sich selbst als AkteurInnen wahrzunehmen. Durch diese repetitive Tätigkeit ergibt sich überdies die Gelegenheit von sozialen und identitätsfördernden Prozessen über die Zeit. In einer gut ausgestalteten Küche manifestiert sich auch die Verschiedenheit der Esskulturen im globalen Kontext und regt dadurch an, sich mit der Wirtschaftlichkeit unseres Lebens auseinanderzusetzen. Verschiedene Versuche, Essen und Sozialpädagogik gemeinsam zu denken, liegen vor (z. B. Peter Fleischmann 2006, Lotte Rose/Benedikt Sturzenhecker 2009).

Gesundheit und Wohlbefinden: Materialien und Angebote des Raumes stehen in Zusammenhang mit Gesundheitsfragen. Physische Inaktivität stellt ein Gesundheitsrisiko dar, das mit dem Rauchen vergleichbar ist. Räume können dahingehend zu Bewegung inspirieren. Thematisierungen in Projekten zu Körperfragen und geeignete, jugendschutzkonforme Hausregeln können ebenfalls zur Kultivierung von gesundheitlichem Verhalten beitragen.

Sinne und Sensorik: Musikräume sind ein jugendkultureller Auftrag. Musik kann über Musikanlagen oder Computer eingespielt werden. Sie kann aber auch selbst gestaltet werden, sodass es sinnvoll erscheint, Musikinstrumente zur Verfügung zu stellen und Kooperationen mit Musikschulen zu pflegen. Die Räume sollen so abgedichtet oder so platziert sein, dass die Musikentwicklung kein störendes Element für die anderen BesucherInnen oder AnrainerInnen darstellt. Musik kann auch als Grundlage für Tanz gesehen werden. Tanzflächen und entsprechende Lichtverhältnisse sind bedeutsame Erweiterungen. Im visuellen Bereich sind Fotografie und Film zu nennen. Filmschnittstudios etwa regen zur Herstellung eigener Produkte an.

Zugehörigkeit und Gemeinschaft: Eine Gruppe zu formen, die sich untereinander verbunden fühlt und sich gegenseitig stützt, bedarf der Kontinuität der Beziehungen. Räume können Prozesse der Kontaktnahme und des Austausches unterstützen. Die Offene Jugendarbeit orientiert sich aber weniger als die Verbandliche Jugendarbeit an Zeichen der Zusammengehörigkeit, wie es etwa die Mitgliedschaft oder eine bestimmte Kleidung mit sich bringt. Dennoch muss im Rahmen von temporären Projekten oder gemeinsamen Zusammenkünften auf das Gefühl der Gemeinschaft nicht verzichtet werden, zumal damit auch eine solidaritätsbildende Funktion einhergeht.

Denken, Wissen und Orientierung: Moderne Museen bieten Wissen zum Angreifen, Ausprobieren und Expandieren. Vielleicht können Jugendzentren auch Elemente eines musealen Wissenstransfers haben (z. B. „Museum der Zukunft“, Linz). Flyerorte und Bibliotheken gehen in diese Richtung. Vielleicht können Museen jugendarbeiterische Aufgaben integrieren. Zur Orientierung zählen aber auch Beratungs- und Diskussionsformen. Sitzkreise als Symbole der Auseinandersetzung können dafür wichtig sein (Michaela Moser 2013).

Emotionen und Reflexionen: Emotionen sind ebenfalls als raumabhängig zu sehen. Helligkeit oder Wärme sind Ingredienzien einer permanenten Kultur. Erlebnisse, wie sie etwa eine Kinoatmosphäre und ein erlebnispädagogischer Park schaffen, haben Eventcharakter. Zeit soll es dabei immer wieder auch für Reflexionen geben, die es ermöglichen, sich mit sich selbst und den anderen zu beschäftigen. Dafür braucht es wiederum ruhige Orte, die eine adäquate Gesprächsatmosphäre gewährleisten.

Spiel und Spaß: Es besteht eine große Spielekultur in der Jugendarbeit. Diese zu wahren und zu sichern scheint bedeutsam. Das Spiel integriert zahlreiche Bildungsaufgaben und wahrt überdies die Akzeptanz des Moments. Die verschiedenen Formen des singulären und vernetzten Spieles gilt es stärker als bisher noch zu ordnen und anzubieten. Die wenigen Ludotheken gehen mit adäquatem Beispiel voran (vgl. Ludovico 2014). Es scheint, als wären aus wissenschaftlicher Sicht die Games Studies ein unterschätzter Fachbereich.

Umwelt, Tiere und Pflanzen: Nicht zuletzt durch die tiergestützte Pädagogik wird sichtbar (vgl. Monika Hausinger 2013), wie wichtig Tiere für die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen sein können. Die permanente Kultivierung von Tierbeziehungen kann in unterschiedlichen Realisierungen umgesetzt werden. Von Höfen mit Stallungen bis zum Terrarium oder Aquarium kann die Variation reichen. Sanfte Hunde oder Katzen sind in der Regel sehr beliebt. Es gibt auch im Pflanzenreich beeindruckende Kunstorte: Botanische Gärten oder Gärtnereien sind solche. Gärten gewinnen zunehmend auch wieder als multikulturelle solidarische Orte an Bedeutung. Die Gartenpflege besitzt einen Jahresrhythmus und mündet in eine Ernte, wodurch sich ein bedeutsamer Symbolgehalt herauslesen lässt.

Wirken und Werken: Dieser Bereich scheint ein wesentliches Potenzial für die Jugendarbeit zu besitzen. Es bedarf aber adäquater Werkstätten oder der Nutzung

von Werkstätten in Betrieben. Für die Herstellung von Produkten bedarf es auch geeigneter technischer Geräte und des geeigneten Fachpersonals, das in das jeweilige Handwerk eingeübt ist. Von SteinmetzInnen, JuwelierInnen oder TischlerInnen ist hier die Rede. Jugendliche sollten die Möglichkeit haben, niederschwellig konkrete Arbeitsschritte zu vollziehen und Produkte kreativ herzustellen. Auch chemische Analysen oder elektronische Workshops sollten praxisnah und produktorientiert zugänglich sein.

Mitbestimmung, Kontrolle und Verhandeln: Für Diskussionsprozesse bedarf es der fairen Anordnung der Sitzgelegenheiten. Die Ausarbeitung verschiedener interner Regeln und Programme sollte auf diese Weise transparent geleistet werden. Zudem sind kommunalpolitische Verknüpfungen herzustellen, die mit räumlichen Wechsels verbunden sind.

Familie und Generationen: Die Einbindung der Familie und von unterschiedlichen Generationen passiert wesentlich über Aktivitäten. Aber auch räumliche Lösungen können verbindend wirken. So ist es denkbar, die Jugendarbeit gemeinsam mit Kinder-, Familien oder SeniorInneneinrichtungen in einem Haus unterzubringen. Intergenerative und gemeinwesenorientierte Zentren sind etwa in Holland realisiert (vgl. Ines Findenig 2014).

Konsum und Besitz: Jugendarbeit ist in der Regel einer Herausnahme des Konsumzwanges und eines Aufbaus einer kritischen Haltung gegenüber Konsumsüchten verpflichtet. Zugleich scheint es aber im Sinne eines kollektiven Besitzes auch erstrebenswert, sich um eine ausgedehnte Ausstattung und eine jugendliche Designentsprechung zu bemühen. Eine räumliche und ausstattungsbezogene Armut widerspricht der Verantwortung, Vertrauen in öffentliche Einrichtungen aufzubauen.

Sicherheit und Vertrauen: Sicherheit entsteht wesentlich durch soziale Normen und Traditionen von Menschen. Kontinuierliche Beziehungen, aber auch Räume können dazu beitragen, dass die Sicherheit erhöht wird. Beengte Raumverhältnisse können möglicherweise das Gewaltisiko erhöhen. Die Einsehbarkeit der Räume bei Verdacht auf Gewaltvorfälle ist ebenso zu berücksichtigen. Auch die Aufteilung der Zeiten für bestimmte Zielgruppen kann neben den Interventionen, die Gewalt zu reduzieren, hilfreich sein.

Liebe und Sexualität: Es existieren bereits Kuschel- und Rückzugsräume, die die Richtung eines jugendgerechten Umgangs mit Sexualität vorgeben. Sexualpädagogische Konzepte sollen Workshops umfassen und zugleich die institutionelle Praxis der Jugendarbeit selbst reflektieren (vgl. Silvia Dockner 2013).

Entspannung und Feiern: Entspannung benötigt eine gemütliche Atmosphäre. Viele Raumattribute können dazu beitragen. Manchmal ist es Ruhe, manchmal auch belebte Stimmung. Im Sommer sind etwa Grillmöglichkeiten oder Schwimmbereiche attraktiv. Der Übergang zwischen legerem Zusammensein und initiierten Festen ist fließend. Feste korrespondieren mit der Wahrnehmung von bedeutsamen Tagen oder umgekehrt machen Feste Tage bedeutsam. Dekorationen von Räumen schaffen themenspezifische Sichtbarkeit.

Körperlichkeit und Bewegung: Räume, die zur Bewegung einladen und multifunktionell als Sportflächen zur Verfügung stehen, sollen sowohl im Innen- als auch im Außenbereich existieren. Betreute Hallen für Klettern, Badminton, Volleyball, Tanz, die selbstorganisiert genutzt werden können, wären das Ziel.

Identität und Autonomie: Eine jugendkulturelle Ausstattung, die über partizipative Prozesse zustande kommt, kann dem Bedürfnis nach Identität entsprechen. Grundsätzlich ist die Jugendarbeit tolerant zu gestalten, sodass Identität gelebt werden kann. Diversity und Genderausgewogenheit sind jugendarbeiterische Grundprinzipien, die im Alltag auszugestalten sind. Insofern sind die Räume so zu gestalten, dass sie Identifikationsmöglichkeiten in sich tragen, aber gleichzeitig sollen sie offen genug sein, diversen jugendkulturellen Richtungen Platz einzuräumen.

Sinn und Selbstverwirklichung: Da die Sinndimension weit gestreut sein kann (Aufgaben, Ziele, eigene Tätigkeiten, Beziehungen usw.), ist die Verbindung zu den Räumen vielfältig. Längerfristige Aktivitäten oder solidarische Anliegen drücken vielleicht diesen existenziellen Ernst aus. Die Qualität der Jugendarbeit selbst, zu der wesentlich auch der Raum zählt, ist möglicherweise auch ein Zeichen für die Bedeutung des Unterfangens, Bildungs- und Entwicklungsräume für Jugendliche zu schaffen. Die Ausgestaltung der Beziehungen wird überdies wesentlich dazu beitragen, ob die Themen und Probleme offen und authentisch diskutiert werden.

Leistung und Anerkennung: Jugendarbeit hat Leistung nicht im primären Fokus. Dennoch können Elemente in Aktivitäten und Projekten gegeben sein, die zu Leistungen inspirieren bzw. diese sichtbar machen. Vielleicht sind es in der Jugendarbeit weniger die Trophäen als vielmehr die im Raum zugänglichen Erinnerungen, die den Jugendlichen die Bedeutsamkeit der sozialen Ereignisse vor Augen führen.

Ästhetik, Kultur und Kunst: Ungeachtet differenter Raumvorstellungen sollte es ein Anliegen sein, dem Bedürfnis nach Ästhetik nachzukommen. Ausstellungen oder Kunstereignisse stellen passagere Ereignisse da. Eine schöne Architektur selbst ist dauerhaft Ausdruck einer Wertschätzung der Jugendarbeit.

Erfahrung, Erlebnis und Abwechslung: Abwechslung kann durch verschiedene Umgangsweisen erzeugt werden. Ein Dachboden, ein Keller bzw. ein Archiv erlauben es, Materialien zu lagern, die eine Raumumgestaltung ermöglichen. So wird eine wiederholte Raumumgestaltung in der Balance zwischen Vertrautem und Neuem zu leisten sein. Raumwechsel wiederum lässt sich durch einen regionalen Austausch, die Nutzung unterschiedlicher Raumressourcen und letztlich durch erlebnisorientiertes Reisen erreichen.

Medien und Technik: In einem weiten Verständnis der Begriffe sind Ausstattungselemente wie Zeitungen, Spielkonsolen und Computer gemeint. Die App-Kultur ist gegenwärtig etwa im Zentrum der Aufmerksamkeit. Spannend ist auch hier der Übergang vom Konsum zur Produktion zu sehen. Inwieweit können Spiele auch entworfen oder Computer zusammengebaut werden?

Geschichte und Zukunft: Es scheint eine Querthematik zu sein, die Eingebettetheit in die Zeit zu denken. Es kann als partizipatives und innovatives Element gese-

hen werden, Zukunft immer wieder in verschiedenen Kontexten zu entwickeln. Die Permanenz der Gestaltung von Räumen trägt eine solche Aufgabe in sich. Die Beweglichkeit der Architektur symbolisiert den Wandel über die Generationen und ist an generatives Denken angebunden.

Grenzen und Regeln: Partizipativ erarbeitete Hausregeln stellen ein Grundgerüst für das Verhalten und die Kommunikation dar. Dennoch lässt sich die Feinabstimmung in den Begegnungen erst durch die Beziehungen erarbeiten. Dabei ist durchaus ein Erziehungsaspekt enthalten. Raum beeinflusst das Miteinander aber auf vielfältige Weise. Kollisionen sind abhängig von Raumflächen. Störendes Verhalten ist in Verbindung mit jugendkulturellen Angeboten zu sehen. Gewalt ist mit ausgedehnten Raumangeboten, Bewegungsräumen und öffentlichen Flächen vielleicht reduzierbar.

Fazit

Es ist spannend zu überlegen, welche Bedürfnisse Kinder und Jugendliche besitzen, um auf diese Weise zu klären, welche Räume die Kinder- und Jugendarbeit brauchen könnte. Auch wenn verschiedene Räume in Orten und Städten verfügbar sind und es stets auch um die Nutzung von vorhandenen Ressourcen geht, so ist doch auch zu sehen, dass manche Raummöglichkeiten nur wenigen zugänglich sein können. Ist Kinder- und Jugendarbeit mit dem Auftrag einer vielseitigen Bildung und Problembearbeitung ausgestattet, so ist darauf zu achten, dass sie selbst sich als bedürfnisbreites Angebot für Kinder und Jugendliche sieht, und insbesondere wäre an neuen, breiteren Raumkonzepten zu arbeiten. Diese sollen den Bedürfnissen entsprechen und in der Realisation partizipativ mit JugendarbeiterInnen, Kindern und Jugendlichen umgesetzt werden. Dabei scheint es wichtig, die Raumprobleme der Kinder und Jugendlichen nicht zu replizieren oder mögliche Exklusionstendenzen etwa in niederschwelliger Arbeit oder bei Begegnungen mit Tieren und Umwelt zu verfestigen. Die öffentliche und freie Zugänglichkeit und damit die Arbeit für potenziell alle Kinder und Jugendlichen ist ein hoher Wert, den die Offene Kinder- und Jugendarbeit mitbringt. Auch in Zeiten des Sogs schulischer Bildung und ganztägiger Betreuungsformen scheint es bedeutsam, einen Teil des Bildungsgeschehens, der korrigierenden Problembearbeitung und der soziokulturellen Gegenwartsgestaltung in die Hände selbstgewählter und offener Methodenformen zu geben, wie sie die Kinder- und Jugendarbeit praktiziert und praktizieren könnte. Denn die Analyse zeigt auch, bei einem generellen und gesellschaftlichen Appell, die Räume für Kinder und Jugendliche nicht eng zu machen und sie ins Mediale zu drücken, dass die Kinder- und Jugendarbeit bei ausgedehnten Konzepten und bei einem Mehr an Verantwortung für die vielen gefährdeten Kindern und Jugendlichen in verschiedenen Bedürfnisdimensionen auch ein Mehr an räumlicher Präsenz benötigen würde. Allein die Einbindung und Koordination der räumlichen Ressourcen des Gemeinwesens und der Vielfalt der damit einhergehenden Könnensvorräte benötigen Jugendarbeit. Damit ist der Anspruch formuliert, sich in der Kinder- und Jugendarbeit zuständig für die

Bedürfnisse der Kinder und Jugendlichen zu fühlen, und es ist die gesellschaftliche Verantwortung angesprochen, den Kindern und Jugendlichen adäquate Räume zum Aufwachsen zur Verfügung zu stellen. Dies gilt insbesondere für Kinder und Jugendliche, die aufgrund ihrer familiären und schulischen Verhältnisse nicht ausreichend mit Lebens- und Lernräumen ausgestattet sind. Die sozialen Ungerechtigkeiten und individuellen Bedrohungen scheinen sich wesentlich auch in Räumen zu zeigen.

Literatur

- Arlt, Ilse (1920/2010): Wege zu einer Fürsorgewissenschaft. Hrsg. von Maria Maiss. LIT Verlag: Wien.
- Bengtsson, Tea Torbenfeldt (2012): Boredom and Action-Experiences from Youth Confinement. In: *Journal of Contemporary Ethnography*, 41, 5, pp. 526–553.
- Brazelton, T. Berry/Greenspan, I. Stanley (2002): Die sieben Grundbedürfnisse von Kindern. Was jedes Kind braucht, um gesund aufzuwachsen, gut zu lernen und glücklich zu sein. Beltz: Weinheim und Basel.
- Budde, Wolfgang/Früchtel, Frank/Hinte, Wolfgang (Hrsg.): Sozialraumorientierung. Wege zu einer veränderten Praxis. VS Verlag: Wiesbaden.
- Bugram, Christina/Gspurning, Waltraud/Heimgartner, Arno/Hofschwaiger, Verena/Pieber, Eva/Stigler, Valentin (2014): Wissenschaftliche Begleitung der Schulsozialarbeit in der Steiermark. Arbeitsbereich Sozialpädagogik. Forschungsbericht an der Universität Graz.
- Damm, Diethelm (1974): Die Praxis bedürfnisorientierter Jugendarbeit. Projekte und Anregungen. Juventa: München.
- Dockner, Silvia (2013): Sexualpädagogik – Wer klärt unsere Teenies auf? Masterarbeit. Universität Graz.
- Ekstrom, Mats/Olsson, Tobias/Shehata, Adam (2014): Spaces for public orientation? Longitudinal effects of Internet use in adolescence. In: *Information Communication & Society*, 17, 2, pp. 168–183.
- Findenig, Ines (2014): Intergenerative Arbeit. Referat zur Dissertation an der Universität Graz.
- Fleischmann, Peter (2006): Zum Fressen – gern? In: Heimgartner, Arno/Lauermann, Karin (Hrsg.): Kultur in der Sozialen Arbeit. Hermagoras: Klagenfurt.
- Garrison, Karl Claudius/Garrison, Karl Claudius jr. (1975⁷): *Psychology of Adolescence*. Prentice-hall. New York.
- Grunwald, Klaus/Thiersch Hans (2008²): Das Konzept Lebensweltorientierte Soziale Arbeit – einleitende Bemerkungen. In: Grunwald, Klaus/Thiersch, Hans (Hrsg.): Praxis Lebensweltorientierter Arbeit. Handlungszugänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern. Juventa: Weinheim. S. 13–41.
- Gspurning, Waltraud / Heimgartner, Arno / Leitner, Sylvia / Sting, Stephan (2011): Soziale Qualität von Nachmittagsbetreuungen und Horten. Lit Verlag: Wien.
- Hausinger, Monika (2013): Tiergestützte Interventionen. Pädagogik und Therapie mit Tieren auf österreichischen und deutschen Höfen. Masterarbeit: Graz.
- Heidenspass (2014): inside heidenspass. Online: www.heidenspass.cc [20.2.2014]

- Heimgartner, Arno (2011): Der Weg zu empirischen Portraits der Offenen und der Verbandlichen Jugendarbeit in Österreich: Sichtbare Partizipation und mehr. In: Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend (Hrsg.): 6. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Wien.
- Heimgartner, Arno (2004): Schulsozialarbeit in den Mittelpunkt. In: Knapp, Gerald (Hrsg.): Soziale Arbeit und Gesellschaft. Entwicklungen und Perspektiven in Österreich. Hermagoras: Klagenfurt, Ljubljana, Wien. S. 580–599.
- Heimgartner, Arno/Scheipl, Josef (2013): Kinder-, Jugend- und Familienwohlfahrt in der Steiermark. Forschungsbericht an der Universität Graz.
- Hinte, Wolfgang (2010³): Von der Gemeinwesenarbeit über die Sozialraumorientierung zur Initiierung von bürgerschaftlichem Engagement. In: Thole, Werner (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. VS Verlag: Wiesbaden. S. 663–677.
- Kessl, Fabian/Reutlinger, Christian/Maurer, Susanne/Frey, Oliver (Hrsg.) (2005): Handbuch Sozialraum. VS Verlag: Wiesbaden.
- Kutschinske, Karin (2013): Angst im öffentlichen Raum – Die Produktion von Angsträumen als Ausdruck der Geschlechterkonstruktion. Grin Verlag: Books on Demand.
- Ludovico (2014). Verein zur Förderung der Spielkultur, des Spielens und der Spielpädagogik. Online: Ludovio.at [30.01.2014].
- Miller, Jaqueline et al. (2014): Was Bob Seger Right? Relation between boredom in leisure and [risky] sex. In: Leisure Sciences, 36, 1, pp.52–67.
- Moser Michaela (2013): Sesselkreis reloaded. Partizipationsprozesse auf Aufgabe und Herausforderung für Inklusionsforschung und Soziale Arbeit. In: Pflegerl, Johannes/Vysloulzil, Monika/Pantucek, Gertraud (Hrsg.): passgenau helfen – soziale arbeit als mitgestalterin gesellschaftlicher und sozialer prozesse. LIT Verlag: Wien. S. 21–28.
- Nussbaum, Martha (1999): Gerechtigkeit oder Das gute Leben. Edition suhrkamp: Frankfurt/Main.
- Nussbaum, Martha (2010): Behinderung, Nationalität und Spezieszugehörigkeit. Die Grenzen der Gerechtigkeit. Suhrkamp: Frankfurt/Main.
- Obrecht, Werner/Zwicky, Heinrich (2011): Grundlagen und Perspektiven einer strukturellen Theorie sozialer Probleme. Vortrag bei der Jahrestagung der DGSA in Dresden.
- Rose, Lotte/Sturzenhecker, Benedikt (2009): „Erst kommt das Fressen ...!“ VS Verlag: Wiesbaden.
- Schumann, Lyndall / Craig, Wendy / Rosu, Andrei (2014): Power Differentials in Bullying: Individuals in a Community Context. In: Journal of Interpersonal Violence, 29, 5, pp. 846–865.
- Sclater, Madeleine/Lally, Victor (2014): The realities of researching alongside virtual youth in late modernity creative practices and activity theory. In: Journal of Youth Studies, 17, 1, pp. 1–25.
- Statistik Austria (2013): Nationale Indikatoren zur sozialen Eingliederung in Österreich 2004 bis 2011. Online: http://www.statistik-austria.at/web_de/statistiken/soziales/armut_und_soziale_eingliederung/074629.html. [20.2.2014]
- Statistik Austria (2014): Statistisches Jahrbuch: Wohnungswesen. Online: http://www.statistik.at/web_en/static/k12_054411.pdf [20.2.2014]
- Steiner, Michael, Knittel, Tilmann, Muller, Daniela, Nell, Pina (2012): Juvenir-Studie 1.0 / Unser Platz – Jugendliche im öffentlichen Raum. Die Jacobs Foundation und Prognos. Zürich.

Ulrike Hüllemann und Christian Reutlinger

Ist das Jugendhaus als Angebot zur Unterstützung sozialräumlicher Aneignungsprozesse in der Krise? – Eine Perspektivenfrage!

Offene Kinder- und Jugendarbeit versteht sich als professionalisiertes Angebot sozialer Arbeit zur Ermöglichung, Unterstützung und Begleitung der Aneignungsprozesse von Kindern und Jugendlichen: „Die Offene Kinder- und Jugendarbeit ermöglicht Subjektbildung durch Aneignung im Raum, indem sie einen Freiraum zur Verfügung stellt, der von den Adressatinnen und Adressaten gestaltet und verändert werden kann“ (Linßer, 2011, S. 37–38). Betrachtet man allerdings die aktuellen medialen Diskurse in der Schweiz über Jugendlichen und zu Offener Kinder- und Jugendarbeit (im Folgenden abgekürzt als OKJA), so zeichnen sich zwei sowohl gegenüber Jugendlichen wie auch der OKJA kritische Argumentationsstränge ab. Einerseits wird als Kritik an aktuellen Angeboten der OKJA darauf hingewiesen, dass Jugendliche vermehrt von Jugendhäusern und Jugendtreffs fern blieben oder diese allenfalls nur noch von bestimmten Gruppen von Jugendlichen genutzt würden. U. a. stimmte die „NZZ am Sonntag“ vom 3. März 2013 unter dem Titel „Bye bye Jugendtreff“ einen Abgesang auf diese sozialarbeiterische Angebotsform an:

„Was Internet und Smartphones nicht alles dahinraffen. Und jetzt geht noch eine Ära zu Ende. Ein Jugendtreff nach dem anderen muss zumachen, weil ihm die Jugend ausgeht. Schade. Waren die Treffs früher doch Schauplatz für das eine oder andere pubertäre Erweckungserlebnis. Nach dem Gummitwisten auf dem Dorfplatz oder den Runden auf der Eisbahn konnte sich dem Kind der Provinz hier, unter der Discokugel oder am Töggelikasten, eine völlig neue Welt auftun“ (NZZ am Sonntag, 03. März 2013, S. 89).

Andererseits werden seit einigen Jahren Jugendliche und ihr Verhalten im öffentlichen Raum in den Medien immer wieder problematisiert. So thematisiert beispiels-

weise Laila Schläfli in der Ausgabe des Migros-Magazins vom 15. April 2013 unter der Überschrift „Denn sie wissen nicht, wohin“¹ *das Verhalten Jugendlicher im städtischen Nachtleben und benennt lautstarkes nächtliches Abhängen am Bahnhof, Littering und Alkoholmissbrauch als zentrale Problematiken. Da Jugendlichen ein eigener Ort fehle, würden sie sich im öffentlichen Raum aufhalten. In Extremform wird der Mangel an Freiräumen jüngst von sozialen Bewegungen wie der „Tanz dich frei“-Bewegung in Bern oder Winterthur kritisiert (Reutlinger, 2014; Artikel in der NZZ vom 26. Mai 2013² und vom 03. Juni 2012³). Vor allem junge Leute wollen sich tanzend durch unbewilligte Demonstrationen den öffentlichen Raum zurückerobern und Kritik an Kommerzialisierungstendenzen im Rahmen von Stadtentwicklung üben. Dabei kam es mehrmals zu gewalttätigen Auseinandersetzungen mit der Polizei. Ihren Anspruch artikulieren die beteiligten Jugendlichen und jungen Erwachsenen, wie sie beispielsweise Rade Jevdenić in seinem Artikel auf tink.ch vom 24. Mai 2013 zitiert, folgendermaßen: „Das Tanz dich frei ist sinnvoll, weil hier Jugendliche auf eigene Faust etwas organisieren und sich den Raum, den sie dazu benötigen, auch nehmen.“⁴ Als Reaktion auf solche teils gewaltsamen Raumforderungen Jugendlicher und junger Erwachsener wird oft die Schaffung zusätzlicher Angebote für Jugendliche diskutiert, u. a. die Einrichtung von Jugendhäusern und -treffs. Mit dieser Strategie soll Jugendlichen ein Ort in einer bestehenden gesellschaftlichen Struktur zugewiesen werden, der ihnen einen „legitimen“, gesellschaftlich akzeptierten Treffpunkt bietet. Dieser wird den Jugendlichen jedoch – trotz des pädagogischen Anspruchs, die Angebote gemäß den Bedürfnissen Jugendlicher zu gestalten und partizipativ zu arbeiten (vgl. z. B. Dachverband Offene Jugendarbeit Schweiz 2007, S. 4) – nicht komplett selbst überlassen. Denn Jugendarbeitende legen beispielsweise für die Nutzung der bereitgestellten Räumlichkeiten bestimmte Regeln fest, bei deren Nicht-Einhaltung ein Hausverbot droht.*

Diese beiden Argumentationsstränge – einerseits die Kritik am Verhalten und Aufenthalt Jugendlicher im öffentlichen Raum, andererseits an den Angeboten Offener Jugendarbeit als Angebot der Bereitstellung von „Freiräumen“ – muten zunächst widersprüchlich an und es stellt sich die Frage, ob Jugendhäuser und -treffs gerade jetzt dringend gebraucht werden oder ob sie im Gegenteil vielleicht doch überflüssig sind. Je nach eingenommener Perspektive werden, so zeigen die beiden Argumentationsstränge ebenfalls, unterschiedliche Aspekte problematisiert: Während Jugendliche das Fehlen von Freiräumen kritisieren und deshalb Orte und Plätze selbst auswählen und besetzen, problematisieren Vertreter von Gemeinden oder Städten das

1 <http://www.migrosmagazin.ch/menschen/reportage/artikel/denn-sie-wissen-nicht-wohin> [21.11.2013]

2 <http://www.nzz.ch/aktuell/schweiz/gewalt-und-chaos-verdraengen-die-tanz-dich-frei-idee-1.18087274> [21.11.2013]

3 <http://www.nzz.ch/aktuell/schweiz/strassenparty-in-bern-1.17148935> [21.11.2013]

4 <http://www.tink.ch/new/article/2013/05/24/von-freiraum-und-verantwortung/> [21.11.2013]

Verhalten und das „Raumnehmen“ Jugendlicher im öffentlichen Raum und verweisen auf eigens für Jugendliche bereitgestellte Freiräume durch die Angebote der OKJA. Demnach scheinen Jugendliche mit ihrem Bedürfnis nach „eigenen“ Orten und die institutionalisierten Angebote der OKJA in Jugendhäusern und -treffs nicht „zusammenzupassen“. OKJA in Form „verhäuslichter Angebote“, so das erste Zwischenfazit aus dem Blick in die mediale Diskussion in der Schweiz, scheint sich aktuell in der Krise zu befinden, weil Jugendliche diese gesellschaftlich für sie bereitgestellten „Freiräume“ nicht annehmen. In vielen Gemeinden gerät OKJA in dieser Situation durch massive politische Forderungen, die auf Nachweise der Wirksamkeit der OKJA und ihrer Angebote abzielen, zusätzlich unter Druck: Angesichts der Fernbleibens der Jugendlichen sowie einer zunehmenden Problematisierung von Verhaltensweisen Jugendlicher im öffentlichen Raum wird die OKJA verstärkt dazu angehalten, sich über Wirksamkeits- und Wirkungsnachweise als sinnvolles pädagogisches Angebot zu legitimieren (vgl. z.B. Hongler, 2008). Angesichts der vielfältigen Krisendiagnosen versucht die OKJA in der Schweiz deshalb unter der Formel „Sozialraumorientierung“ an vielen Orten sowohl auf die skizzierten Vorwürfe fehlender Legitimation von Jugendhäusern und -treffs wie auch auf das Freiraumbedürfnis Jugendlicher zu reagieren (vgl. Hadorn, 2012).

Ausgehend von dieser Ausgangslage werden wir im ersten Abschnitt dieses Artikels aufzeigen, dass in der schweizerischen Praxis und Fachdiskussion Offener Jugendarbeit der Begriff Sozialraumorientierung vielfältig und mitunter auch widersprüchlich gebraucht wird. Zusätzlich kommt erschwerend dazu, dass er aus dem bundesdeutschen Kontext von Hilfen zur Erziehung stammt und m.E. nur schwer zu Modernisierungsfragen einer in der Krise stehenden Offenen Jugendarbeit in der Schweiz passt. Im Anschluss an den Vorschlag, auf den Begriff Sozialraumorientierung im Arbeitsfeld der OKJA zu verzichten, versuchen wir, einen anderen sozialräumlichen Weg zu skizzieren, indem wir das Problem der Aneignung und damit die Frage der Gewordenheit des Jugendhauses als pädagogisches Angebot der OKJA in den Mittelpunkt unserer Überlegungen stellen. Aus einer solchen Perspektive ist es logisch und nachvollziehbar, dass „verhäuslichte Angebote“ der OKJA, die den Anspruch haben, Freiräume für Jugendliche zur Unterstützung ihrer Aneignungsaktivitäten bereitzustellen, in die Krise geraten – die Krisendiagnose begleitet deshalb die OKJA seit ihren Anfängen (vgl. Giesecke, 1984; Böhnisch & Münchmeier, 1999, S. 15). Mit der Einnahme einer pädagogischen Aneignungsperspektive, für die wir abschließend plädieren möchten, gelingt es jedoch, die aktuell zu beobachtenden und vielfach problematisierten Aktivitäten Jugendlicher im öffentlichen Raum als Forderung nach eigenen Orten mit spezifischer Qualität zu verstehen, pädagogisch darauf zu reagieren und das Jugendhaus bzw. OKJA damit aus einer veränderten Perspektive zu betrachten. Unsere Überlegungen entwickeln wir im Folgenden entlang dreier zentraler Thesen.

These 1:

„Jugendhäuser und -treffs als Angebote der OKJA in der Schweiz befinden sich in der Krise. Sozialraumorientierung ist (nicht) die Lösung.“

Die Reaktionen der OKJA auf den skizzierten steigenden Druck von außen sind vielfältig. Zum einen wird versucht, die eigene Legitimation nachzuweisen, indem auf zunehmende Institutionalisierung, rechtliche Verankerung (u. a. im neuen, zum 1. Januar 2013 in Kraft getretenen Kinder- und Jugendförderungsgesetz (KJFG), vgl. Sidler, 2011) und Professionalisierung bzw. Akademisierung der Mitarbeitenden verwiesen wird (vgl. Binggeli, 2008; Gerodetti & Schnurr, 2012). Die OKJA in der Schweiz wird somit selbst (fach-)politisch aktiv und betreibt Abgrenzungsstrategien gegenüber anderen (sozial-)pädagogischen Arbeitsfeldern, u. a. gegenüber der formalen Bildungsinstitution Schule (vgl. Sidler, 2011) oder gegenüber anderen sozialpädagogischen Angeboten, beispielsweise über die Betonung der Freiwilligkeit der Teilnahme durch „Komm-Strukturen“ oder partizipative Projekte. Über diese Strategien wird vor allem die Einzigartigkeit und Unentbehrlichkeit der Angebote und Ermöglichungsstrukturen der OKJA in einer vorhandenen institutionellen „Bildungslandschaft“ betont. Im Zuge der zunehmenden Legitimationsbemühungen ist außerdem ein Anstieg an Evaluationen, Wirkungsforschung und damit an „Verwissenschaftlichung“ zu beobachten (vgl. Gutmann & Gerodetti, 2013; Hongler, 2008), verbunden mit der Hoffnung, breit anerkanntes und damit in Diskussionen mit anderen Akteuren definitionsmächtiges Wissen zu generieren. Die Botschaft hinter diesen vielfältigen Legitimationsstrategien der OKJA könnte lauten: *„Wir können etwas! Wir arbeiten professionell! Wir werden gebraucht!“*

Andererseits wird im Feld der Offenen Kinder- und Jugendarbeit aktiv eine fachliche Weiterentwicklung der vorhandenen Methoden und Ansätze betrieben, indem neue Methoden entwickelt und bisherige Vorgehens- und Arbeitsweisen überdacht und an aktuelle Bedingungen angepasst werden (vgl. z. B. Dachverband Offene Kinder- und Jugendarbeit Schweiz, 2007, S. 4–5; Eisenbeiss, 2011; Konstantinidis 2008). Dazu kann beispielsweise die zunehmende Durchsetzung aufsuchender Ansätze gezählt werden. Gleichzeitig wird versucht, die Angebote im Jugendhaus oder Jugendtreff für Jugendliche attraktiver zu gestalten und Räume mit bestimmten Erlebnisqualitäten zu schaffen, die konkurrenzfähig sind zu kommerzialisierten Angeboten. In den Mittelpunkt rückt damit die Frage, was Jugendliche wollen bzw. brauchen. Jugendarbeitende versuchen, Jugendliche dort abzuholen, wo sie sind: auf der Straße, in der Schule oder in virtuellen Welten (vgl. Ritter, 2011). Nicht selten wird entlang der Frage vorgegangen: „Wie könnte man die Jugendlichen durch Anpassung und Weiterentwicklung der Angebote ‚zurück ins Haus‘ holen?“ Die OKJA versteht sich nicht zuletzt aufgrund dieses Anspruchs der Nähe zu den Lebenswelten, Bedürfnissen und Wünschen Jugendlicher als „Seismograf“ für Jugendthemen und -probleme und als „Scharnier“ zwischen Jugendlichen und Gemeinden (vgl. z. B. die Fach-

tagung des DOJ am 22. Oktober 2009 (vgl. Kommunikationsagentur cmusy, 2010)). Die Botschaft hinter diesen Entwicklungen könnte folgende sein: „*Wir sind nah dran an den Jugendlichen! Wir sind modern und up to date!*“

Diese Bewegung aus dem Haus auf die Straße, aber auch die Anpassung der bisherigen und die Schaffung neuer Angebote bzw. „Räume“ wird vielfach unter den Stichworten „Sozialraumorientierung“ oder „Lebensweltorientierung“ diskutiert, so die Ergebnisse einer explorativen Studie, die am Kompetenzzentrum Soziale Räume der FHS St. Gallen durchgeführt wurde (Reutlinger, Grädel, Hüllemann & Fritsche, 2012; Reutlinger, 2013). Dafür wurden die Internetauftritte Offener Jugendarbeit in der Schweiz sowie die jeweiligen Konzeptionen analysiert. In den untersuchten Konzeptionen wird die notwendige sozialräumliche Neuorientierung meistens damit begründet, dass sich die jugendlichen Lebenswelten in den vergangenen Jahrzehnten gewandelt hätten. Mit aufsuchenden Angeboten soll es gelingen, die Jugendlichen wieder dort zu erreichen, wo sie sich aufhalten: im Quartier, auf der Straße, auf Plätzen, aber auch auf dem Pausenhof oder in virtuellen Netzwerken. Ausgehend vom und ergänzend zum Jugendtreff gelte es, neue Angebote zu entwickeln: Hierzu werden Befragungen durchgeführt und neue Beteiligungsformen erprobt, aber auch neue Zugänge zu Jugendlichen gesucht, beispielsweise über soziale Netzwerke wie Facebook (Kettner, 2014).

Neben dieser lebensweltlichen Vorstellung vom Sozialraum als verschiedenen Orten, an denen Jugendliche ihre Aktivitäten durchführen, zeichnet sich in den Konzeptionen eine weitere Bedeutung vom Sozialraum ab: Ausgangspunkt der Gestaltungsbemühungen bildet ein bestimmtes Gebiet, in dem das Jugendhaus angesiedelt ist, wie beispielsweise ein Stadtteil, ein Quartier oder eine Gebietskörperschaft verschiedener Gemeinden. Das Angebot der OKJA soll sich zukünftig im Rahmen einer Sozialraumorientierung verstärkt dem Stadtteil öffnen und sich an alle Jugendlichen in diesen Gebieten richten. Sie gilt es zu aktivieren und an neuen Angeboten zu beteiligen. In ähnlicher Weise argumentieren Gestaltungsvorstellungen, die ihren Ausgangspunkt im erwähnten Legitimations- und Kostendruck haben. Oftmals wird dann als Innovation die professionelle (Neu-)Organisation gebietsbezogen ausgerichtet. Ziel ist beispielsweise, den öffentlichen Raum von Jugendlichen „zu befreien“ (vgl. z. B. Sicherheit, Intervention, Prävention (SIP) Züri⁵), sie zurück ins Jugendhaus zu bringen. Hierzu müssen alle Jugendfragen aus einem bestimmten Gebiet an zentraler Stelle „gemanagt“ werden.

Trotz oder gerade wegen dieser Breite an Interpretationsmöglichkeiten scheinen sozialräumliche Begriffe heute zunehmend konstitutiv zu sein für Offene Jugendarbeit. So sieht der DOJ, der Dachverband Offene Jugendarbeit Schweiz, OKJA als „Teilbereich der professionellen Sozialen Arbeit mit einem *sozialräumlichen* Bezug“ (ebd. 2007, S. 3). Eine klare Definition der Begrifflichkeit wird jedoch ebenso wenig vor-

5 <https://www.stadt-zuerich.ch/sd/de/index/arbeitswohndrogen/gassenpraesenz/sip/angebot.secure.html> [21.11.2013]

genommen, wie Gestaltungsziele transparent gemacht werden. Vielmehr schreiben sich „Jugendeinrichtungen (...) den Begriff auf die Fahnen und wirken für Außenstehende dadurch innovativ und modern“ (Hadorn, 2012, S. 7). Angesichts der unklaren Bestimmung würde der Begriff deshalb viel Unklarheit stiften (ebd.).

Neben der unklaren Gestaltungsperspektive kommt noch eine weitere Schwierigkeit hinzu. Der Begriff „Sozialraumorientierung“ stammt aus dem bundesdeutschen Diskurs der Hilfen zur Erziehung und zielt in diesem Kontext auf Reformbestrebungen ab, die erst einmal wenig gemeinsam haben mit den aufgezeigten Herausforderungen der Offenen Jugendarbeit in der Schweiz (Kessl & Reutlinger, 2011; 2014): In Deutschland führten Spezialisierungs- und Professionalisierungstendenzen in den erzieherischen Hilfeformen zur starken *Versäulung der Helfelandschaft*. Deshalb geht es in Deutschland im Rahmen einer sozialräumlichen Neujustierung vor allem darum, das verkrustete institutionelle Gefüge umzubauen, um das Nebeneinanderstehen von Fachbereichen, bürokratische Hürden, zu viele Hierarchieebenen, ineffiziente Informations- und Kommunikationswege, zu starke fachliche Spezialisierung (Volk & Till, 2006, S. 111) und schließlich zu hohe Kosten zu vermeiden. Sozialraumorientierung meint dabei zunächst bessere Steuerungsprozesse durch fachliche Kriterien wie Dezentralisierung und das Prinzip Hilfen in einer Region „aus einer Hand“. Neben diesem steuerungslogischen Strang lassen sich auf einem zweiten Sozialraumorientierungs-Strang Reformbestrebungen im Sinne von „Lebensweltorientierung“ und „Ressourcenorientierung“ (Hamberger, 2006) herleiten: Hilfen sollen von den Bedarfen junger Menschen ausgehend gebildet werden (vgl. ausführlich Kessl & Reutlinger, 2014). Auch wenn in einer Vielzahl von Sozialraumverständnissen gefordert wird, den Ausgangspunkt neuer jugendarbeiterischer Angebote in den Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen zu suchen (vgl. Deinet, 2007), so scheint es doch etwas grundlegend anderes zu sein, diese wie in Deutschland vor dem Hintergrund eines stationären Arbeitsbereiches einzufordern als für den Arbeitsbereich der OKJA: Die Lebensbereiche sind ebenso andere wie der Grundauftrag. Hinzu kommt, dass die organisatorisch-steuerungstheoretische Situation in der Schweiz anders gestaltet ist und die Vermutung naheliegt, dass mit dem seit Anfang des Jahres in Kraft getretenen, erstmals national geltenden Kinder- und Erwachsenenschutzgesetz (KES) eine Versäulung der föderalen Ebenen in der Schweiz gerade erst beginnt. Damit scheint sich in der Schweiz durch die Reformbestrebungen das strukturelle Gefüge genau in die Gegenrichtung zu bewegen als in Deutschland: weg vom Nahraum und dem integrierten Hilfesystem auf Laienbasis hin zu einem professionellen, aber dezentralen und eher lebensweltfernen Fachbehördensystem (vgl. Reutlinger, 2013). In der Schweizer Diskussion geht es aktuell deshalb nicht – wie in Deutschland – um das Problem Spezialisierung und Versäulung, sondern um die Einforderung von Professionalität, Fachlichkeit und Effizienz (vgl. Schnurr & Gerodetti, 2012). Nicht klare Dezentralisierungsbestrebungen scheinen hier Lösungen zu bringen, sondern ein komplexer Mix aus dezentralisierenden, zentralisierenden und regionalisierenden Tendenzen.

Vor diesem Hintergrund plädieren wir dafür, für die anstehenden Fragen im Rahmen der skizzierten Krise der Offenen Kinder- und Jugendarbeit in der Schweiz auf den Begriff Sozialraumorientierung zu verzichten. Selbstverständlich geht es bei der skizzierten Krise des Jugendhauses auch um sozialräumliche Fragestellungen – nicht nur da es sich beim Jugendtreff um ein Gebäude handelt, welches sich in einer Gemeinde als „Raum der Jugend“ definiert, sondern weil Jugendliche im öffentlichen Raum jüngst wieder verstärkt eigene „(Frei)räume“ fordern, wie bei der Tanz-dich-frei-Bewegung. Nimmt man jedoch den Sozialraumbegriff ernst und diskutiert dabei nicht nur Fragen der Steuerung, Beteiligung oder Ausgestaltung von Infrastruktur, muss mit einem adäquaten Raumverständnis gearbeitet werden. Soziale Räume und sozialräumliche Zusammenhänge sind soziale Phänomene, die nicht fix vorgegeben und vermessenbar sind (Böhnisch, 2002). Vielmehr werden Räume tagtäglich von allen beteiligten Personen hergestellt (vgl. Löw, 2001) und wirken im Anschluss wiederum strukturierend auf diese zurück (vgl. Fritsche, Lingg & Reutlinger, 2010). Damit wird Sozialraum als eine spezifische historische Ordnung des Räumlichen verstanden, die permanent durch alle beteiligten Akteure produziert und reproduziert wird (Kessl & Reutlinger, 2010). Kinder und Jugendliche beteiligen sich durch Aneignungsprozesse an diesen Herstellungsprozessen von Ordnungen, die aus dieser handlungszentrierten Perspektive auch als veränderbar angesehen werden. So sind beispielsweise Jugendliche, die Parkbänke herausreißen, neu gruppieren und zu einem Treff umfunktionieren, ebenso an diesem Herstellungsprozess beteiligt wie PolitikerInnen, die Gesetze verabschieden, die das Verhalten im öffentlichen Raum steuern sollen, oder JugendarbeiterInnen, die versuchen, die Bedürfnisse der Jugendlichen zu verstehen und einzubringen. Aus einer Herstellungsperspektive auf Raum besteht die Herausforderung nicht darin, wie Offene Jugendarbeit als institutionalisiertes Angebot durch Gebietsbezug, Bewegung vom Haus zur Straße oder Neuorganisation unterschiedlichster Angebote modernisiert werden kann, sondern vielmehr darin, welche Aneignungsmöglichkeiten in räumlichen Ordnungen stecken – und welche nicht (Reutlinger, 2003).

Angeichts der an die OKJA in der Schweiz herangetragenen Krisendiagnosen vollziehen sich die Denkbewegungen zur fachlichen Legitimation und Weiterentwicklung ausgehend von den bereits bestehenden institutionalisierten Angeboten, um deren Legitimation gerungen wird. In der Fachdiskussion wird entsprechend häufig danach gefragt, wie *in diesem Rahmen* Aneignungsprozesse *besser* unterstützt werden könnten (vgl. z. B. Deinet, 2013). Damit werden jedoch viele Bedingungen pädagogischen Handelns als gegeben angenommen und in eine fachliche Reflexion und Entwicklung nicht mehr einbezogen. Aktuell wird deshalb in der Fachdiskussion der OKJA in der Schweiz wie auch im deutschsprachigen Raum insgesamt v. a. die pädagogische Ausgestaltung von Angeboten fokussiert, es rücken Methodenfragen und Fragen konkreter Projekte in den Mittelpunkt. Sie verfolgen meist das Ziel, Jugendliche besser erreichen zu können. Reflexionen, die vorhandene Institutionalisierungen und deren „Gewordenheit“ in den Blick nehmen, geraten hingegen aus dem

Blickfeld. Jedoch könnte gerade die Einnahme einer solchen Perspektive, die OKJA als institutionalisierte Angebotsformen zur Unterstützung von Aneignungsprozessen Jugendlicher in ihren Entstehungskontexten verortet und davon ausgehend die aktuell häufig diagnostizierte Krise der OKJA beleuchtet, neue Impulse in die fachliche Diskussion einbringen. Deshalb beginnen wir unsere folgenden Überlegungen von einem anderen Ausgangspunkt, nämlich vom pädagogischen Ziel der OKJA, der Ermöglichung von Aneignungsprozessen Jugendlicher. Damit stellt sich die Frage, was durch die Einnahme einer Aneignungsperspektive in den Blick kommt, wenn man mit dieser auf die Entstehungsgeschichte der OKJA in der Schweiz schaut, und welche neuen Impulse zur fachlichen Weiterentwicklung sich daraus ergeben.

These 2:

„Mit einem aneignungstheoretischen Blick auf die Geschichte der OKJA lässt sich verdeutlichen: Die soziale Welt muss von Jugendlichen immer wieder von Neuem angeeignet werden. Pädagogisch gestaltete Aneignungswelten werden nur angenommen, wenn sie selbstbestimmte Aneignungsprozesse Jugendlicher und damit verbundene Vergegenständlichungen zulassen können. Verengen sie Aneignung auf eine Einpassung Jugendlicher in gesellschaftliche Strukturen, können Abwehrreaktionen Jugendlicher gegenüber pädagogischen Angeboten die Folge sein.“

Mit der Aneignungsperspektive geraten jene menschlichen Tätigkeiten in den Fokus, in denen sich ein Individuum seine Umwelt in aktiver Auseinandersetzung mit ihr zu eigen macht, sich versucht, in sie einzuschreiben – im menschlichen Entwicklungsprozess ist diese Auseinandersetzung in der Kindheit und im Jugendalter besonders wichtig. Das sozialräumliche Aneignungsverständnis (Deinet & Reutlinger, 2004) geht also über die Alltagssprachliche Vorstellung des Sich-etwas-zu-eigen-Machens – wie die Durchdringung eines Textes oder eines Themengebiets – hinaus. Aneignung meint zum einen zwar die Verinnerlichung („Internalisierung“) spezifischer, menschlicher, gesellschaftlich-historischer Erfahrungen (vgl. Leontjew, 1973; Kaptelinin, 1996). Mit Aneignung wird ein eigentätiger Auseinandersetzungsprozess betont, in dem ein Subjekt vorhandene gesellschaftliche und kulturelle Strukturen, Vergegenständlichungen, Symbole etc. entschlüsselt und verinnerlicht, sich aber auch als Subjekt zu diesen in ein Verhältnis setzt und sich dadurch selbst zu und in angeeigneten Strukturen positioniert. Durch diese Positionierungen werden neue – immaterielle und materielle – Vergegenständlichungen geschaffen und im Handeln reproduziert. Diese stehen nun erneut als Aneignungsobjekte zur Verfügung. Gemäß einem solchen Aneignungsverständnis beginnt die für die jugendliche Entwicklung zentrale Aneignungstätigkeit mit dem Suchen und Finden von eigenen Orten, die eingenommen und besetzt werden können. Sichtbar wird der Aneignungsprozess durch Aneignungsprodukte, z. B. indem sich eine Gruppe an einem Ort aufhält oder indem sie Gegenstände anders nutzt, als von PlanerInnen vorgesehen. Dieser Vergegenständ-

lichungsprozess kann so weit gehen, dass Jugendliche eigene Gestaltungen der physisch-materiellen Welt vornehmen, indem sie ein Graffiti sprühen oder Parkbänke neu gruppieren. Auch die sichtbaren Spuren von Jugendlichen zeugen von erfolgreichen Aneignungsprozessen: Zigarettensammel, leere Bierflaschen oder Abfall. Zentral ist jedoch, dass diese sichtbaren Aneignungsprodukte erst durch die vorgelagerten Aneignungsprozesse zu solchen werden. Durch die sichtbare Vergegenständlichung von Graffiti über Bierflaschen bis hin zur Gruppe Jugendlicher, die rumhängen, wird der Erfolg eines Aneignungsprozesses symbolisiert, indem es ihnen gelingt, sich in die angeeignete Welt einzuschreiben, sich zu positionieren. Dieser Aneignungsprozess muss von jeder Gruppe von Jugendlichen immer wieder von Neuem vollzogen werden. Erfolgreiche Aneignungsprozesse einer nachfolgenden Generation sind die Voraussetzung für eine kulturelle Reproduktion einer Gesellschaft. Eine Gesellschaft kann nur fortbestehen, wenn die nächste Generation sich die vorgefundene soziale Welt aneignet. Will eine Gesellschaft ihren Fortbestand sichern, muss sie die Aneignungsprozesse folgender Generationen zulassen und unterstützen, auch wenn diese immer potenziell das „Risiko“ von Veränderungen und damit von Konflikten bergen (vgl. Winkler, 1988). Blickt man mit einer Perspektive auf die Geschichte der OKJA in der Schweiz, die vor allem solche gerade beschriebenen Aneignungsprozesse fokussiert, zeigen sich im Wesentlichen zwei unterschiedliche Phasen.

Erste Phase: Forderung nach autonomen Jugendzentren

Im Rahmen massiver weltweiter Protestbewegungen in den späten 1960er bzw. frühen 1970er Jahren, die auch in der Schweiz stattfanden, forderten Jugendliche und junge Erwachsene im öffentlichen Raum eigene, von den bürgerlichen Konventionen, vom Establishment freie Räume für ihre persönliche und soziale Entwicklung. Massen junger Menschen lehnten sich sowohl gegen die von Erwachsenen vorgegebenen traditionellen Werte und Normen auf (Armee, Kirche, Schule, Eltern) sowie gegen etablierte pädagogische Einrichtungen wie Schulen, Heime oder Erziehungsanstalten. Jugendliche forderten Freiräume außerhalb von Institutionen und pädagogischen Settings. Im Zuge der Anstaltskritik ging es beispielsweise im Rahmen der sogenannten Heimkampagne darum, Gefängnisse, Heime und psychiatrische Kliniken zu demokratisieren. „Doch eigentlich hätte man die Erziehungsheime am liebsten durch selbstverwaltete Kollektive ersetzt“, sagt Gerhard Schaffner (71), welcher in den 1970er Jahren als Jugendheimleiter tätig war, im Artikel „Sie kamen am Sonntag, um die Zöglinge zu befreien“ in der Zeitschrift von Cura-Viva (Verband Heime und Institutionen Schweiz) in der Ausgabe 12/2009⁶.

Angestoßen durch weltweite Jugendproteste wehrten sich Jugendliche in Zürich in den Jahren 1967 und 1968 im Rahmen der so genannten „Globuskrawalle“ ganz

6 http://www.kinderheime-schweiz.ch/de/pdf/susanne_wenger_artikel_heimkampagne_cura-viva_nr12_2010.pdf [21.11.2013]

konkret gegen einen Entscheid des Zürcher Stadtrates. Dieser hatte beschlossen, das damals leer stehende provisorische Gebäude des Warenhauses „Globus“ beim Zürcher Haupthahnhof nicht als ein autonomes Jugendzentrum zur Verfügung zu stellen. Nach den Ideen der Jugendlichen sollte in dem Globusprovisorium ein Freiraum geschaffen werden, in dem Jugendliche ohne die Beaufsichtigung von erwachsenen PädagogInnen und ohne Eingriffe durch die Behörden ihre freie Zeit nach ihren eigenen Vorstellungen selbst gestalten können: „Es ging um ein Gebäude an zentraler Lage, in dem sich die Jugend treffen und wo sie sein und so sein konnte, wie es ihr passte. Also ein autonomes Jugendzentrum! Das Globus-Provisorium“ (Bortlik & Gretler & Pettenati & Dellwo & Braden, 2010, S. 33). Mit dem Stadtratsentscheid wurde die Forderung der Jugendlichen nach einem autonomen Jugendhaus abermals abgelehnt. Die Folge waren Proteste, die in gewaltsame Straßenschlachten zwischen der Polizei und Demonstranten auf dem Bahnhofplatz, auf der Bahnhofbrücke und am Bellevue-Platz endeten. In der Presse wurde diese Freiraumforderung u. a. in einem Leserbrief von Emil Schimpf massiv skandalisiert⁷:

„Wo liegen wohl die Ursachen des Verhaltens der Jugendlichen? Man wird bei einiger Überlegung zum Schlusse kommen, dass das Grundübel bei der Erziehung liegen muss. Die Eltern kümmern sich offenbar nicht um das, was ihre Kinder in der Freizeit tun. In den Schulen wird es den Lehrkräften untersagt, ‚von Hand‘ nachzuhelfen, wenn gute Worte nichts nützen (...) Wenn Jugendliche um Mitternacht noch unterwegs sein können, stimmt wohl Verschiedenes nicht.“

Als Gegenpol und angesichts der Gewaltbereitschaft der Polizei formulierten führende Intellektuelle wie der Schriftsteller Max Frisch ihren Protest 1968 im so genannten Zürcher Manifest⁸:

„Eine Ursache der Krise ist die Unbeweglichkeit unserer Institutionen. Diese Unbeweglichkeit wendet sich gegen die Menschen. Sie verhindert die Anpassung an die sich wandelnden Bedürfnisse der Menschen und die Entfaltung schöpferischer Minderheiten.“

Das Beispiel der Jugendbewegung in Zürich verdeutlicht: Die Jugendlichen eigneten sich gesellschaftliche Verhältnisse selbstständig und ohne „gesellschaftlich beauftragte“ PädagogInnen an. Die wenigen vorhandenen Angebote der Jugendarbeit verstanden sich v. a. als außerinstitutionelle Angebote mit emanzipatorischer Ausrichtung, d. h., sie verorteten sich selbst in der Nähe sozialer Bewegungen wie der

⁷ http://68.abstractidea.ch/img/briefe_141kb.jpg

⁸ https://www.uzh.ch/cosmov/edition/ssl-dir/V4/XML-Files/XML/ZM_1022_MS.xml [21.11.2013]

Jugendbewegung. Sofern es also pädagogische Jugendarbeit gab, verstand sich diese in ihren politischen Standpunkten und gesellschaftlichen Verortungen parteiisch mit den Jugendlichen. Jugendliche positionierten sich in ihrem Aneignungsprozess sichtbar zu vorgefundenen gesellschaftlichen Strukturen und bewirkten dadurch neue Vergegenständlichungen, die zu gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen, teils auch zu eskalierenden Konflikten führten. Auch wenn das Ziel „autonomes Jugendzentrum“ in Zürich immer wieder nur „auf Zeit“ bis zur nächsten Schließung durch Behörden erreicht wurde, blieben die Jugendlichen während des gesamten Prozesses „aneignungsfähig“. Die unterschiedlichen erkämpften Gebäude für ein Autonomes Jugendzentrum Zürich stellten eine Variante mehrerer sichtbarer „Vergegenständlichungen“ dieses Aneignungsprozesses dar, in dem sich Jugendliche in gesellschaftliche Verhältnisse einschrieben. Erst durch diese spezifische Entstehungsgeschichte erhielt das AJZ seine Bedeutung: Es bildete zu dieser Zeit und für diese bestimmten Jugendlichen und andere Gesellschaftsmitglieder das Symbol für den erfolgreichen Aneignungsprozess der beteiligten Jugendlichen. Die Frage ist nun, was mit diesen „Aneignungsprodukten“ der Jugendlichen, also den autonomen Jugendzentren, und ihren vorgetragenen Forderungen nach selbstverantwortlich gestaltbaren Freiräumen im Weiteren passiert.

Zweite Phase: „Vergesellschaftung“ der AJZ als Jugendhäuser, Umwandlung in pädagogische Orte, an denen Aneignung ermöglicht werden soll.

Ungefähr ab Beginn der 1980er Jahre geht der Charakter der autonomen Jugendzentren als selbstständig „erkämpfter Freiräume“ von Jugendlichen verloren, offene Arbeit in Jugendhäusern sei, so wird kritisch angemerkt, bereits in der Krise (vgl. z. B. Giesecke 1984) und Jugendhäuser werden zunehmend mit einem „Randgruppenetikett“ versehen:

„Für viele Jugendliche ist das Jugendhaus nicht mehr der Mittelpunkt des Freizeitlebens, es wird in den letzten Jahren eher von bestimmten Gruppen – ausländischen Jugendlichen, Jugendlichen aus sozial schwachen Familien – besucht. In diesem Zusammenhang werden viele Jugendhäuser mit einem ‚Randgruppenetikett‘ belegt, müssen sich eines ‚schlechten Rufs‘ erwehren und sind mit Vorhaltungen konfrontiert, die unterstellen, dass sie in diesem Randgruppencharakter ‚normale‘ Jugendliche ausgrenzen.“ (Böhnisch & Münchmeier, 1990, S. 118).

Doch wie kam es zu diesem Wandel? Verstand sich die Jugendbewegung als außerinstitutionelle soziale Bewegung, als Kritik an gesellschaftlichen Verhältnissen und an vielen institutionalisierten, in ein sozialstaatliches Gefüge eingebetteten pädagogischen Einrichtungen, wurden sowohl die Idee der Jugendbewegung, dass Jugendliche selbstständig gestaltbare Freiräume benötigen, wie auch die daraus hervorgehenden konkreten Forderungen nach Jugendhäusern „vergesellschaftet“, pädagogisiert und

institutionalisiert (vgl. Böhnisch & Münchmeier, 1999, S. 18–22). In diesem Prozess vollzog sich jedoch ein – aus Aneignungsperspektive gesehen – folgenreicher Wandel: Jugendhäuser werden zu Orten *für* Jugendliche, die *gesellschaftlich* zur Verfügung gestellt werden und pädagogisch gestaltet sind, um Aneignung zu ermöglichen. Indem ein Angebot für Jugendliche geschaffen wird, das im Rahmen einer sozialen Infrastruktur in ein sozialstaatliches Gefüge eingebettet ist und entsprechend den gesetzten Rahmenbedingungen pädagogisch gestaltet wird, verändert sich sowohl die Funktion wie auch die Bedeutung und Symbolik der Jugendhäuser. Sie markieren fortan kein Produkt eines konkreten Aneignungsprozesses und verlieren so ihren „erkämpften Charakter“. Aus gesellschaftlicher Perspektive sollte die Institutionalisierung der Offenen Jugendarbeit in Jugendhäusern „einmal die gesellschaftliche Akzeptanz dieser Bedürfnisse Jugendlicher (Freizeit-, Gesellungs- und Bildungsbedürfnisse) symbolisieren. Sie sollte aber auch jener Bereich sein, in dem ‚neue‘, ‚unvorhergesehen entstandene‘ Bedürfnisse, vor allem die gegen die wohlfahrtsstaatliche Normalbiographie gerichteten wie Verweigerung, Aussteigertum, Widerstand, eine Resonanz finden und in welchem sich die Integrations- und Rückkehrangebote seitens der Gesellschaft an diese Jugendlichen ausdrücken konnten“ (Böhnisch & Münchmeier, 1990: 45–46). Einerseits wurden ausgehend von den Forderungen der Jugendbewegung gesellschaftliche Strukturen verändert, andererseits verändern sich aber auch im Prozess der Vergesellschaftung die ursprünglichen Inhalte dieser Forderungen.

Blickt man aus einer Aneignungsperspektive auf diesen Prozess, wird deutlich, dass Jugendliche nun nicht erst einen Aneignungsprozess durchlaufen müssen, um ein Jugendhaus nutzen zu können. Vielmehr werden Jugendhäuser *für sie* bereitgestellt mit dem Ziel, ihnen an diesem Ort Aneignungsprozesse zu ermöglichen. Müssen sich Jugendliche in der dargestellten ersten Phase gesellschaftliche Verhältnisse aktiv aneignen und sich gesellschaftlich positionieren, um ihre Forderungen nach Freiräumen durchzusetzen, werden im Rahmen der Angebote der Jugendarbeit Aneignungsprozesse nun anders gerahmt: Jugendhäuser bilden als „institutionalisierte Freiräume“ für Jugendliche eine Art Aneignungscontainer, sowohl materiell wie auch gesellschaftlich, in dem Aneignungsprozesse erprobt werden können. Damit verbunden ist nicht zuletzt, wie Lothar Böhnisch und Richard Münchmeier betonen, auch die Hoffnung, massive Proteste fortan zu verhindern. Allerdings bleibt durch diese Containerisierung der Aneignungsprozesse Jugendlicher die Frage offen, ob und, wenn ja, welche gesellschaftlichen Verhältnisse an diesem pädagogischen Ort als Aneignungsgelegenheiten zur Verfügung stehen – und welche nicht. Die Frage der Ermöglichung und Verhinderung von Aneignungsprozessen am Ort Jugendhaus wird nun zu einer pädagogischen Frage und zu einer Frage, wie dieser Ort konkret gestaltet und in gesellschaftliche Kontexte eingebettet wird. Die Verortung und Pädagogisierung von Aneignungsprozessen birgt jedoch die Gefahr, dass dabei die Vorstellung von Aneignung verengt wird. Wie werden beispielsweise Aneignungsprozesse Jugendlicher gesehen, die nicht an diesen Orten und nicht gemäß pädago-

gischen Vorstellungen von „legitimen Aneignungsformen“ ablaufen, wie z. B. Graffiti, nächtliches Abhängen an Bahnhöfen etc.? Thematisiert werden diese Aneignungsformen Jugendlicher nicht mehr unter dem pädagogisch positiv besetzten Stichwort der Aneignung, sondern vorwiegend als Störungen oder Probleme. Aufgrund der Tatsache, dass es Jugendhäuser als „institutionalisierte Freiräume“ für Jugendliche gibt, wird gesellschaftlich als störend empfundenen Aneignungsformen mit weitgehendem Unverständnis begegnet, wie in der medialen Thematisierung deutlich wurde.

These 3:

„Setzt sich Offene Jugendarbeit als institutionalisiertes Angebot zum Ziel, pädagogische Orte zu gestalten, um Aneignungsprozesse Jugendlicher (wieder) zu ermöglichen, muss sich der Ausgangspunkt pädagogischer Überlegungen wieder hin zu den Jugendlichen und ihren Aneignungsprozessen verschieben und davon ausgehend ihre Angebote und deren Ausgestaltung legitimieren.“

Angesichts der vielbeschworenen Krise des Jugendhauses und des jugendlichen Rufs nach (Frei-)Raum steht die OKJA in der Schweiz in vielen Gemeinden verstärkt unter Legitimations- und Entwicklungsdruck – diese Situation bildete den Ausgangspunkt dieses Artikels. Als Antwort wird, wie aufgezeigt, vielfach mit organisatorischen Modellen, neuen Angeboten und Methoden reagiert. Das Label „Sozialraumorientierung“ verspricht Lösungen, auch wenn ganz Unterschiedliches darunter verstanden werden kann und ein expliziter Einbezug von Raum in die pädagogische Arbeit dennoch kaum nötig erscheint. In diesem Artikel soll es nicht darum gehen, diese Antworten und Modelle zu bewerten. Effizienz und Erfolg neuer Organisationsformen müssen an einer anderen Stelle geklärt werden, denn sie unterliegen auch ökonomischen oder politischen Logiken. In diesem letzten Abschnitt soll vielmehr aus pädagogischer Perspektive die Idee sozialräumlicher Aneignung gestärkt werden. Denn angesichts des steigenden Legitimations- und Entwicklungsdrucks der OKJA in der Schweiz gerät schnell aus dem Blick, dass es sich bei der OKJA um ein spezifisches pädagogisches Angebot handelt, das einem pädagogischen Anspruch unterliegt und sich über diesen legitimieren muss. Diese Perspektive bietet neue Sichtweisen auf aktuelle Fragestellungen, wie abschließend kurz skizziert wird.

Blickt man mit einer Aneignungsperspektive auf die Geschichte der Jugendhäuser in der Schweiz, lässt sich erstens aufzeigen, dass Jugendhäuser nach der dargestellten ersten Phase des Kampfes Jugendlicher um Freiräume in eine Krise geraten müssen. Jugendhäuser stellten in dieser ersten Phase eine Forderung Jugendlicher im Zuge eines Aneignungsprozesses dar, der sich u. a. gegen institutionalisierte und gesellschaftlich für sie bereitgestellte pädagogische Angebote wandte. Jugendhäuser symbolisierten für die Jugendlichen der Jugendbewegung autonom gestaltbare Freiräume, die ihre Bedeutung und ihre Symbolik ihrem spezifischen Entstehungsprozess verdanken. Als institutionalisiertes Angebot verlieren Jugendhäuser diese

Symbolik. Von Jugendlichen werden sie von nun an als ein pädagogisches Angebot gesehen, das *für sie* bereitgestellt wird und deshalb bereits bestimmten Rahmungen unterliegt, die einer Wahrnehmung als Freiraum entgegenstehen können. Jugendliche Aneignungsprozesse, die in eine Forderung nach Freiräumen münden, werden damit zwangsläufig an andere Orte (sowohl materiell-territorial als auch gesellschaftlich) verschoben. Dass sich Jugendhäuser – wie vielfach problematisiert wird – zu „Randgruppenangeboten“ entwickeln (vgl. Böhnisch & Münchmeier 1999), lässt sich aus einer Aneignungsperspektive damit erklären, dass gerade für diese Jugendlichen gesellschaftliche Aneignungsprozesse und vor allem auch Vergegenständlichungen und Positionierungen weniger möglich sind bzw. gesellschaftlich toleriert werden als bei anderen Jugendlichen. Die Krise des Jugendhauses lässt sich also nicht mit einem mangelnden Interesse von Jugendlichen an Aneignungsprozessen begründen – im Gegenteil. Sie liegt vielmehr darin begründet, dass Aneignungsprozesse im Sinne einer Internalisierung gesellschaftlicher Verhältnisse *und* einer Einschreibung in diese für viele Jugendliche an anderen Orten ablaufen bzw. ablaufen müssen. Denn durch die gesellschaftliche Zuweisung eines Ortes *für* Jugendliche sind an diesem Ort meist nur noch bestimmte, pädagogisch bzw. gesellschaftlich gerahmte Aneignungsprozesse möglich. Diese scheinen – wie aktuelle Bewegungen wie „Tanz dich frei“ nahelegen – nicht für alle Jugendlichen zur Unterstützung ihrer Aneignungsprozesse attraktiv zu sein. Ihre Aneignungsprozesse finden deshalb an anderen Orten statt. Mit Blick auf diejenigen Jugendlichen, die die Angebote Offener Jugendarbeit nutzen, stellt sich hingegen die Frage, welche Formen von Aneignungsprozessen und damit auch an Einschreibungen in gesellschaftliche Verhältnisse an diesem Ort ermöglicht werden können, um gesellschaftlich „sichtbar“ zu werden (Reutlinger 2003). Mit der Aneignungsperspektive, die Antworten auf derartige Fragen sucht, gelänge es darüber hinaus, Lern- und Bildungspotenziale, die sich aus Aneignungsprozessen ergeben, sichtbar zu machen und damit die professionelle Arbeit im Haus zu begründen. Die Krise kann genau dann als Chance für die OKJA verstanden werden, wenn sie ihre Angebote (wieder) ausgehend von Aneignungsprozessen Jugendlicher denkt und deren Unterstützung und Begleitung in den Mittelpunkt ihrer Arbeit stellt, professionelle Anknüpfungspunkte auslotet – und sich dadurch eine neue Legitimationsbasis schafft. Selbstverständlich ist damit die Herausforderung noch nicht gelöst, wie und ob diese bei der Bewertung der Arbeit neben Zahlen und Fakten etc. Platz finden.

Mit einer Aneignungsperspektive rückt zweitens die Frage, wie viel Treffpunktarbeit und wie viel aufsuchende Arbeit notwendig ist oder nach welchen allgemeingültigen Kriterien Jugendhäuser pädagogisch „sinnvoll“ gestaltet werden könnten, in den Hintergrund. Argumentiert man aus einer pädagogischen Aneignungsperspektive, ist es nicht möglich, mit einem „guten“ Angebot alle Jugendlichen zu erreichen, denn Jugendliche weisen vielfältige Bedürfnisse und Interessen auf. Deshalb muss ein pädagogischer Ort, wie z.B. ein Jugendhaus, von den jeweiligen Jugendlichen, ihrer spezifischen Situation, ihrer gesellschaftlichen Positionierung und ihren aktuellen Aneignungsmöglichkeiten ausgehend gestaltet werden, damit er von diesen auch

angeeignet werden kann (vgl. Winkler, 1988). OKJA wird, so zeigt beispielsweise das festgestellte „Randgruppenetikett“ (vgl. Böhnisch & Münchmeier 1990, S. 118), das im Rahmen der Krisendiagnosen immer wieder aufscheint, eher von den Jugendlichen angenommen, die sich gesellschaftlich weniger als andere „einschreiben“ und positionieren können. Für OKJA stellt sich nun die Frage, wie diesen Jugendlichen eine Aneignung gesellschaftlicher Verhältnisse ermöglicht werden kann, also wie durch die Ermöglichung von Aneignungsprozessen am pädagogischen Ort Jugendhaus ein „Hinauswachsen“ über diesen Ort gelingen kann. Dies würde eine aus Sicht der Jugendlichen sinnvolle gesellschaftliche Verortung bedeuten, von der ausgehend sie eine Zukunftsperspektive entwickeln können. Jugendarbeit muss sich deshalb gerade angesichts ihrer aktuellen Krise die Frage nach ihren gesellschaftlichen Bezügen, ihrer gesellschaftlichen Verortung und der Reichweite der ermöglichten Aneignungsprozesse für ihre Zielgruppen stellen.

Schließlich wird es mit einer Aneignungsperspektive möglich, die unterschiedlichsten Ausdrucksformen Jugendlicher im öffentlichen Raum als Aneignungsformen zu lesen, die gesellschaftliche Bezüge und Positionierungen aufweisen (Reutlinger, 2008). Aus einer professionellen Perspektive sollte es darum gehen, das sozialräumliche Handeln junger Menschen als Aneignungshandeln zu verstehen und sich als Jugendarbeitende dazu entsprechend zu positionieren. Je nach Gestaltungsanspruch kann sich der Fokus dabei entweder auf die konkreten Aneignungsformen richten. Dann stellt sich heraus, dass nicht alle Jugendlichen gleich die Systemfrage stellen, sondern viele angepasst sind und es ihnen lediglich um das Finden von eigenen Orten geht. Offene Jugendarbeit müsste sich überlegen, wie man diese Leistung anerkennen kann und welche Maßnahmen notwendig sind, um Politik wie Öffentlichkeit aufzuklären.

Etwas schwieriger wird diese politische Positionierung, wenn man die Forderungen gegenwärtiger Jugendbewegungen als neue soziale Bewegungen ernst nimmt. Die Forderung nach Freiräumen der Tanz-dich-frei-Bewegung wird mit einer massiven Systemkritik begründet. Ökonomisierung, Kontrolle und Verdrängung werden als Hauptprobleme der städtischen Entwicklung betrachtet. Ähnliche Kritikpunkte lassen sich aus sozialen Jugendbewegungen anderer Länder ableiten, wie beispielsweise aus der am 15. Mai 2011 in Spanien geborenen und anschließend in Frankreich, Portugal und Griechenland, aber auch in Mexiko oder den USA im öffentlichen Raum sichtbaren und die vorherrschenden sozialen, wirtschaftlichen und politischen Missstände kritisierenden Protestbewegung der sogenannten „Indignados“, der „Empörten“. Eine Bewegung, die auf der Streitschrift Stéphane Hesses „Empört euch!“ beruht: „Das im Westen herrschende materialistische Maximierungsdenken hat die Welt in eine Krise gestürzt, aus der wir uns befreien müssen“ (Hessel, 2011, S. 19). Angesichts dieser Systemkritik stellt sich die offene Frage, ob und, falls ja, wie es der OKJA in der Schweiz gelingen könnte, als staatlich anerkanntes und damit systemtragendes Angebot auf diese soziale Bewegung zu reagieren. Kann es aus dieser Position überhaupt gelingen, parteiisch für junge Menschen Räume zum Aneignen zu schaffen?

Literatur

- Binggeli, U. (2008). „40 Prozent der Jugendarbeitenden sind ungenügend ausgebildet“ – Arbeitsmarkt und Arbeitsbedingungen in der offenen Jugendarbeit. *SozialAktuell* 40 (1), S. 22–23.
- Böhnisch, L. & Münchmeier, L. (1999). *Wozu Jugendarbeit? Orientierungen für Ausbildung, Fortbildung und Praxis*. 4. Auflage 1999. Juventa Verlag. Weinheim und München.
- Böhnisch, L. & Münchmeier, L. (1990). *Pädagogik des Jugendraums. Zur Begründung und Praxis einer sozialräumlichen Jugendpädagogik*. Juventa Verlag. Weinheim und München.
- Böhnisch, L. (2002). Räume, Zeiten, Beziehungen und der Ort der Jugendarbeit. *Deutsche Jugend* 50. Jahrgang, Heft 2/2002.
- Bortlik, W., Gretler, R., Pettenati, O., Dellwo, K.-H. & Braden, B. (2010). *Krawall: Die Jugendrevolte 1968 in der Schweiz*. Laika-Verlag. Hamburg.
- Dachverband Offene Jugendarbeit Schweiz (2007). *Offene Kinder- und Jugendarbeit in der Schweiz. Grundlagen für Entscheidungsträger und Fachpersonen*. Online verfügbar unter http://www.doj.ch/fileadmin/downloads/ueber_Doj/broschur_grundlagen_web.pdf [21.11.13].
- Deinet, U. (2013). *Innovative Offene Jugendarbeit. Bausteine und Perspektiven einer sozialräumlichen Offenen Jugendarbeit*. Verlag Barbara Budrich. Opladen, Berlin und Toronto.
- Deinet, U. & Reutlinger, C. (Hrsg.) (2004). *Aneignung als Bildungskonzept der Sozialpädagogik*. VS Verlag. Wiesbaden.
- Deinet, U. (2007). Sozialraumorientierung in der offenen Kinder- und Jugendarbeit. In *InfoAnimation*, Nr. 11 / 2007. Online abrufbar unter http://www.doj.ch/fileadmin/downloads/InfoAnimation/Jubilaumsausgabe_Nr._20/Nr.11_2007__Sozialraumorientierung_in_der_offenen_Kinder-_und_Jugendarbeit_.pdf [21.11.2013]
- Eisenbeiss, M. (2011). Zum Thema: Offene Jugendarbeit. *SozialAktuell* 43 (5), S. 13.
- Fritsche, C., Lingg, E. & Reutlinger, C. (2010). Raumwissenschaftliche Basics – eine Einleitung. In C. Reutlinger, C. Fritsche, E. Lingg (Hrsg.), *Raumwissenschaftliche Basics. Eine Einführung für die Soziale Arbeit* (S. 11–24). VS-Verlag. Wiesbaden.
- Gerodetti, J. & Schnurr, S. (2012). Offene Kinder- und Jugendarbeit in der Schweiz. In U. Deinet & B. Sturzenhecker (Hrsg.), *Handbuch offene Kinder- und Jugendarbeit*. 4 überarbeitete und aktualisierte Auflage (S. 872–840). Springer VS. Wiesbaden.
- Giesecke, H. (1984). Wozu noch Jugendarbeit? In *Deutsche Jugend*, H. 10, S. 443–449.
- Gutmann, R. & Gerodetti, J. (2013). Offene Jugendarbeit in der Schweiz – Forschung und Entwicklung. Ein systematischer Überblick. In E. M. Piller & S. Schnurr (Hrsg.), *Kinder- und Jugendhilfe in der Schweiz. Forschung und Diskurse* (S. 269–294). Springer VS. Wiesbaden.
- Hadorn, M. (2012). „Seich machen“ gehört dazu. Von den Möglichkeiten und Grenzen der Sozialraumorientierung in der offenen Jugendarbeit. *SozialAktuell* 44 (6), S. 7–9.
- Hamberger, M. (2006). Der Fall im Feld: Sozial- und ressourcenorientierte Arbeit in den Erziehungshilfen. In R. Deutschendorf, M. Hamberger, J. Koch, S. Lenz, F. Peters (Hrsg.), *Werkstattbuch INTEGRA. Grundlagen, Anregungen und Arbeitsmaterialien für integrierte, flexible und sozialräumlich ausgerichtete Erziehungshilfen* (S.111–124). Juventa Verlag. Weinheim und München.

- Hessel, S. (2011). *Empört Euch!* Ullstein, Berlin.
- Hongler, H. (2008). Knappe Finanzen, steigender Legitimationsdruck: Jugendarbeit muss sich ökonomischen Kriterien und Anforderungen nach gesellschaftlicher Wirksamkeit genügen. *SozialAktuell* 40 (11), S. 14–16.
- Kaptelinin, V. (1996). *Activity Theory: Implications for Human-Computer Interaction*. In B. A. Nardi (Hrsg.), *Context and Consciousness: Activity Theory and Human-Computer Interaction* (S. 53–59). The MIT Press, Cambridge.
- Kessl, F. & Reutlinger, C. (2014, i.E.): Sozialraumorientierung. In K. Böllert (Hrsg.), *Kompendium Kinder- und Jugendhilfe*. SpringerVS, Wiesbaden.
- Kessl, F. & Reutlinger, C. (2011). Sozialraum. In H.-U. Otto & H. Thiersch (Hrsg.), *Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik* (S. 1508–1516). Reinhardt, München.
- Kessl, F. & Reutlinger, C. (2010). *Sozialraum. Eine Einführung*. VS-Verlag, Wiesbaden.
- Kettner, V. (2014, i.E.). Vireale Sozialraumaneignung als konstitutive Methode der Jugendarbeit. In U. Deinet & C. Reutlinger (Hrsg.), *Tätigkeit – Aneignung – Bildung. Positionierungen zwischen Virtualität und Gegenständlichkeit*. Springer VS, Wiesbaden.
- Konstantinidis, E. (2008). Vom Jugendtreff zur Fachstelle Jugendfragen. Die Vielfalt der Methoden und Angebote in der offenen Kinder- und Jugendarbeit. *SozialAktuell* 40 (11), S. 22–23.
- Kommunikationsagentur cmusy (2010): Jugendarbeit als Scharnierfunktion zwischen Jugend und Gemeinde. *InfoAnimation* Nr. 20 (Juni 2010). Online abrufbar unter http://www.doj.ch/fileadmin/downloads/InfoAnimation/Jubilaeumsausgabe_Nr._20/Nr.19_2009___Jugendarbeit_als_Scharnierfunktion_zwischen_Jugend_und_Gemeinde.pdf [21.11.2013]
- Leontjew, A. N. (Hrsg.) (1973). *Probleme der Entwicklung des Psychischen*. Volk und Wissen Volkseigener Verlag, Berlin.
- Linßer, J. (2011). *Bildung in der Praxis offener Kinder- und Jugendarbeit. Qualitative Interviews mit Leitungskräften*. VS-Verlag, Wiesbaden.
- Löw, M. (2001). *Raumsoziologie*. Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Reutlinger, C. (2008). Der Blick in unsichtbare Rückzugswelten von Jugendlichen. Reflexionen zum öffentlichen Raum als Bildungs- und Aneignungsraum. *SozialAktuell* Nr. 11/Nov. 2008. S. 18–21.
- Reutlinger, C. (2014, i.E.). Aufwachsen in verplanten und vorbestimmten Räumen. Eine sozialgeographische Betrachtung. *das baugerüst*. Zeitschrift für Jugend- und Bildungsarbeit. Heft 1/14.
- Reutlinger, C. (2013). Offene Kinder- und Jugendarbeit Schweiz. Empirische Vergewisserung und theoretisch-konzeptionelle Skizze eines Gestaltungsfensters. In S. Huber & P. Rieker (Hrsg.), *Offene Kinder- und Jugendarbeit in der Schweiz. Theoretische Perspektiven – Jugendpolitische Herausforderungen – Empirische Befunde* (S. 14–43). Beltz Juventa, Weinheim und Basel.
- Reutlinger, C., Grädel, K., Hüllemann, U. & Fritsche, C. (2012): *Explorationsstudie „Berufsprofil Offene Kinder- und Jugendarbeit Schweiz“*. Grundlage für Forschungsantrag SNF. Rorschach: unveröffentlicht.
- Reutlinger, C. (2003). *Jugend, Stadt und Raum. Sozialgeographische Grundlagen einer Sozialpädagogik des Jugendalters*. Leske und Budrich, Opladen.
- Ritter, C. (2011). Selbstrepräsentation jugendlicher AusländerInnen im Social Network. *SozialAktuell* 43 (5), S. 18–21.

- Sidler, R. (2011). Der Blick über den Tellerrand hinaus. Offene Kinder- und Jugendarbeit – Trends und Herausforderungen für ein vielseitiges Arbeitsfeld. *SozialAktuell* 43 (5), S. 12–15.
- Volk, A. & Till, H. (2006). Einführung der Sozialraumorientierung im Berliner Jugendamt Tempelhof-Schöneberg. In Budde, W, Früchtel, F. & Hinte, H. (Hrsg.), *Sozialraumorientierung. Wege zu einer veränderten Praxis* (S. 109–131). VS Verlag. Wiesbaden.
- Winkler, M. (1988). *Eine Theorie der Sozialpädagogik. Über Erziehung als Rekonstruktion der Subjektivität*. Klett-Cotta. Stuttgart:.

Räumliche Settings gestalten¹

In einer sozialräumlich orientierten Jugendarbeit verwischt sich die Grenze zwischen der Nutzung und der Gestaltung des Raums. Schon die Auswahl der Räume, in denen Kinder und Jugendliche ihre Freizeit verbringen, ist Gestaltung im weitesten Sinn, eine Collage von Situationen, die einen zentralen Teil ihrer Lebenswelt bildet. Stärker als Erwachsene, deren Welt sich an Rollen und Institutionen orientiert, erleben junge Menschen ihre Welt als ein Netzwerk räumlicher Settings, die von architektonischen Formen, von Licht und Farbe, aber auch von Geräuschen und Gerüchen geprägt sind. Junge Menschen suchen kontrastreiche und intensive Räume, die funktionell nicht zu genau spezifiziert sind: einen robusten Rahmen, der vieles ermöglicht.

Eine zeitgemäße Planung von Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit wird mit einem Begriffspaar operieren, das auf der einen Seite das „räumliche Setting“, auf der anderen Seite die „sozialräumliche Infrastruktur“ umfasst. Während der erste Begriff den unmittelbar erlebbaren Raum bezeichnet, bezieht sich der zweite auf das Netzwerk an verfügbaren Orten und deren jeweiliges Aneignungspotenzial. Eine professionelle sozialräumliche Jugendarbeit braucht Kompetenz in beiden Bereichen: die Fähigkeit, intensive Räume für konkrete Anlässe zu gestalten, ebenso wie die Fähigkeit, in Netzwerken zu denken und langfristig Veränderungen zu antizipieren.

Bei einem solchen Ansatz kann es nie um die Planung eines Endzustands gehen, sondern um einen kontinuierlichen Prozess, der mehr oder weniger stabile Zwischenzustände produziert. Dieser Gedanke erlaubt es Auftraggebern und Planern, sich die Komplexität der Aufgabe und die Kontingenz der Lösung einzugestehen und sich auf eine offene Planung einzulassen, die möglichst viel aus der lokalen Situation und ihrem Potenzial schöpft und etablierte Standards nur als einen von vielen Inputs für die Gestaltung betrachtet.

¹ Dieser Text ist eine Erweiterung des Beitrags „Räumliche Settings gestalten“, erschienen im „Handbuch Offene Jugendarbeit“ (4. überarbeitete u. aktualisierte Auflage), S. 609–614. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden. 2013. Mit freundlicher Genehmigung des VS Verlags für Sozialwissenschaften.

Es geht dabei nicht nur um formale Fragen: Ästhetik, Technik und gesellschaftliche Bedürfnisse stehen in einem komplexen und nie eindeutig aufzulösenden Wirkungszusammenhang. Bewusst oder unbewusst bringt Planung, indem sie die Gestalt der Umwelt festlegt, ein bestimmtes Weltbild räumlich und baulich zur Darstellung. Oft genug ist dieses Bild bei Einrichtungen der offenen Jugendarbeit geprägt von einem mittelschichtorientierten Geschmack und von einer Funktionslogik, die sich allein an den Kriterien von Sparsamkeit und Zweckmäßigkeit orientiert. Das ist oft gut gemeint und getragen von der Utopie einer für alle verständlichen, rational organisierten gemeinsamen Welt, wird der spezifischen Situation der jugendlichen Klientel aber nicht gerecht. Michel Foucault hat als Gegenbild dazu in einem Vortrag über „Andere Orte“ den Begriff der „Heterotopie“ ins Spiel gebracht (vgl. Foucault, 1967, S. 39) eine räumliche Wucherung, die scheinbar am falschen Platz ist, aber zumindest lokal und für den Moment eine reale, nicht utopische Alternative zur dominanten Funktionslogik anbietet.

Erfahrungsmodi des Räumlichen

Wenn in unserer von zweidimensionalen Bildern geprägten Kultur von Raumwahrnehmung die Rede ist, dann wird diese oft auf ihre fotografisch-bildhafte Wirkung reduziert. Damit bleibt schon auf der rein sinnlichen Ebene Wesentliches außer Acht gelassen: Tastsinn, Gehör, Geruchsempfinden und die Erfahrung von Kälte und Wärme. Obwohl wir nur über sehr beschränkte sprachliche Mittel zur Beschreibung dieser Wahrnehmungen verfügen, sind Erinnerungen an bestimmte Orte stark von deren feinen Nuancen geprägt. Auch die visuelle Wahrnehmung eines Raums darf nicht aufs Statisch-Bildhafte reduziert werden: Zur Raumerfahrung gehört die Bewegung durch den Raum und durch Raumsequenzen mit Übergängen und Zwischenbereichen – ein Aspekt, der sich jeder bildhaften Repräsentation entzieht – und als ein weiterer dynamischer Faktor die Veränderung von Lichtstimmung und Farbe je nach Tages- und Jahreszeit.

Diese primären Qualitäten des Raums bilden einen Rahmen für menschliche Aktivitäten. Aktivität ist dabei nicht unbedingt mit dem Zweck gleichzusetzen, dem ein Raum dient: Die Tendenz, jedem Raum einen begrifflich eindeutig benennbaren Zweck zuzuweisen, ist eine funktionalistische Verkürzung, die von den elementaren Handlungen ablenkt, mit denen wir uns Räume erschließen: eine Tür öffnen, jemandem ausweichen, sich in den Mittelpunkt stellen, aus einer sicheren Nische beobachten, eine Gruppe bilden etc. Diese Handlungen sind für uns so selbstverständlich, dass sie nur selten bewusst in die Planung einbezogen und diskutiert werden. Ob wir einen Raum als angenehm empfinden, hängt aber wesentlich davon ab, ob er diese Handlungen auf eine vielfältige und zurückhaltende Weise unterstützt. Wo die Gestaltung dagegen gleichgültig bleibt beziehungsweise dem Benutzer bestimmte Verhaltensweisen aufzwingt, entsteht Widerstand gegen den Raum, im Extremfall bis zur aggressivsten Art der handelnden Raumerfahrung, dem Vandalismus.

Die Erfahrung von Raum und Form durch die Sinne und durch Handlungen wird schließlich stets überlagert durch symbolische Interpretationen, wobei der sinnliche Eindruck zum Zeichen wird und die Handlung zum Ritual (im weitesten, profanen Sinn). Gebäude können dabei verschiedenste symbolische Bezugsebenen aufspannen: Sie können die Beziehung zwischen Mensch und Kosmos versinnbildlichen, aber auch Machtverhältnisse und kulturelles Selbstverständnis, man denke etwa an den Streit um die kulturelle Symbolik bestimmter Dachformen, in dem das Steildach als traditionsbewusst beziehungsweise reaktionär und das Flachdach als fortschrittlich beziehungsweise nihilistisch gilt.

Den genannten Aspekten des Räumlichen – Raum als Ort primärer sinnlicher Erfahrung, Raum als Handlungsrahmen und Raum als Symbol – entsprechen bestimmte Grundaufgaben der Gestaltung: erstens die Schaffung von einprägsamen Orten; zweitens die durchdachte Organisation von Handlungen im Raum; und drittens die symbolische Darstellung von Beziehungen. Im Planungsprozess müssen diese drei Bereiche über ihre analytische Trennung hinaus wieder zu einer Einheit gebracht werden.

Architektonische Konzeptentwicklung

Planung kann als ein Diskurs auf mehreren Ebenen betrachtet werden: erstens auf einer allgemeinen kulturellen und gesellschaftlichen Ebene; zweitens auf einer projektbezogenen Ebene, wo Auftraggeber, Betroffene und Planer einander im Idealfall lernend zu überzeugen versuchen; drittens auf der Ebene des professionellen Diskurses. Jedes Projekt reagiert – von seiner Gesamtkonzeption bis zu den Details – auf Vorbilder und Beispiele und kann seinerseits Bezugsobjekt zukünftiger Planungen werden. Offensichtlich kommen in diesem Diskurs verschiedene, einander ergänzende Sprachen zum Einsatz: die natürliche Sprache, Skizzen, Diagramme, Modelle, Pläne und schließlich das Bauwerk selbst, das ebenfalls als eine Art von Sprache betrachtet werden kann.

Am einfachsten ist die Übersetzung zwischen diesen Sprachen, wo es um quantitative und funktionelle Festlegungen geht: Aus jedem Plan lässt sich herauslesen, ob er die Quadratmeteranforderungen des Raumprogramms für bestimmte Funktionen erfüllt hat. Auch eine „offene“ Planung, wie sie weiter oben verlangt wurde, wird auf derartige Festlegungen, wenn auch nur im Sinne einer ersten Hypothese, nicht verzichten können. Einrichtungen der offenen Jugendarbeit werden üblicherweise in folgende Funktionsbereiche eingeteilt:

- *Offener Bereich (Clubbereich):* Jugendcafé, Medienraum, Werkraum, offene Clubräume, Mädchenraum;
- *Gruppen- und Cliquesbereich:* unabhängig zugängliche Räume, Musikproberäume; Räume für konzentriertes Spiel;
- *Veranstaltungsbereich:* Veranstaltungsraum, Gymnastikraum, Diskothek;

- *Außenbereiche: Sportplätze, überdachte Werkplätze, Garten, Freiflächen für Veranstaltungen;*
- *Verwaltung: Büro, Aufenthaltsräume für MitarbeiterInnen;*
- *Nebenräume und Erschließung: Gänge, Nassräume, Lager, Haustechnik.*

Dass eine solche funktionelle Einteilung für die architektonische Konzeptentwicklung nicht ausreicht, wird klar, wenn man beispielsweise die Frage des Eingangs genauer bedenkt. Nach der obigen Gliederung wäre er dem Bereich „Erschließung“ zuzuordnen. Funktionell weiter unterteilen ließe er sich in Windfang, Garderobe und Verteilerraum. Die Praxis zeigt jedoch, dass dieser Bereich eine Fülle von Aktivitäten beherbergt, die mit „Durchgehen“ nichts zu tun haben: Er bietet die Möglichkeit, sich in einem Zwischenbereich aufzuhalten, ohne wirklich ins Innere treten zu müssen; ist Ort für Machtkämpfe (wer „besetzt“ den Eingang?); repräsentiert die Einrichtung nach außen; wird in Spiele einbezogen; dient informellen Kontakten etc.

Um solche Überlegungen in die Planung einzubringen, ist der/die PädagogIn oder SozialarbeiterIn in seiner/ihrer Rolle als Bauherr gefordert, dem/der PlanerIn eine dichte und lebensnahe Beschreibung von Aktivitäten und Ereignissen zu vermitteln. Will man von dieser Beschreibung nicht wieder in den Kurzschluss eines funktionalistischen Anforderungskatalogs zurückfallen, so empfiehlt es sich, einen Umweg über Metaphern mit starker räumlicher Assoziationskraft zu versuchen. Einige davon werden im Folgenden ansatzweise vorgestellt; sie können als eine Art „Zwischensprache“ verstanden werden, die zwischen der Beschreibung von Aktivitäten und der räumlichen Gestaltung vermittelt und so die Konzeptentwicklung im kreativen Diskurs zwischen PlanerInnen und Bauherren erleichtert.

Das Haus als Stadt

Das Innere eines Hauses kann analog zur Stadt als ein System von Wegen und Plätzen gedacht werden, mit einer Abstufung von öffentlichen über halböffentliche bis zu privaten, nur bestimmten Gruppen zugänglichen Bereichen. Die Metapher vom Haus als Stadt ist seit den sechziger Jahren immer wieder für Jugend- oder Gemeinschaftszentren herangezogen worden. Leitbild war dabei meist die „Agora“, also eine zentrale Veranstaltungshalle nach dem Vorbild eines Marktplatzes, von dem aus die einzelnen Gruppenbereiche erschlossen werden. Dieser Typ orientierte sich eher am Idealbild des Dorfplatzes und kann den Bedürfnissen der heutigen differenzierten Jugendkultur kaum mehr entsprechen. Die Realität der modernen Stadt, die im Gegensatz zum traditionellen Dorf gerade das Nebeneinander von Kulturen erlaubt, erscheint dagegen als die viel zeitgemäße Metapher: Sie ist eher labyrinthisch als zentralistisch; bietet fließende Übergänge nach außen und mehrere Zugänge; kennt auch dunkle und geheimnisvolle Plätze; erlaubt unverbindliche Kontakte ohne soziale Kontrolle.

Die Stadt als Haus

Diese Metapher bezieht sich auf das Verhältnis zwischen Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit und dem übergeordneten System von Dorf oder Stadt: das Jugendhaus als großes, öffentliches „Zimmer“, durch seine Ein- und Ausgänge mit dem Wegesystem seiner Umgebung vernetzt. Die Kombination der beiden Metaphern von Haus als Stadt und Stadt als Haus ergibt ein angesichts der Realität der modernen Stadt vielleicht naives Idealbild des Urbanen, in dem das Große und das Kleine, das Öffentliche und das Private miteinander harmonisieren.

Baum und Höhle

Ein einzelner Baum in einer ebenen Landschaft: Er markiert weithin sichtbar einen Ort und bietet unter seinen Blättern ein allgemein zugängliches Dach, unter dem man nicht „drinnen“ ist, aber doch geschützt. Die Baumkrone selbst ist Rückzugs- und Fluchtbereich, ein Gewirr von Klettermöglichkeiten, aus dem man zugleich einen Ausblick zu einem weiteren Horizont erhält. Die Höhle ist der genau entgegengesetzte Rückzugsbereich, der den Blick nach innen, auf sich selbst verstärkt. Ein Jugendhaus braucht alle drei Ebenen: eine alltägliche, die offen ist auch für Kontakte mit der Außenwelt; eine lichte, obere Ebene und eine dunkle, untere Ebene der Introspektion oder ekstatischen Erfahrung (als deren profanste Variante der Diskothekenbesuch gelten kann). Man darf sich diese Ebenen durchaus konkret vorstellen: als Keller und Dachboden mit allen dazugehörigen Assoziationen, als Höhle und Baumhaus, dazwischen immer die Bezugsebene des Alltäglichen. In komplexeren räumlichen Settings muss der Übergang zwischen diesen Ebenen sowohl in der räumlichen Verknüpfung als auch in der Inszenierung des Hinauf- und Hinunterbewegens als eigenes, wichtiges Thema betrachtet werden.

Werkstatt und Fabrik

Fabrik- und Lagerhallen sind in der Regel reine Hüllen, die verschiedenste Nutzungen zulassen. Mit ihren Grundqualitäten von Gleichmäßigkeit, Großzügigkeit und Robustheit eignen sie sich für aktive Inbesitznahme, für Besiedlung und Umnutzung. Die Industriearchitektur – vor allem jene des 19. Jahrhunderts mit ihren einfachen Konstruktionen und klaren Strukturen – hat ihre Qualität in vielen Adaptierungen auch für kulturelle Zwecke bewiesen. Neben diesem gestalterischen und funktionalen Aspekt gibt es auch einen symbolischen, der Fabrik und Werkstatt zu einer guten Metapher für Jugendeinrichtungen macht: In der modernen Stadt, die funktional nach Lebensbereichen wie Wohnen, Arbeit, Erholung und Verkehr zergliedert ist, sind solche Orte der Produktion im Wohnumfeld eine Rarität, die für Jugendliche eine besondere Anziehungskraft hat. Im Gegensatz zur kommerziellen Jugend-

kultur, in der der Jugendliche vor allem als Konsument gilt, kann hier zumindest die Vision einer selbstbestimmten Produktion vermittelt werden.

Grenzen und Brücken

Die Grenze ist nicht das Gegenteil der Offenheit, sondern deren Voraussetzung: Ohne Grenze hat die Offenheit keine Kontur, ist nicht wahrnehmbar. Grenzen ermöglichen den Bau von Brücken und Schwellenbereichen und damit die Inszenierung von Ritualen, die Toleranz und Verständnis dem Fremden gegenüber erleichtern, das sich jenseits der Grenze befindet. In der Gestaltung bedeutet das besondere Konzentration auf Übergänge und Zwischenzonen; oft werden mehrere Brücken notwendig sein, unterschiedlich ausgeformte Zugänge zum Gesamtgebäude oder auch zu bestimmten Bereichen im Inneren.

Nische, Bühne und Burg

Kinder und Jugendliche brauchen Bühnen und Nischen: die Bühne als Ort der Darstellung, auch des Sich-Verstellens, des Rollenspiels und der Maske, die Nische zum Dabeisein, ohne sich exponieren zu müssen. Zu Nische und Bühne gehört ein dritter Bereich, nämlich ein Ort, der so viel Sicherheit gibt, dass die Masken abgelegt werden können. Im Gegensatz zur Nische, die immer auf einen übergeordneten Raum bezogen bleibt, muss dieser Rückzugsbereich – den man mit der Metapher der „Burg“ bezeichnen könnte – ein eigenständiger Kosmos sein, in den die Außenwelt zumindest für den Moment nicht eindringen kann.

Die genannten Metaphern lassen sich erweitern und ergänzen. Sie sollen eine Anregung sein, sich auf ein Planungsspiel jenseits der üblichen Funktionslogik einzulassen: Die Sachzwänge melden sich früh genug zu Wort, und wer ihnen keine Poesie entgegenzusetzen hat, wird kaum Räume schaffen, in denen sich Kinder und Jugendliche angemessen behaust fühlen.

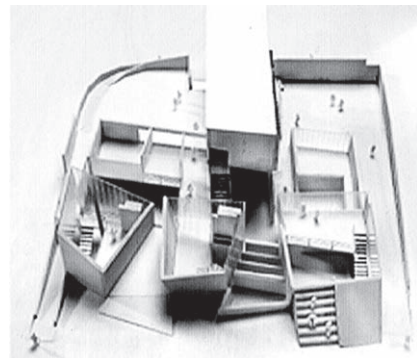
Jugendhaus Liefering

Ein Beispiel für die Umsetzung derartiger Metaphern in ein konkretes Projekt ist das Kinder- und Jugendhaus in Salzburg/Liefering, das nach einem Entwurf des Architekten Thomas Forsthuber im Jahr 2000 errichtet wurde. Es liegt in einem Vorort von Salzburg, der während der Nazi Herrschaft als Ansiedlungsgebiet für Südtiroler Familien gedient hatte und seither zum Auffangbecken für sozial schwache Gruppen wurde. Während der Salzburger Durchschnitt an Substandardwohnungen bei sieben Prozent liegt, sind es in Liefering Süd 60 Prozent. Ein Drittel der Bevölkerung des Stadtteils ist jünger als 19 Jahre, der Anteil der Sozialhilfeempfänger liegt bei 13,7 Prozent im Vergleich zu den 4,5 Prozent im Salzburger Durchschnitt. Als Treffpunkt

der Jugendlichen diene vor Errichtung des Kinder- und Jugendhauses das Vordach eines Lebensmittelmarkts.

Das Projekt geht auf eine private Initiative zurück, die den Jugendlichen eine Perspektive jenseits der alltäglich gewordenen Jugendkriminalität und dem Abgleiten in die Sozialhilfe eröffnen wollte. Der private Verein übernahm die Grundstücks- und Sponsorensuche, die Erstellung des Raumprogramms, die Durchführung eines österreichweiten Wettbewerbs, die politische und mediale Betreuung des Programms, die Suche nach BetreuerInnen und die finanzielle Haftung für das Projekt, das schließlich über Mittel des Landes, der Stadt und private Spenden finanziert wurde. Das Grundstück – ein 1050 m² großer ehemaliger Spielplatz, der von Obdachlosen besetzt war – wurde dem Verein von der Stadt über einen Baurechtsvertrag zur Verfügung gestellt und liegt in unmittelbarer Nähe zu Volks-, Hauptschule und Kindergarten in der Mitte des am dichtesten bebauten Gebiets. In Workshops konnte ansatzweise eine Partizipation der jugendlichen NutzerInnen an der Gestaltung erreicht werden, die sich auf ein Farbkonzept, das gemeinsame Mauern von Innenwänden und die Mitsprache bei der Auswahl der Möblierung beschränkte.

Mit seiner Formen- und Materialsprache sprengt das Projekt konventionelle Erwartungshaltungen an kinder- und jugendrechte Gestaltung. Der Architekt spricht von einem „Gewebe im Stadtraum, das sich nicht durch Masse und Höhe, sondern durch Rhythmus behauptet“, von „springenden und tanzenden Räumen“, einem „Raumwirbel“. Hinter diesen Begriffen steht eine durchaus rationale Anlage, bei der drei Jahrgangshäuser – je eines für Kinder, Junioren und Jugend – mit jeweils spezifischen Außenräumen und mehreren Eingängen als eigene Volumina einen als „Fuchsbau“ bezeichneten gemeinsamen Sockel überlagern. Der hier untergebrachte Gemeinschaftsraum ist das größte Raumvolu-



Fotos: © Paul Ott (2), Thomas Forsthuber (1)

men, das durch die schwebende Kanzel des Mädchenraums, durch den Brückenzugang zum Haus der 14-Jährigen und durch das Dach der Kinderterrasse räumlich differenziert ist. Ein Musikproberaum und ein abgeschlossener Spielraum ergänzen den „Fuchsbau“. Als unabhängiger Bauteil mit eigenem Eingang nimmt ein Solitär-turm das Lern- und Therapiehaus für Einzelbetreuungen auf, das von einem eigenen Verein betrieben wird. Der Bewegungsraum im obersten Geschöß bietet eine baumhausartige Rückzugsmöglichkeit mit Blick über die Stadt.

Jede Altersgruppe hat mindestens zwei Ein- und Ausgänge. Der verglaste Büroraum im Zentrum der Anlage bietet den BetreuerInnen einen Überblick über einen Großteil der Innenräume und die Terrassen. Der Zugang zum Mädchenraum führt direkt am Büro vorbei, der Mädchenraum selbst hat einen eigenen Freibereich. Die vielen Eingänge ergeben kurze Fluchtwege, wodurch auf ein zusätzliches brandbeständiges Treppenhaus verzichtet werden konnte. Durch die Erschließungs- und Spielrampen ist ein Großteil der Räume des Hauses behindertengerecht erreichbar.

Wichtig für das Aneignungspotenzial des Gebäudes sind die Freiflächen, die öffentlich zugänglich sind und den umgebenden Stadtraum in die Bebauung hineinziehen. Abgesenkte Spielhöfe sind über Rampen erreichbar, der Ballspielkäfig im ersten Obergeschoß über Freitreppen, die labyrinthartig durch das Zentrum der Anlage führen. Die robusten Materialien wie Stahlbeton und Edelstahl, die die Erscheinung des Gebäudes bestimmen, sind nicht nur aus Gründen der Haltbarkeit gewählt. Die ästhetische Wirkung des Gebäudes als Objekt lebt vom Kontrast zwischen bewegter, rhythmisierter Form und scheinbar abweisenden Materialien, die jedoch durch Reflexionen bei Tag und durch Projektionen bei Nacht lebendig werden. Der Charakter des Gebäudes spiegelt eine Entstehungsgeschichte wider, die ihren Ursprung im Widerstand gegen die Trägheit der etablierten städtischen Institutionen hat.

Imaginäre Räume, utopische Reflexionen

Das Jugendhaus Lieferung ist ein Beispiel für eine Architektur mit hohem Aufforderungscharakter. Es will „erforscht“ werden, in funktioneller, ästhetischer und sozialer Hinsicht, und es wirkt als Katalysator für imaginäre Räume, die in der Vorstellungswelt seiner BenutzerInnen entstehen. Architektur hat grundsätzlich – auch jenseits des konkreten baulichen Projekts – ein imaginäres Potenzial, dessen sich die Offene Jugendarbeit in ihrer Praxis der Lebensweltanalyse bedienen kann. Sie kann dabei unter anderem auf architektonische Strategien zurückgreifen, die sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts an der Grenze zur bildenden Kunst herausgebildet haben. Diese Strategien befassen sich nicht mehr primär mit der „Hardware“ der Stadt, sondern mit der „Software“, der Neuinterpretation und Umprogrammierung bestehender Substanz. Ausgangspunkt dieser Strategien ist ein konstruktivistischer Ansatz, der „Realität“ nicht als gegeben ansieht, sondern als etwas, das durch aktive Wahrnehmung erzeugt und grundsätzlich gestaltet wird.

Seinen historischen Ursprung hat dieser Ansatz – zumindest im Kontext der Architektur – in der kritischen Neubewertung der funktionalistischen Moderne und der funktionell gegliederten Stadt seit den 1950er Jahren. Als Auswege aus einer Situation, in der die Folgen des utilitaristischen Ziels vom „größtmöglichen Glück für die größtmögliche Zahl“ als massive soziale und ästhetische Verarmung der Städte wahrgenommen wurden, boten sich damals mehrere Möglichkeiten an: der Rückgriff auf tradierte europäische Formen des Urbanen („Townscape“); der Rückgriff auf archetypische Siedlungsformen, wie sie beispielsweise anhand der islamischen Stadt und in den Siedlungen „primitiver“ Kulturen wahrgenommen wurden; eine grundsätzliche zivilisationskritische Zurück-zur-Natur-Position, wie sie in Friedensreich Hundertwassers „Verschimmelungsmanifest über den Funktionalismus in der Architektur“ zum Ausdruck kam. Ein Gegenbild zu diesen retrospektiven Utopien entwickelte eine Gruppe junger Künstler und Intellektueller, unter ihnen Asger Jorn, Guy Debord und Constant Nieuwenhuys, die sich 1957 als „Situationistische Internationale“ konstituierte. Im grundlegenden Manifest von Guy Debord, „Rapport zur Konstruktion von Situationen“, wird eine Revolution der Lebensgewohnheiten durch die Erfindung von „Spielen neuer Art“, die sich durch eine „radikale Verneinung der Charakterzüge des Wettkampfs und der Trennung [des Spiels] vom gewöhnlichen Leben“ auszeichnen, gefordert. Als Strategien der situationistischen Spielkonstruktion werden „dérive“ und „détournement“ propagiert. „Dérive“ bezeichnet das ziellose, forschende Umherschweifen durch die Stadt, bei dem es vor allem darum geht, das Potenzial des urbanen Raums, neue Wünsche zu erwecken, auszuloten. „Détournement“ bezeichnet eine Praxis der Zweckentfremdung oder Umleitung, in der die vorgefundenen Bedingungen neu kodiert und umfunktioniert werden, um diese Wünsche zu befriedigen, oder auch nur als spielerische, experimentelle Praxis. Das Ziel dieser Bewegung ist eine Weltrevolution, die erstmals nicht vom Leiden an der herrschenden Gesellschaftsordnung ihren Ausgang nehmen soll, sondern von einer radikalen Kritik an deren Glücksbegriff.

Die situationistische Bewegung hat die Architekturgeschichte nicht zuletzt durch die Arbeit des Malers und Bildhauers Constant Nieuwenhuys beeinflusst, der mit seinem Projekt „New Babylon“ eine architektonisch-städtebauliche Projektion des situationistischen Programms entwickelte, die bis heute – etwa in den Projekten von Rem Koolhaas – nachwirkt. Für die sozialräumliche Jugendarbeit kann die situationistische Praxis eine Anregung sein, die Lebensweltanalyse um eine imaginäre und utopische Position zu erweitern, die sich nicht darauf beschränkt, die Lebenswelt wiederzugeben, zu erklären und zu verbessern, sondern utopisches Denken im Alltag zu erproben.

Literatur

Alexander, Christopher; Ishikawa, Sara; Silverstein, Murray; Jacobson, Max; Fiksfahl-King, Ingrid; Angel, Shlomo (1995): Eine Muster-Sprache. Städte, Gebäude, Konstruktion. Löcker Verlag, Wien.

- Foucault, Michel (1967): Andere Räume. In: Barck, Karlheinz (Hg.): Aisthesis: Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik; Essais. 5., durchgesehene Auflage. Reclam Verlag. Leipzig. 1993.
- Hertzberger, Herman (1995): Vom Bauen – Vorlesungen über Architektur. Aries Verlag. Grabenstätt.
- Kühn, Christian (2013): Räumliche Settings gestalten. In: Handbuch Offene Jugendarbeit“ (4. überarbeitete u. aktualisierte Auflage). S. 609–614. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden.
- Rittelmeyer, Christian (1994): Schulbauten positiv gestalten – Wie Schüler Farben und Formen erleben. Bauverlag. Wiesbaden.
- Wigley, Mark (1998): Constant's New Babylon – the Hyper-architecture of Desire. 010 Publishers. Rotterdam.

Akustische Gestaltung von Räumen in der Offenen Jugendarbeit

1 Einleitung

Während für die Errichtung von Kindergärten, Schulen oder Gastronomiebetrieben bereits genaue Vorgaben hinsichtlich der akustischen Ausgestaltung existieren, gibt es bisher keinerlei Richtlinien für die akustische Optimierung von Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit. Der vorliegende Text soll dazu beitragen, diesem Missstand abzuhelpfen, indem relevante Vorgaben für verwandte Einrichtungen zum Vorbild genommen und übertragen werden.

Während in den die Abschnitten 2 und 3 die notwendigen Grundlagen zur akustischen Optimierung kurz vorgestellt werden, wird in Abschnitt 4 konkret auf Anforderungen an die Akustik und Lösungsmöglichkeiten für typische Räume in der Offenen Jugendarbeit eingegangen. Der letzte Teil des Kapitels, Abschnitt 5, befasst sich schließlich mit der Einbindung der NutzerInnen in den akustischen Planungs- und Gestaltungsprozess.

2 Vorgehensweise zum Erreichen der gewünschten Nachhallzeit

Die akustische Optimierung eines Raumes ist eine Aufgabe, die meist nur mit sehr viel Erfahrung zu bewerkstelligen ist. Die Komplexität der Einflussparameter auf die Raumakustik verhindert, dass man mit einer einfachen universellen Lösung schnell zum Ziel kommt. Sowohl die geometrischen Abmessungen und Proportionen des Raumes als auch die schallabsorbierende Wirkung der Wände, Möbel oder Personen, die sich darin befinden, müssen berücksichtigt werden, um das bestmögliche akustische Ergebnis für die Räume zu erzielen. Man sollte daher eher eine akustische Fachkraft mit der Planungsaufgabe betrauen. Zumindest kann versucht werden, die wichtigste raumakustische Bedingung, nämlich den richtigen Frequenzverlauf der Nachhallzeit, zu erreichen.

2.1 Wichtige Grundlagen

Nachhallzeit

Um die akustische Qualität eines Raumes nicht nur subjektiv als gut oder schlecht beurteilen zu können, bedient sich die wissenschaftliche Raumakustik verschiedener akustischer Gütemaße und Materialeigenschaften. Der wichtigste dieser Parameter ist, wie erwähnt, die Nachhallzeit T_{60} des Raumes. Sie wird teilweise auch einfach T oder im Englischen RT (von „reverberation time“) genannt und gibt die Zeit in Sekunden an, in welcher der Schalldruckpegel des diffusen Nachhalls eines Raumes nach Abschalten der Erregerschallquelle um 60 dB abgeklungen ist (Frießecke, 2012, S. 45). Dies bedeutet einen Schalldruckfall auf ein Tausendstel des Anfangswertes. Für die raumakustische Planung eines Raumes trennt man die Werte für die Nachhallzeit nach Frequenzbereichen auf, so dass man diesen Parameter gezielt für verschiedene Schallspektren vorliegen hat. So können z. B. indirekt über die Nachhallzeit Aussagen darüber gemacht werden, wie ein Raum verschiedene Frequenzen des Schalls verstärkt oder abdämpft.

Nun existieren für verwandte Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit bereits Vorgaben, wie dieser Frequenzverlauf der Nachhallzeit aussehen sollte. Sobald je nach Verwendungszweck des Raumes eine gute Hörsamkeit vorgeschrieben ist, sollten durch die akustische Ausstattung die für die jeweilige Nutzung optimale Nachhallzeit T_{60} und ein möglichst geringer Grundgeräuschpegel im Raum gewährleistet sein. Abbildung 1 und Tabelle 1 zeigen die optimalen Nachhallzeiten nach ÖN B 8115-3 (identisch zur DIN 18041), je nach Verwendungszweck und Volumen des Raumes eines öffentlichen Gebäudes für den mit BesucherInnen besetzten Zustand.

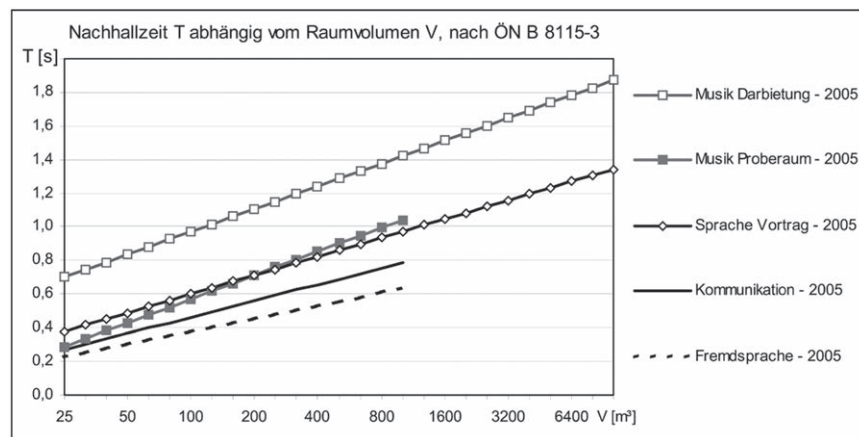


Abbildung 1: Sollnachhallzeit T_{60} abhängig vom Raumvolumen V , nach ÖN B 8115-3 (Häusler, 2006, S. 3)

Tabelle 1: Sollnachhallzeit T_{60} abhängig vom Raumvolumen V mit Beispielen, nach ÖN B 8115-3

Verwendungszweck	Sollnachhallzeit T_{60}	Raumvolumen V	Beispiele für Räume
„Kommunikation“	$T_{60} = 0,32 \cdot \lg V - 0,17$	30 m ³ bis 1.000 m ³	Klassenräume und Medienräume in Schulen, Besprechungsräume und Räume für audiovisuelle Darbietungen
„Sprache“	$T_{60} = 0,37 \cdot \lg V - 0,14$	30 m ³ bis 10.000 m ³	Hörsäle, Vortragsräume
„Musikaufführung“	$T_{60} = 0,45 \cdot \lg V + 0,07$	30 m ³ bis 10.000 m ³	Aufführungsräume in Musikschulen, Veranstaltungssäle von Gemeinden
„Musikproberäume“	$T_{60} = 0,47 \cdot \lg V - 0,37$	30 m ³ bis 1.000 m ³	Übungsräume in Musikschulen, Proberäume von Musikgruppen und Orchestern

Die Toleranzbereiche für diese Werte sind in Abbildung 2 über den Frequenzverlauf der Nachhallzeit festgelegt:

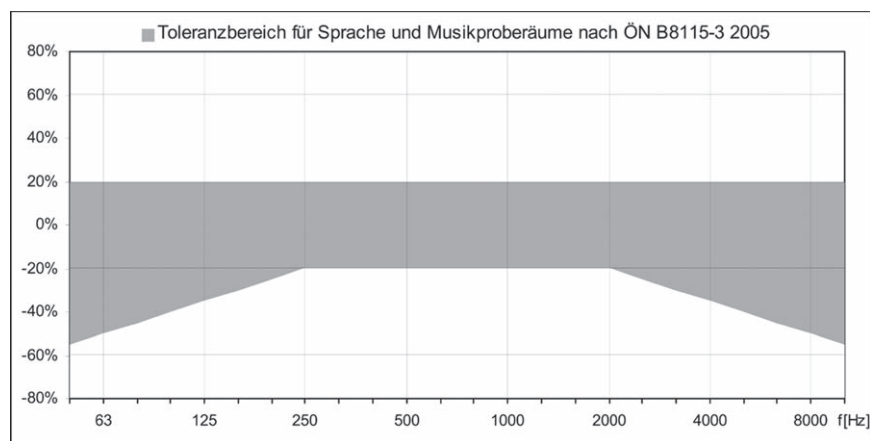


Abbildung 2: Toleranzbereich für Sprache und Musikproberäume (Häusler, 2006, S. 4)

Absorption

Der Schallabsorptionsgrad α einer Wand gibt an, welcher Anteil der auf die Wand eingetroffenen Schallintensität I_{ein} von ihr absorbiert wurde. Wird der Schallabsorptionsgrad α mit der Fläche S der entsprechenden Fläche (in m²) multipliziert, so erhält man die sogenannte äquivalente Schallabsorptionsfläche A . Sie kennzeichnet nicht nur die Absorptionswirkung verschiedener Raumflächen, sondern auch jene von Gegenständen, Personen und Räumen im Ganzen. Sie ist daher für die Darstellung raumakustischer Eigenschaften von grundsätzlicher Bedeutung (Fasold & Veres, 2003, S. 68).

Eigenmoden eines Raumes

In jedem Raum entstehen durch die geometrischen Verhältnisse Verstärkungen des Schallfeldes bei bestimmten Frequenzen. Diese werden „Eigenmoden“, „Raummoden“ oder auch „stehende Wellen“ genannt. Die Ursache dieser „modalen“ Verstärkung liegt darin, dass bestimmte Wellenlängen des anregenden Schalls exakt in die Zwischenräume der Raumbegrenzungsflächen hineinpassen. Auch tangentielle oder diagonale Abstände im Raum und ganzzahlige Vielfache (Oberschwingungen) der tiefsten stehenden Wellen sind hierbei zu berücksichtigen. Durch gezielt gewählte Abmessungsverhältnisse des Raumes (siehe Abschnitt 4.5) können die Eigenmoden möglichst gleichmäßig auf das Frequenzspektrum aufgeteilt werden und gleichen sich somit weitgehend aus.

2.2 Vorgehensweise

Nachdem der gewünschte Frequenzverlauf der Nachhallzeit in einem Raum feststeht, ist der erste logische Schritt die Ermittlung des Status quo des unbehandelten Raums. Im Anschluss sollte die Planung der notwendigen Absorption für jeden Frequenzbereich erfolgen, um die Nachhallzeit auf den richtigen Wert zu bringen. Nach der praktischen Umsetzung sollte wieder eine Bestandsaufnahme des Verlaufs der Nachhallzeit erfolgen, um womöglich durch zusätzliche Absorptionsflächen das Ergebnis korrigieren zu können. All diese Verfahrensschritte werden nun ausführlicher beschrieben.

Schritt 1: Ermittlung der Roh-Nachhallzeit

Die akustischen Maßnahmen, die notwendig sind, um die Zielnachhallzeit zu erreichen, können nur berechnet werden, indem man die Roh-Nachhallzeit des unbehandelten Raums über das hörbare Frequenzspektrum ermittelt. Hierbei kann man sowohl rechnerisch als auch messtechnisch zu einem Ergebnis kommen. Die gemessene Form der Nachhallzeit stellt jedoch den genaueren Wert dar, da eine Berechnung immer mit Ungenauigkeiten verbunden ist (Friecke, 2012, S. 111). Zur Messung des Verlaufs der Nachhallzeit setzt man heutzutage fast ausschließlich Computersoftware zur Erfassung der Raumimpulsantwort ein. Mithilfe dieser Programme können aus der Raumimpulsantwort verschiedene raumakustische Gütemaße ermittelt und als Plot dargestellt werden. Um die Raumimpulsantwort eines Raumes zu messen, wird zunächst sowohl ein Messmikrofon als auch ein Messlautsprecher mit Kugelcharakteristik (Dodekaeder) in dem zu vermessenden Raum platziert und über ein Audiointerface mit dem Computer verbunden. Nach einer Kalibration der Messeinrichtung wird der Raum über den Messlautsprecher mit einem Testgeräusch angeregt und das dabei resultierende Schallfeld am Messort vom Messmikrofon aufgenommen. Typische Anregungsgeräusche sind hierfür entweder Sinus-Gleittöne („Sinus Sweep“) oder pseudozufällige Rauschsignale, sogenannte Maximalfolgen („Maximum Length Sequence“, *MLS*) (Fasold & Veres, 2003, S. 154). Die Software kann daraufhin aus dem bei der Messung aufgenommenen Signal die ortsabhängige Raumimpulsantwort und letztlich den Frequenzverlauf des zu bestimmenden akustischen Gütemaßes berechnen.

Schritt 2: Ermittlung der notwendigen Schallabsorption pro Frequenzband

Sobald der Frequenzverlauf der Nachhallzeit des unbehandelten Raums erfasst wurde, wird im nächsten Schritt für jedes Frequenzband die notwendige äquivalente Absorptionsfläche ermittelt, um die Nachhallzeit auf den gewünschten Wert zu bringen. Dies kann entweder rechnerisch geschehen oder man bedient sich der Möglichkeit, den Raum durch eine Computersimulation virtuell mit Akustikelementen auszustatten. Die rechnerische Methode allein ist zum Erzielen einer gewünschten Nachhallzeit durchaus gut geeignet, die Simulation bietet sich vor allem dann an, wenn komplexere Betrachtungen zu anderen akustischen Gütemaßen an unterschiedlichen Orten im Raum nötig sind. Beispiele für raumakustische Computersimulationsprogramme sind z. B. *CATT-Acoustic*® oder *EASE*®.

Schritt 3: Umsetzung und Korrektur mithilfe von Schallabsorbern

Zur Verringerung der Nachhallzeit werden Schallabsorber benötigt. Diese „Akustikelemente“ setzen die Energie des Schalls in Reibung und letztendlich in Wärme um und weisen für unterschiedliche Frequenzbänder unterschiedliche Absorptionskoeffizienten α auf. Diese Werte können meist den Datenblättern der Absorber entnommen werden. Der nächste Abschnitt dieses Kapitels stellt verschiedene Typen von Schallabsorbern vor, welche für den Bereich der Offenen Jugendarbeit infrage kommen. Dabei können diese Einbauten neben der akustischen Wirksamkeit durchaus auch weitere Zwecke erfüllen, wie z. B. als Sitzgelegenheiten, als Vorhänge oder als Wand- und Deckendekoration. Sobald die zuvor berechneten oder simulierten Raumakustikmaßnahmen umgesetzt wurden, sollte daraufhin eine erneute Messung des Verlaufs der Nachhallzeit erfolgen. Falls das Ergebnis dieser Messung wieder problematische Bereiche in der Nachhallzeit aufzeigt, müssen entweder Absorber hinzugefügt oder entfernt werden, die in diesen Frequenzbändern wirksam sind. Dieses Korrekturverfahren kann durch eine möglichst genaue Planung im Vorfeld minimiert oder ganz verhindert werden.

3 Schallabsorber

Die nun vorgestellten Beispiele gliedern die Schallabsorbertypen nach dem frequenzspezifischen Wirkungsbereich in drei Gruppen: Absorber für tiefere oder höhere Frequenzen sowie Breitbandabsorber.

3.1 Absorber für tiefe bis mittlere Frequenzen***Plattenschwinger***

Eine der einfachsten Absorberkonstruktionen sind die sogenannten Plattenschwinger. Sie bestehen aus einem stabilen, luftdichten Rahmen mit Rückwand (welche auch die Wand oder Decke sein kann, die ausgestattet werden soll) mit einer davor befestigten schwingenden Platte und sind besonders gut im Frequenzbereich zwischen

100 und 400 Hz verwendbar. Die Platte wirkt dabei als Masse und die dahinter eingeschlossene Luft als Feder. Dieses Masse-Feder-System entzieht dem Schall bei seiner Resonanzfrequenz f_{res} besonders viel Energie. Um eine breitbandigere Resonanz zu bekommen, kann das Innere des Rahmens mit Mineralwolle locker gefüllt werden. Dabei ist zu beachten, dass die Wolle die Platte nicht berührt, da sonst der Wirkungsgrad herabgesetzt wird (Friessecke, 2012, S. 154). Plattenschwinger können sehr gut in Form von Bildern, Tafeln, Flipcharts oder anderen Wandbehängen eingesetzt und so optisch etwas kaschiert werden. Hohlliegende Holzdielen oder Parkettfußböden wirken z. B. auch als Plattenschwinger und können so zur Tieftonabsorption herangezogen werden.

Helmholtz-Resonatoren

Helmholtz-Resonatoren sind Resonanzabsorber für vorwiegend tiefe Frequenzen, welche ein relativ schmalbandiges Absorptionsspektrum aufweisen und so z. B. gezielt zur Absenkung von Raummoden eingesetzt werden können. Die Konstruktion ist ein resonanzfähiges Masse-Feder-System mit einem geschlossenen Resonatorvolumen V (Feder) und einer Luftmasse, welche sich in einer Öffnung der Konstruktion befindet.

Dieser sogenannte Resonatorhals ist durch eine Öffnung mit Länge l und Querschnittsfläche S gekennzeichnet (siehe Abbildung 3). Im Resonanzfall wird dem Schallfeld viel Energie entzogen. Einzeln oder in linienförmiger Anordnung lassen sich die Resonatoren sehr gut in vorhandenen Hohlräumen unterbringen, etwa unter Treppenstufen, in Wandverkleidungen, hinter Brüstungen, im Inneren von Stützen oder im Gestühl (Fasold & Veres, 2003, S. 87).

Gelochte Gipskartonplatten, welche oft zur schallabsorbierenden Deckengestaltung eingesetzt werden, bilden mit dem dahinter befindlichen Volumen ebenfalls Helmholtz-Resonatoren und absorbieren dabei eher schmalbandig im tief- bis mittelfrequenten Bereich. Schlitz- und Lochabsorber wirken auch als solche Resonanzabsorber (VBG, 2012, S. 16). Das Frequenzspektrum des Wirkungsbereichs kann verbreitert werden, indem vor den Öffnungen eine oder mehrere Lagen eines luftdurchlässigen Bespannstoffes angebracht werden (Friessecke, 2012, S. 170–171).

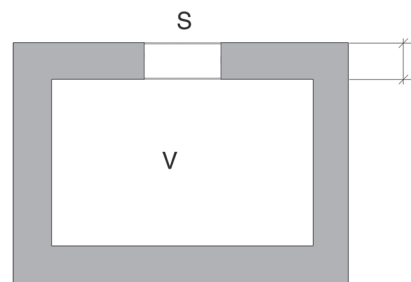


Abbildung 3: Helmholtz-Resonator

Bassfallen

Bassfallen bestehen aus einem sehr tiefen Rahmen (50–100 cm) mit einer luftdurchlässigen Stoffbespannung, welcher mit Mineralwolle oder einem anderen porösen Absorbermaterial locker gefüllt ist. Wenn von der Bassfalle vermehrt tiefe Frequenzen absorbiert werden sollen, kann die Stoffbespannung auch durch locker angebrachte Folien ersetzt werden. Die obere Grenzfrequenz f_g des Wirkungsbereichs der

Bassfalle (nur noch 80 % des Schalls passieren die Folie) kann durch die Foliendicke gesteuert werden. Aufgrund der leichten Zerstörbarkeit von Bassfallen sollten diese nach Möglichkeit eher in weniger zugänglichen Bereichen angebracht werden. Aber auch manche Möbelstücke wie Sofas können einen ähnlichen Effekt wie Bassfallen erzielen.

3.2 Absorber für mittlere bis hohe Frequenzen

Poröse Absorber

Im mittel- bis hochfrequenten Bereich kommen für die Schallabsorption vor allem sogenannte poröse Schallabsorber infrage. Diese wandeln die Schallenergie in Wärme um, indem durch Reibung an den Poren des Materials die Schallschnelle gedämpft wird. Für die Wirksamkeit des porösen Absorbers sind vor allem drei Parameter zuständig: die Dicke d des Absorbers, die Frequenz f des Schalls und der spezifische Strömungswiderstand R_s des porösen Materials. Die Schallabsorption wird zusätzlich durch den Anbringungsort des Materials im Raum beeinflusst. So befindet sich im Abstand von $\lambda/4$ (λ : Wellenlänge des Schalls, mit $\lambda=c/f$ umzurechnen) von einer reflektierenden Fläche ein Gebiet maximaler Schallschnelle. Die Platzierung von porösen Absorbern in diesem Bereich bewirkt also für diese bestimmte Frequenz die größte Schallabsorption. So lassen sich poröse Schallabsorber auch nach tiefen Frequenzen hin nutzen (Fasold & Veres, 2003, S. 74). Die Schallabsorptionswerte der unterschiedlichen Materialien kann man, meist auf Frequenzbänder aufgeteilt, aus Tabellen oder den Datenblättern der Hersteller beziehen. Beispiele für poröse Absorbmaterialien sind:

- Mineralwolle (Glaswolle, Steinwolle ...) und ähnliche (z.B. Holzwolle- oder Hanffaserplatten),
- Noppenschaum und andere Schaumstoffe,
- Melaminharzschaum,
- Teppiche, Vorhänge und andere Textilien,
- Akustikputz (mineralischer Mörtel mit einer maximalen Dicke von 20 mm),
- mikroperforierte Folien und Platten (oft auch lichtdurchlässig),
- gepolsterte Sitzmöbel.

Teppiche absorbieren den Schall meist nur im hochfrequenten Bereich und reichen somit als alleinige raumakustische Maßnahme nicht aus. Ebenso ist das Schallabsorptionsvermögen von Vorhängen oder anderen textilen Dekorationsstoffen sehr stark von der Anordnung, dem gewählten Material und von der wirksamen Fläche abhängig (Pielsticker & Peters, 2007, S. 22).

3.3 Breitbandabsorber

Durch Kombinationen verschiedener poröser Absorber, Plattenschwinger oder Helmholtz-Resonatoren lassen sich auch breitbandig wirksame Schallabsorber herstellen. Beispiele hierfür sind:

- Verbundplatten-Resonatoren (VPR): Plattenschwinger aus Metall mit Melaminharzschaum in einem Lochblechrahmen hinter der Metallplatte. Sie wirken wie ein Plattenschwinger, sind aber schmaler und lassen sich wegen der Metallplatte sehr gut als Magnettafel o. ä. nutzen.
- Breitband-Kompakt-Absorber (BKA): Verbundplatten-Resonatoren in Kombination mit einem hochwirksamen porösen Absorber oder mit Keilen. Sie weisen einen annähernd konstanten Absorptionsgrad über das Frequenzspektrum auf (Brielmaier, Keller & Vorrhein, 2012, S. 16–17).
- Loch- und Schlitzplattenschwinger: eine Kombination aus Helmholtz-Resonatoren, Plattenschwingern und porösen Absorbern. Ihr Wirkungsbereich liegt bei 200 bis 400 Hz (Friesecke, 2012, S. 155–159).

4 Anforderungen und beispielhafte Lösungen für typische Räume in der Offenen Jugendarbeit

Um zu ermitteln, welche raumakustischen Maßnahmen nach dem aktuellen Stand der Technik zu treffen sind, sollen die unterschiedlichen typischen Räume in der Offenen Jugendarbeit beschrieben, die raumakustische Zielsetzung besprochen und zugleich die jeweiligen Lösungsbeispiele vorgestellt werden.

4.1 Offener Bereich, Café

Der offene Bereich eines Jugendzentrums ist in den meisten Fällen der zentrale Treffpunkt im Gebäude. Hier finden sich häufig eine Theke, Sofas und Sessel mit Tischen, Tischfußball- oder Billardtische, ein Internetcomputer und weitere Einrichtungsgegenstände, die vor allem zu Kommunikationszwecken und zum Zeitvertreib genutzt werden. Es ist in den meisten Einrichtungen der Raum, der am meisten frequentiert wird und in welchem auch meistens die größte Personenzahl anwesend ist. Gerade deshalb herrscht in diesem Raum bei Maximalauslastung meist ein sehr hoher Geräuschpegel, wie er vergleichsweise auch in Gastronomiebetrieben vorzufinden ist. Zudem ist im offenen Betrieb häufig mit Hintergrundmusik aus einer elektroakustischen Anlage zu rechnen. Um den allgemeinen Geräuschpegel in dem Raum zu begrenzen, sind bei höheren Nachhallzeiten raumakustische Maßnahmen an den Wänden und Decken erforderlich. Da die Geräuschkulisse nicht nur normale Sprache und Musik aus der Anlage, sondern teilweise auch Rufen, Lachen sowie Geräusche von einer Videospielkonsole oder vom Tischfußballtisch umfasst, kann man die

akustische Szenerie am besten mit der eines Gruppenraums im Bereich der Kindertagesstätten vergleichen. Dort herrschen die höchsten Anforderungen an eine geringe Nachhallzeit. So wäre als Ziel die Norm-Sollkurve für „Kommunikation“ mit dem Toleranzbereich für Sprache geeignet (siehe Abbildung 1 und Abbildung 2).

Offener Bereich, Café: $T = 0,32 \cdot \log V - 0,17 \text{ [s]}$ (V: Raumvolumen) Toleranzbereich für „Sprache“
--

Ein Raum mit 100 m^3 Volumen (ca. $6 \text{ m} \times 5 \text{ m} \times 3 \text{ m}$) zum Beispiel sollte demnach eine Nachhallzeit von 0,5 s aufweisen. Um dieses sehr hoch gesteckte Ziel zu erreichen, sind je nach der Ausgangslage im eingerichteten Raum verschiedene Absorber an den Decken oder Wänden anzubringen, welche nach der oben beschriebenen Vorgehensweise gestaltet werden. Die Werte sollten möglichst auch im unbesetzten Raum nicht überschritten werden. Bei offenen Grundrisslösungen ohne bauliche Trennung unterschiedlich genutzter Räume wird empfohlen, durchgehend das Abdämpfungsniveau für „Kommunikation“ anzustreben. Nutzungsflexibilität und die Möglichkeit zur kurzfristigen Umgestaltung bleiben damit erhalten (Leistner, 2009, S. 14). Für den Toleranzbereich für Sprache wird ein möglichst linearer Frequenzverlauf für die Nachhallzeit benötigt. Dies verlangt in kleineren Räumen neben den zur Gewährleistung der geforderten mittleren Nachhallzeit nötigen porösen Absorbern den Einbau von Schallabsorbern für tiefe Frequenzen, welche am besten im Wechsel mit breitbandigen Schallabsorbern an der Decke und an einer oder zwei aneinandergrenzenden Wänden montiert werden (Fasold & Veres, 2003, S. 179). Sofas, Sessel und andere Einrichtungsgegenstände wirken ebenfalls absorbierend und sind in die Planung miteinzuberechnen.

4.2 Gruppen- und Cliquenbereich

Der Gruppen- und Cliquenbereich wird für Aktivitäten genutzt, die getrennt vom offenen Bereich und parallel zum offenen Betrieb stattfinden. Hier finden sich meistens kleinere Gruppen Jugendlicher, die in diesen Räumen malen, basteln, fernsehen oder Gruppengespräche führen. Der Schallpegel ist in solch einem Ambiente meist wesentlich niedriger als im offenen Bereich. Akustisch sollte der Gruppen- und Cliquenbereich nach dem Vorbild eines Vortrags- oder Seminarraumes ausgestattet werden, um dort auch Vorträge oder Gruppengespräche möglich zu machen. Der Frequenzverlauf der Nachhallzeit sollte vorzugsweise linear sein oder im Bereich der tiefen Frequenzen etwas absinken (Fasold & Veres, 2003, S. 177). Die entspre-

chende Norm-Sollkurve und der Toleranzbereich wären somit für „Sprache“ auszuliegen (siehe Abbildung 1 und Abbildung 2):

Gruppen- und Cliquenbereich:

$$T = 0,37 \cdot \log V - 0,14 \text{ [s]}$$

(V: Raumvolumen)

Toleranzbereich für „Sprache“

Auch hier sind bei kleineren Räumen vor allem Schallabsorptionsmaßnahmen für tiefe Frequenzen nötig, um dieses Ziel zu erreichen. Plattenschwinger als Magnettafeln könnten hierfür beispielsweise Anwendung finden. Als Absorbermaterial bieten sich zudem Gipskartonlochplatten an den Decken an. Ansonsten sollten sich die Raumgeometrie (Primärstruktur) und die Platzierung der Raumakustikelemente (Sekundärstruktur) an den Vorgaben für Klassenzimmer orientieren. Die deutsche Norm zur Hörsamkeit in kleinen bis mittelgroßen Räumen – DIN 18041 – gibt für die geometrische Gestaltung der Räume Folgendes vor:

„Die Primärstruktur des Raumes sollte kreisförmige und elliptische Grundrisse ohne ergänzende raumakustische Maßnahmen vermeiden, Trapezgrundrisse mit in Bezug auf die Darbietungsrichtung konvergierender Seitenwandführung sind denen mit divergierender vorzuziehen. Konkav gekrümmte Wand- und Deckenflächen sind akustisch kritisch und deshalb ohne zusätzliche raumakustische Maßnahmen zu vermeiden, wenn der Krümmungsradius zwischen dem halben und dem doppelten Abstand zwischen Darbietendem und Zuhörer und der größten Entfernung zur gekrümmten Fläche liegt.“ (SGA, 2004, S. 1–3)

Hierbei wird davon ausgegangen, dass es eine gleichbleibende Blickrichtung für einen Vortragenden und für die Zuhörer gibt. Im Bereich der Offenen Jugendarbeit muss im Einzelfall entschieden werden, inwiefern dies sinnvoll ist.

Damit die Laufwegdifferenz zwischen den ersten Reflexionen von Saalrückwand und Decke und dem Direktschall im vorderen Zuhörerbereich nicht größer als 17 Meter wird, sollte die Raumhöhe nicht größer als ein Drittel der Raumlänge sein und darf auf keinen Fall acht Meter überschreiten. Wird sie aber zu niedrig gewählt, können die Deckenreflexionen den mittleren und hinteren Zuhörerbereich nicht mit zusätzlicher, die Verständlichkeit fördernder Schallenergie versorgen (Fasold & Veres, 2003, S. 177). Für eine ausreichende Direktschallversorgung ohne Klangfärbung sollte bei Räumen mit mehr als zehn Sitzreihen eine Sitzreihenüberhöhung nach DIN 18041 realisiert werden (SGA, 2004, S. 3). Vereinfacht können auch nur eine oder mehrere Stufen für den Zuhörerbereich gewählt werden.

Die Gestaltung der Wände und Decken ergibt die Sekundärstruktur des Raumes. Sollten aufgrund der schlechten Raumproportionen in der Primärstruktur störende Reflexionen auftreten, müssen verschiedene Wand- und Deckenbereiche raumakustisch mit möglichst breitbandigen schallabsorbierenden Oberflächenmaterialien ausgerüstet werden, wobei aber günstige Deckenreflexionen in der Mitte des Raumes nicht eingebüßt werden sollten. Die Rückwand aus Sicht des/r SprecherIn, sofern eine solche feste Anordnung vorhanden ist, sollte möglichst reflexionsfrei gestaltet werden und kann somit bevorzugt für die erforderlichen Schallabsorptionsmaßnahmen genutzt werden. Anderenfalls sollte sie vor allem in größeren Räumen gezielt auf die letzten Plätze gerichtet oder diffus reflektierend gestaltet sein (Fasold & Veres, 2003, S. 178). Um störende Flatterechos zu vermeiden, sollten ungegliederte, reflektierende parallele Flächen vermieden oder mit zusätzlichen raumakustischen Maßnahmen versehen werden. Hierfür können einzelne Wände oder Decken entweder schallabsorbierend, um mindestens 5° geneigt, oder diffus streuend gestaltet werden (SGA, 2004, S. 3).

4.3 Veranstaltungsbereich

Vor allem Jugendzentren in größeren Städten besitzen einen eigenen Veranstaltungsbereich. Hier spielen meist Rock- und Popbands, teilweise werden diese Räume neben musikalischen Darbietungen auch für andere kulturelle Veranstaltungen, wie z. B. Theateraufführungen, Kabarett oder größere Vorträge, genutzt. Die häufigste Verwendung des Veranstaltungsbereiches dürfte aber Live-Konzerten vorbehalten sein. Demnach sollten gerade diese Räume den höchsten Ansprüchen bezüglich der Akustik genügen, da die Qualität der Musikdarbietung sonst deutlich darunter litte. Aber auch vonseiten des Schallschutzes sind hierfür wegen der möglichen großen Lautstärken von Livekonzerten große Herausforderungen zu meistern. Auf die Zielsetzungen und Lösungsmöglichkeiten im Bereich von Akustik und Schallschutz der Veranstaltungsräume wird daher im Folgenden näher eingegangen.

4.3.1 Akustik

Die akustische Gestaltung von kleineren Veranstaltungsräumen für Rock- und Popmusik sollte ein komplett anderes Ziel verfolgen als die Planung von Konzertsälen und -räumen für klassische Musik. Hier werden deutlich kürzere Nachhallzeiten gewünscht. Während die Fachliteratur bisher hauptsächlich Lösungen für eine perfekte Akustik bei Kammer-, Orgel-, Orchesterkonzerten und Opernaufführungen bereitstellt, wurde die sogenannte U-Musik – also Rock-, Pop-, Jazz-, Country- oder elektronische Tanzmusik – bei der akustischen Gestaltung bisher wenig berücksichtigt. Selbst Mehrzweckhallen, in denen auch Pop- und Rockmusikkonzerte stattfinden, werden normalerweise für klassische Musik und Sprachdarbietungen ausgelegt (Adelman-Larsen, Thompson & Gade, 2009, S. 101). Dabei wäre es wünschenswert, dass in Zukunft mehr Musikaufführungsstätten auf das musikalische Genre der Dar-

bietungen abgestimmt werden, da sich in raumakustischer Hinsicht hierbei unterschiedliche Szenarien ergeben. So sollten auch Veranstaltungsräume für die Offene Jugendarbeit, in denen erfahrungsgemäß vor allem Rockbands oder DJs auf der Bühne stehen, eine entsprechende Akustik bereitstellen. Das Hauptaugenmerk muss dabei auf die tieffrequenten Anteile der Nachhallzeit T_{60} gerichtet werden.

Da Rock- und Popdarbietungen meistens nicht ohne große Beschallungsanlagen mit mächtigen Tieftonlautsprechern auskommen, wird der Raum im Bereich zwischen 32 bis 125 Hz viel stärker angeregt als bei klassischen Konzerten, bei denen der mittlere Schalldruckpegel in den Mittenfrequenzen um bis zu 10 dB höher ausfällt als im Bassbereich (Cabot, Genter & Lucke, 1979, S. 267–284). Bei einem typischen Rockkonzert hingegen sind die Schallpegel im Bassbereich oftmals um 20 bis 30 dB höher als bei den Mittenfrequenzen (Dibble, 1995, S. 251–266). Für die Pop- und Rockmusik sollte also der Bassbereich eher kürzere Nachhallzeiten aufweisen, da sich sonst ein verschwommenes und undurchsichtiges Klangbild ergibt. Hinzu kommen erschwerend einige weitere Gegebenheiten bei kleineren Bühnen: Da die stärksten Eigenmoden kleinerer Räume im Bereich zwischen 32 und 125 Hz liegen (Wellenlängen von ca. 2,7 bis 10 m), wird dieser Bereich im Frequenzgang der Nachhallzeit T_{60} modal verstärkt. Des Weiteren absorbiert das stehende, dicht gedrängte Publikum, wie es bei Rockkonzerten üblich ist, den Schall vor allem im mittleren Frequenzbereich und wirkt unterhalb von 250 Hz nur sehr schwach schalldämmend. Dies bedeutet für Räume, in denen vorwiegend Rock- und Popmusik gespielt wird, dass der tieffrequente Anteil der Nachhallzeit geringer ausfallen sollte als für klassische Musikspielstätten. Demnach gilt mit dem Toleranzbereich für Sprache (siehe Abbildung 1 und Abbildung 2):

Veranstaltungsbereich: $T = 0,55 + 1,04 \cdot 10^{-4} V \text{ [s]}$ (V: Raumvolumen) Toleranzbereich für „Sprache“
--

Um diesen Verlauf der Nachhallzeit zu erreichen, sind vor allem Absorber für tiefe Frequenzen notwendig (Fasold & Veres, 2003, S. 179), möglicherweise in mobiler Ausführung, um stilistisch unterschiedlichen Ansprüchen gerecht werden zu können. Helmholtz-Absorber, Plattenschwinger und Bassfallen sind im Saal und auf der Bühne vor allem in den Ecken besonders wirksam (Fasold & Veres, 2003, S. 121). Ein Veranstaltungsraum bietet ansonsten für gewöhnlich genügend Flächen, um ihn zusätzlich nach der in Abschnitt 2 vorgestellten Methode mithilfe von Absorbern auf die gewünschte Nachhallzeit zu bringen.

4.3.2 Schallschutz

Die Zielsetzung für den Schallschutz bei Veranstaltungsräumen der Offenen Jugendarbeit sollte die Verhinderung einer Belastung der Nachbarn durch von der Spielstätte ausgehende Schallemissionen sein. Verschiedene Teilziele können dazu beitragen:

Die insgesamt abgestrahlte Schallleistung verringern

Bei den meisten Konzerten werden zwei Lautsprechertürme an beiden Bühnenseiten außen platziert. Aus Sicht des Schallschutzes wäre es hingegen günstig, mehrere über den Publikumsbereich verteilte Lautsprecher zu verwenden. So könnten einerseits die für das Publikum lästigen bis gefährlichen Lautstärkepegel vor den beiden Boxentürmen an der Bühne und andererseits die Gesamtschallleistung verringert werden. Der nicht unerhebliche Mehraufwand bei der Installation sowie der vom Publikum gewünschte Schalleindruck, dass die Musik von der Bühne kommt („Live-Effekt“), sind die Ursachen, warum diese Beschallungsart in der Praxis kaum zum Einsatz kommt. Wenn die Musik von Tonträgern stammt, wie z. B. bei DJ-Darbietungen, kommt die Möglichkeit, mit mehreren Lautsprechern zu arbeiten, eher infrage (Lechner, 2011, S. 18). Wenn mehrere Lautsprecherpaare z. B. entlang der Decke gegen die Blickrichtung und mit entsprechender Zeitverzögerung des Signals installiert werden (sogenannte „Delay Towers“), wird die Gesamtschallleistung verringert, ohne dass der „Live-Effekt“ zu sehr eingeschränkt wäre.

Außenwände vermeiden

Sollte sich bei der Planung des Veranstaltungsraumes die Möglichkeit ergeben, dass alle Wände des Raumes Innenwände sind und somit Pufferzonen geschaffen werden, ließe sich eine immense Verbesserung der Schalldämmung erzielen. Sollte andererseits die Eingangstür direkt in den Veranstaltungsraum führen, stellt dies einen erheblichen Problembereich dar. Der Aufbau von Schallschutzvorräumen (innen oder außen) kann hierbei sehr dienlich sein. Diese können im Außenbereich als Wintergartenkonstruktion, verglaste Balkone oder Loggien ausgeführt werden. Fugenoffene oder geschlossene Konstruktionskonzepte sind hierbei gleichermaßen möglich, wobei die geschlossenen Lösungen zwar eine schlechtere Durchlüftung, dafür aber eine höhere Schallpegelminderung aufweisen (Liegk, 2007, S. 735–736).

Schalldämmung der Raumbegrenzungsflächen verbessern

Die Raumbegrenzungsflächen des Veranstaltungsraumes können entweder Massivwände oder Trockenbauwände sein. Massivwände sind meist die tragenden Wände des Gebäudes, also Außenwände, Decken und einzelne Innenwände. Mehrschalige Trockenbauwände sind heutzutage die Regel, um innerhalb eines Gebäudes Räumlichkeiten abzutrennen. Beide Konstruktionen haben jeweils ihre Vor- und Nachteile bezüglich des Schallschutzes, so dass man nicht grundsätzlich sagen kann, welche Bauweise „gut“ oder „schlecht“ ist (Friesecke, 2012, S. 63). Generell ist für beide Bauweisen ein Abfall der Schalldämmung zu tiefen Frequenzen hin zu bemerken. Bei

einer einschaligen Wand gilt, dass die Dämmung bei steigender Masse pro Begrenzungsfläche zunimmt. Besonders für tiefe Frequenzen scheint eine erhöhte Masse der einzig gangbare Weg zu sein, genügend dämmen zu können. Tabelle 2 listet für verschiedene einschalige Wände Werte für das bewertete Schalldämmmaß R_w auf.

Tabelle 2: Bewertete Schalldämmmaße R_w von einschaligen, biegesteifen Wänden verschiedener Wändicken t und flächenbezogenen Massen m' (Fasold & Veres, 2003, S. 267)

Wandausführung	t [mm]	m' [kg/m²]	Oktavband-Mittenfrequenz f _m [Hz]						R _w [dB]
			125	250	500	1000	2000	4000	
			Schalldämmmaß R [dB]						
Leichtbeton	120	156	36	34	35	44	53	56	42
	300	390	37	42	51	58	58	58	54
Porenbeton	100	65	30	31	27	32	41	45	32
	200	130	30	29	34	43	46	46	39
Kalksandvollstein	110	193	34	33	39	49	58	65	44
	240	420	38	46	54	62	68	68	56
Schwerbeton	120	276	34	36	46	54	62	69	49
	260	598	42	51	59	67	74	75	61

Die Schwachstellen einer einschaligen Fassade stellen meistens die Fenster dar (Fasold & Veres, 2003, S. 256), weshalb gerade diese, besonders wenn sie einen größeren Anteil der Fassade ausmachen, eine hohe Schallschutzklasse aufweisen sollten. In Tabelle 3 sind die Schallschutzklassen von Fenstern mit den hierfür erforderlichen Schalldämmmaßen R_w aufgelistet.

Tabelle 3: Einteilung von Fenstern in Schallschutzklassen (Fasold & Veres, 2003, S. 256)

Schallschutzklasse	bewertetes Schalldämmmaß R'_w des am Bau funktionsfähig ein-gebauten Fensters [dB]	Erforderliches bewertetes Schall-Dämmmaß R_w des im Prüfstand eingebauten funktionsfähigen Fensters [dB]
1	25 bis 29	≥ 27
2	30 bis 34	≥ 32
3	35 bis 39	≥ 37
4	40 bis 44	≥ 42
5	45 bis 49	≥ 47
6	≥ 50	≥ 52

Zweischalige Wände verbessern die Schalldämmung für hohe Frequenzen wesentlich. Da sich für hohe Frequenzen keine Eigenschwingungen der Raumbegrenzungen ergeben, kann man die Schalldämmmaße der Wände einfach addieren. Für tiefe Frequenzen ergeben sich Eigenschwingungen der Räume. Im Bereich der Resonanzfrequenz des Gesamtsystems f_R ergibt sich ein deutlicher Verlust an Schalldämmung. Eine niedrige Resonanzfrequenz ist hierbei wünschenswert. Diese kann durch einen großen Abstand und eine hohe Masse der Wände erzielt werden.

Eine elastische Lagerung aller inneren Raumbegrenzungsflächen (inkl. Boden und Decke) sowie eine Hohlraumbefüllung mit Mineralfaserplatten stellt die ulti-

mative Lösung für den erfolgreichen Schallschutz dar (Frieesecke, 2012, S. 73). Diese sogenannten „Raum-in-Raum“-Konstruktionen sind zwar sehr aufwendig, dafür aber sehr effektiv. Da diese komplett luftdicht ausgeführt werden sollten, muss auch eine entsprechende schallgedämpfte Belüftungsanlage miteingeplant werden. Des Weiteren muss man je ein Fenster für die innere wie für die äußere Schale einplanen, um keine bauliche Schwachstelle der Gesamtkonstruktion zu schaffen. Zusätzlich sind Rohrleitungen für Heizung und Wasser sowie Kamine und Wartungsschächte mit einer schalldämmenden Schale aus Gipskarton zu versehen, da auch diese sonst ein Leck für die Schalldämmung darstellen. Eine solchermaßen teure und aufwendige Lösung für den Schallschutz ist jedoch derart effektiv, dass sie sich meistens lohnt. Regelmäßige Veranstaltungen in einer Wohngegend oder im Stadtbereich werden in manchen Fällen durch solch eine Maßnahme überhaupt erst ermöglicht.

4.4 Werkstattbereich

Manche Jugendzentren besitzen einen eigenen Werkstattbereich, in welchem Bastel- und Werkprojekte stattfinden können. Aus Sicht der Raumakustik ist in diesem Bereich weniger eine gute Hörsamkeit als vielmehr ein gutes Maß an Absorption erstrebenswert, um den Gesamtschallpegel im Raum bei lauten Maschinenarbeiten zu begrenzen. Das Ziel für die Nachhallzeit sollte in einer Werkstatt zwischen 1,0 s und 1,5 s liegen (Berufsgenossenschaft Metall, 2009, S. 1). Neben porösen Absorbieren an den Raum-begrenzungsflächen können auch mobile schallabsorbierende Abschirmwände zum Einsatz kommen (Maue, 2012, S. 2).

Auch ist für den Werkstattbereich der Schallschutz von sehr großer Bedeutung. Lärm von Bohr-, Schleifmaschinen oder Stichsägen wird meist als eine sehr störende Schallimmission aufgefasst. Die Schalldruckpegel nehmen in Werkstätten oft 90 bis 100 dB(A) an (Maue, 2012, S. 1). Hierbei sollte auf eine möglichst gute Schalldämmung der Raumbegrenzungsflächen geachtet werden (siehe vorheriger Abschnitt).

4.5 Proberäume für Rock- und Popbands

Einige Jugendzentren bieten Musikgruppen Proberäume zu günstigen monatlichen Mietpreisen an. Diese Räume sind im Vergleich zu den Veranstaltungsräumen meist deutlich kleiner, mit der Gefahr, dass bei quaderförmigen Räumen durch verstärkte Raummoden sehr unangenehme Schallverstärkungseffekte im Bassbereich entstehen können. Diese Eigenschwingungen, auch „stehende Wellen“ genannt, können gut vermieden werden, indem die Proportionen der Raumabmessungen ($l_1 : l_2 : l_3$) günstige Seitenverhältnisse aufweisen. Beispiele für günstige Raumproportionen sind (Weinzierl, 2008, S. 287):

- 1,00 : 1,14 : 1,39
- 1,00 : 1,28 : 1,54

- 1,00 : 1,60 : 2,33 (Sepmeyer, 1965, S. 413–423)
- 1,00 : 1,40 : 1,90
- 1,00 : 1,30 : 1,90
- 1,00 : 1,50 : 2,50 (Louden, 1971, S. 101–104).

Ansonsten gelten für die Raumakustik und den Schallschutz von Bandproberäumen dieselben Ziele und Lösungen wie für den Veranstaltungsbereich. Vor allem „Raum-in-Raum“-Konstruktionen sind aufgrund der kleineren Raumabmessungen preisgünstiger zu realisieren und bieten sich in diesem Fall besonders an. Eierkartons, wie man sie häufig an den Wänden von Proberäumen vorfindet, sind in jeder Hinsicht unbrauchbar (und obendrein buchstäblich brandgefährlich) und sollten durch wirkungsvollere Lösungen ersetzt werden.

4.6 Büroräume

Die Büroräume des Personals werden im Bereich der Offenen Jugendarbeit nicht nur für Besprechungen des Personals selbst, sondern häufig auch für Einzelgespräche mit Jugendlichen genutzt. Es steht hier also eine gute Sprachverständlichkeit im Vordergrund, weshalb die Norm-Sollkurve für „Sprache“ als Ziel für die Nachhallzeit anzustreben ist (siehe Abbildung 1 und Abbildung 2):

Büroräume: $T = 0,37 \cdot \log V - 0,14 \text{ [s]}$ (V: Raumvolumen) Toleranzbereich für „Sprache“

Zum Erreichen dieses Ziels können in Büroräumen folgende Maßnahmen eingesetzt werden (VBG, S. 7):

Decken

Da die Decke meistens die größte freie Fläche im Büro ist, kann man hier mit einer schallabsorbierenden Konstruktion den Hauptteil der akustischen Wirkung erzielen. Um den erforderlichen linearen Frequenzverlauf der Nachhallzeit zu erreichen, sind hierfür vor allem Tieftönabsorber ratsam.

Wände

Bei Bedarf ist es sinnvoll, Wände ganz oder teilweise mit Breitbandabsorbern auszukleiden und ggf. zusätzlich leicht schallabsorbierende Wandelemente wie Bilder anzubringen.

Schränke

Schränkoberflächen ohne besondere akustische Ausstattung reflektieren den Schall sehr stark. Akustisch wirksam gestaltete Schrankflächen (z.B. mit perforierten Türen) wirken sich positiv auf die Raumakustik aus.

Fenster

Um die extrem schallharten Fenster etwas zu entschärfen, eignen sich z. B. schallabsorbierende Lamellenstores (z.B. aus mikroperforiertem Material), um einen gewissen Beitrag zur Verbesserung der Raumakustik zu leisten.

Böden

Teppichboden schluckt einen Teil des Trittschalls und absorbiert auch sehr gut im hochfrequenten Schallbereich. Die raumakustische Wirkung von Teppichböden wird dadurch subjektiv als angenehm empfunden.

4.7 Außenbereiche

In Außenbereichen in der Offenen Jugendarbeit finden sich neben Garten- auch Sportanlagen, z.B. für Basketball oder Tischtennis. Die häufig bei Sport und Spielen im Freien auftretenden Schallemissionen können nach Möglichkeit mithilfe von Schallschutzwänden verringert werden. Zelte oder Segel als Lärmschutzelemente stellen eine weitere Möglichkeit dar. Auch leichte, aufblasbare Abschirmelemente aus Folien und Membranen sind technisch möglich. Je größer hierbei die Flächenbezogene Masse m' der Membranmaterialien ausfällt, umso geringer ist der Transmissionsanteil der Schallemission (Haltenorth, Leistner, Mehra & Weber, 2007, S. 61–62). Das Problem bei Schallschutzeinrichtungen im Freien ist jedoch immer der nicht zu verhindernde Beugungsanteil der Schallausbreitung um die Elemente herum, welcher insgesamt die Möglichkeiten des Schallschutzes einschränkt.

5 Einbindung der NutzerInnen in den akustischen Planungs- und Gestaltungsprozess

Gerade im Bereich der Offenen Jugendarbeit stellt die Einbindung der NutzerInnen in Planungs- und Gestaltungsprozesse ein wichtiges Handlungsprinzip dar. So werden die Selbstorganisationsfähigkeit und die Artikulation der Interessen junger Menschen (persönlicher, lebensweltspezifischer, gesellschaftlicher oder politischer Natur) gefördert (bOJA, 2011, S. 18). In einer empirischen Studie wurden z. B. positive Zusammenhänge zwischen prosozialem Engagement und politischer Beteiligung aufgezeigt, nämlich dass sich ehemals engagierte junge Menschen stärker für Politik und Gesellschaft interessieren und sich folglich stärker einbringen als Nicht-Engagierte (Wicke, 2010, S. 34–35). Somit sollte beim Projekt zur akustischen Gestaltung einer Einrichtung der Offenen Jugendarbeit das Prinzip der Partizipation berücksichtig

sichtigt werden. Zusätzlich weist die Einbindung junger Menschen in den akustischen Planungs- und Gestaltungsprozess weitere positive Effekte auf:

- Die Jugendlichen werden für das Thema der Raumakustik sensibilisiert und entwickeln ein Vorstellungsvermögen für das Schallverhalten in Räumen.
- Dem informellen Bildungsauftrag der Offenen Jugendarbeit wird durch ein derartiges Projekt nachgegangen. Informelles Lernen bedeutet, dass das Lernen im Alltag, am Arbeitsplatz, in der Familie oder in der Freizeit stattfindet (bOJA, 2011, S. 25).
- Vandalismus an den akustischen Bauteilen kann durch die Beteiligung der NutzerInnen eingeschränkt werden, da durch deren Mitwirken eine persönliche Beziehung und das Interesse zum Erhalt geschaffen werden.

Im Folgenden werden die möglichen Arten der Einbindung verschiedener Gruppen von NutzerInnen und ein Vorschlag zum Ablauf eines akustischen Gestaltungsprojekts vorgestellt.

5.1 Einbindung verschiedener NutzerInnengruppen

Die jugendlichen BesucherInnen einer Einrichtung der Offenen Jugendarbeit stellen aus den soeben genannten Gründen die wichtigste Zielgruppe für ein Projekt zur akustischen Gestaltung dar. Sie sollten den notwendigen Impuls zur Ausführung setzen, durch Wünsche, wie nach ihren Vorstellungen die Akustik in den Räumen sein sollte, und ferner anschließend bei der Realisierung des Projektes selbst mitwirken. Außerdem werden die Räumlichkeiten ja nicht nur von den Jugendlichen selbst genutzt: So kommen auch Kunstschaffende, darunter vor allem MusikerInnen und TontechnikerInnen, als Mitwirkende bei einem akustischen Planungsprojekt infrage. Diese Personen profitieren sehr stark von einer guten Akustik im Veranstaltungsbereich und können besonders gut Erfahrungen und Wünsche zum Thema mit einbringen. Im Dialog mit den Jugendlichen könnten sie so einen wichtigen Beitrag zum Erfolg der akustischen Verbesserung leisten. Weiter nutzen freiwillige oder hauptberufliche MitarbeiterInnen eines Jugendtreffs oder Jugendzentrums die Räume. Auch sie sollten aus eigenem Interesse an einer akustischen Verbesserung an dem Projekt teilhaben, indem sie die Abläufe und Prozesse gestalten und die Jugendlichen bei der Planung und Realisierung begleiten.

5.2 Projektinhalte

Im Folgenden wird ein Beispiel vorgestellt, wie ein solches Projekt mit den hierfür typischen Arbeitspaketen ablaufen könnte.

5.2.1 Bildung des Projektteams

Um ein Projektteam zu bilden, sollten die BesucherInnen durch Werbung darauf aufmerksam gemacht werden. Besonders geeignete Jugendliche wie MusikerInnen oder technisch Interessierte können hierbei gezielt angesprochen werden. Je größer der Anteil der Mitwirkenden unter den regelmäßigen BesucherInnen ausfällt, desto größer ist die Chance, dass die BesucherInnen in Zukunft aus eigenem Interesse gut auf die Einbauten achten. Eine Ansprechperson, welche entweder ein Mitarbeiter oder eine Mitarbeiterin des Jugendzentrums oder eine akustische Fachkraft sein kann, sollte den Ablauf mit den Jugendlichen koordinieren und für Fragen bereitstehen.

5.2.2 Auftaktveranstaltung (Kick-off-Meeting)

Bei einer im Vorfeld angekündigten Auftaktveranstaltung, dem sogenannten „Kick-off-Meeting“, stehen die Motivation der Mitwirkenden und die Festlegung der Ziele des Projekts im Vordergrund. Außerdem sollte der Arbeits- und Zeitplan des Prozesses erstellt werden, indem folgende Fragen geklärt werden:

- Was ist zu tun?
- Wer macht was und bis wann?

5.2.3 Durchführung der Planung

Der akustische Planungsprozess umfasst zunächst die Erhebung der Anforderungen an die Räume. Im Anschluss wird der raumakustische Bestand aufgenommen, optimale Vorschläge werden erarbeitet und zuletzt wird eine Kostenschätzung für die besten Lösungen angefertigt. Diese Schritte werden nun genauer beschrieben.

Erhebung der Anforderungen

Bei der Erhebung der Anforderungen werden für alle Räume die jeweiligen Wünsche, eventuell getrennt nach NutzerInnengruppen, ermittelt. Hierbei sollte möglichst eine akustische Fachkraft zu Rate gezogen werden, welche die Möglichkeiten der Maßnahmen abschätzen kann. Außerdem sollten sowohl die NutzerInnen als auch weitere mögliche Ansprechpersonen (evtl. auch aus verwandten Einrichtungen) nach ihren guten oder schlechten Erfahrungen zu verschiedenen Raumakustikmaßnahmen befragt werden.

Raumakustische Bestandsaufnahme (Messung)

Die raumakustische Bestandsaufnahme geschieht im Normalfall durch eine akustische Fachkraft (ToningenieurIn, BauakustikerIn etc.), welche den Status quo verschiedener akustischer Gütemaße an verschiedenen Stellen der Räume mithilfe der jeweiligen Messverfahren ermittelt und gegebenenfalls grafisch darstellt, damit die mitwirkenden Jugendlichen und MitarbeiterInnen ein anschauliches Bild von der akustischen Ausgangslage des Raumes erhalten.

Erarbeitung optimaler Vorschläge

Unter Berücksichtigung der technischen Machbarkeit und des zur Verfügung stehenden Budgets werden nach der akustischen Bestandsaufnahme Vorschläge für die optimale akustische Gestaltung ermittelt. Hierbei werden rechnerisch, per Computersimulation und/oder nach Erfahrungswerten verschiedene Lösungsvorschläge erarbeitet. Dabei sollte die akustische Fachkraft auf die Ideen der mitwirkenden Jugendlichen eingehen und optimalerweise mit ihnen zusammen zu einem Ergebnis kommen. Eine zusätzliche 3D-Computersimulation hat hierbei gegenüber einer alleinigen Berechnung den entscheidenden Vorteil, dass sie für die NutzerInnen anschaulicher ist.

Kostenschätzung und Darstellung der Ergebnisse

Bevor die Maßnahmen umgesetzt werden können, müssen für die erarbeiteten Lösungen die Kosten geschätzt und mit dem Budget abgeglichen werden. Die hierbei infrage kommenden Lösungen sollten den Stakeholdern, also den verantwortlichen Personen des Jugendzentrums sowie der Kommune oder einer anderen Trägergesellschaft, präsentiert werden, um bereits im Vorfeld Konsens in der Beurteilung der Machbarkeit des Projekts zu erzielen.

5.2.4 Umsetzung

Die endgültige Umsetzung der akustischen Maßnahmen sollte gemeinsam mit den NutzerInnen stattfinden. Dadurch werden Montagekosten eingespart und den Jugendlichen wird ermöglicht, sich kreativ und handwerklich zu entfalten. Verschiedene akustische Einbauelemente wie Plattenschwinger, Helmholtz-Resonatoren oder VPRs (siehe Abschnitt 3) bieten sich auch an, von den Jugendlichen künstlerisch gestaltet zu werden. Hierbei sollte so weit wie möglich auf die ästhetischen Wünsche der NutzerInnen eingegangen werden.

Literatur

- Adelman-Larsen, N. W., Thompson, E. R. & Gade, A. C. (2009): Suitable reverberation times for halls for rock and pop music. *Journal of the Acoustical Society of America*, 9(1), 247–255.
- Berufsgenossenschaft Metall Nord Süd (2009): *Raumakustik in Arbeitsräumen* (1. Auflage). Berufsgenossenschaft Metall Nord Süd. Mainz.

- bOJA – bundesweites Netzwerk Offene Jugendarbeit (2011): *Qualität in der Offenen Jugendarbeit in Österreich* (1. Auflage). bOJA – bundesweites Netzwerk Offene Jugendarbeit. Wien.
- Brielmaier, F., Keller, B.-D. & Vonrhein, B. (2012): *Vermessung und Erarbeitung von Optimierungsvorschlägen für die Raumakustik mehrerer Räume im Palais Herberstein in Graz* (Bachelorarbeit). Technische Universität Graz.
- Cabot, R. C., Genter, C. R. & Lucke, T. (1979): Sound levels and spectra of rock-music. *Journal of the Audio Engineering Society*, 79(1), 267–284.
- Dibble, K. (1995): Hearing loss & music. *Journal of the Audio Engineering Society*, 95(1), 251–266.
- Fasold, W. & Veres, E. (2003): *Schallschutz und Raumakustik in der Praxis* (2. Auflage). HUSS-MEDIEN GmbH. Berlin.
- Friesecke, A. (2012): *Studio Akustik* (3. Auflage). PPVMEDIEN GmbH. Bergkirchen.
- Häusler, C. (2006): Akustik – Die neue ÖNORM B 8115-3. *WBFÖ*, 6(1), 1–7.
- Haltenorth, I., Leistner, P., Mehra, S. R. & Weber, L. (2007): Lärmschutzelemente aus Folien und Membranen. *Deutsche Jahrestagung für Akustik (DAGA)*, 7(1), 61–62.
- Lechner, C. (2011): *Lärmschutzrichtlinie für Veranstaltungen* (1. Auflage). Umweltbundesamt GmbH. Wien.
- Leistner, P. (2009): *Lärmschutz für kleine Ohren* (1. Auflage). Umweltministerium Baden-Württemberg. Stuttgart.
- Liegl, R. (2007): Schallschutzvorräume. *Deutsche Jahrestagung für Akustik (DAGA)*, 7(1), 735–736.
- Louden, M. M. (1971): Dimension Ratios of Rectangular Rooms with Good Distribution of Eigentones. *Acustica*, 24(5), 101–104.
- Maue, J. H. (2003): Raumakustik in einer Werkstatt der Energie- und Wasserversorgung. *Aus der Arbeit des BIA*, 3(26), 1–2.
- Pielsticker, G. & Peters, T. (2007): *Lärmprävention in Kindertageseinrichtungen* (1. Auflage). Landesunfallkasse Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf
- Sepmeyer, L. W. (1965): Computed Frequency and Angular Distribution of the Normal Modes of Vibration in Rectangular Rooms. *Journal of the Acoustical Society of America*, 37(1), 413–423.
- SGA – Schweizerische Gesellschaft für Akustik (2004): *Richtlinie für die Akustik von Schulzimmern und anderen Räumen für Sprache*. Sempach Station: SGA-SSA.
- VBG – Ihre gesetzliche Unfallversicherung (2012): Akustik im Büro. *VBG-Fachwissen*, 12(9), 1–98.
- Weinzierl, S. (Hrsg.) (2008): *Handbuch der Audiotechnik* (1. Auflage). Springer-Verlag. Berlin, Heidelberg.
- Wicke, H.-G. (Hrsg.) (2010): *Partizipation junger Menschen* (1. Auflage). JUGEND für Europa. Bonn

Raumnahme/Raumgabe: Partizipative Gestaltung von Jugendfreizeitstätten am Beispiel des Mellowpark Berlin

1 Einleitung

Beim Bau/Umbau einer Jugendfreizeitstätte (JFS) geht es weniger um die Gestaltung der Räume, sondern eher um die Gestaltung des zukünftigen Zusammenseins in den Räumen. Dafür sollten die Räume so gut wie möglich gestaltet sein.

In der Jugendarbeit ist Partizipation ein wesentliches Grundprinzip, um die Persönlichkeitsentwicklung von jungen Menschen positiv zu beeinflussen und die Identifikation mit der demokratischen Gesellschaft zu fördern. Folgerichtig muss eine Jugendfreizeitstätte zwingend als Raum für Partizipation gebaut werden. Schon deshalb ist eine frühestmögliche Beteiligung der zukünftigen NutzerInnengruppen ein Qualitätsmerkmal für den Bau von Jugendfreizeitstätten.

Beteiligung führt zu besserer Passgenauigkeit der JFS für die NutzerInnen und damit zu einer höheren Akzeptanz und Identifikation. Das ist wiederum eine gute Voraussetzung dafür, dass sich Jugendliche in der JFS engagieren und (an der Weiterentwicklung) beteiligen. Das führt (meist) zu Erfolgen für die Jugendlichen, was wiederum Bestätigung und Rückendeckung und damit (Selbst-)Vertrauen bringt. Daraus können Kreativität und Mut erwachsen, die neue Zugänge für die Beteiligung von immer neuen Jugendlichen schaffen und damit den in der Jugendarbeit logischen ständigen Ablösungsprozess positiv befördern.

„Für Jugendliche und ihre positive Teilhabe an der Stadtgesellschaft ist es wichtig, die Erfahrung zu machen, dass ihre Interessen eine Berechtigung haben und gehört werden. Dies bedeutet nicht, dass ihnen Vorrang eingeräumt wird, sondern dass sie eine ehrlich anerkannte Position einnehmen können.“ (Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung, 2010, S.25)

Die möglichst frühe und angemessene Beteiligung von Jugendlichen trägt außerdem zu einer erheblich höheren Effizienz der Baumaßnahme bei.

Wie in vielen sozialen Bereichen hat der Effizienzdruck auf die Jugendarbeit in den letzten Jahren stark zugenommen. Jugendfreizeitstätten sollten deshalb so preiswert wie irgend möglich in Planung, Bau und Betrieb sein (bei gleichzeitiger höchster Qualität für die NutzerInnengruppen) und außerdem der Politik auch „Ruhm und Ehre“ einbringen.

Verschiedene Anforderungen an JFS sind zu beachten, z. B.:

- hohe Passgenauigkeit für die zukünftigen NutzerInnengruppen (Kinder, Jugendliche, TrägerInnen, MitarbeiterInnen, Vereine ...),
- hohe Akzeptanz durch NutzerInnen, GeldgeberInnen, NachbarInnen,
- wenig Beschwerden aus der Nachbarschaft,
- eine angemessene Lebensdauer.

Was können Bauherr, Bauträger und Verwaltung tun, damit etwas geplant und gebaut wird, das möglichst bei allen Zufriedenheit auslöst? Vom Kämmerer, der auf die Finanzen schaut, über die Kinder und Jugendlichen, die die Einrichtung nutzen, die MitarbeiterInnen, die dort arbeiten, die NachbarInnen, die im Umfeld wohnen, die SteuerzahlerInnen, die sehen wollen, dass ihr Geld effizient für wichtige Dinge eingesetzt wird, usw. usf. ?

„Jugendliche können mit ihren Ideen Impulse setzen, wenn man ihnen vertraut und sie einfach mal etwas ausprobieren lässt. Damit können auch neue Ideen und Projekte entstehen, die Städte und Stadtteile wieder aufleben lassen.“ (Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung, 2012, S.4)

Wie gelingt es, die oft als störend, laut und desinteressiert eingeschätzte Jugend und ihre manchmal erheblich von der Sicht der PlanerInnen abweichende Sicht in Entscheidungen der Kommune und/oder des Trägers zum Bau einer JFS einzubeziehen?

Aus der Entwicklung des Mellowparks können dazu einige Erkenntnisse gewonnen werden.

2 Zur Historie des Mellowpark

Der Mellowpark ist ein Jugend-, Sport- und Freizeitprojekt im Stadtbezirk Treptow-Köpenick von Berlin. Er entstand 2001 als Zwischennutzung, auf einer 10.000 m² großen Industriebrache an der Spree.

Träger des Mellowparks ist der gemeinnützige all eins e. V., der zurzeit ca. 200 Mitglieder hat. Der Verein wurde 1994 durch Jugendliche und junge Erwachsene gegründet, die nach der Wende (1989/90) als 13- bis 16-Jährige den in einem Neubauviertel gelegenen Allendeklub (Jugendklub des Stadtbezirkes Köpenick) „eroberten“. Da

die MitarbeiterInnen des Klubs einen sehr partizipativen Ansatz verfolgten, haben die Jugendlichen viel Verantwortung übertragen bekommen und übernommen. „Der Verein diente den Jugendlichen nach eigenen Angaben zur Verselbständigung, Eigenmotivation, als wichtige Plattform ... für Mitbestimmung, Eigendarstellung und selbständiges Agieren.“ (Metzner & Schlicht, 2009, S. 296)

Nach dem Umzug in ein ehemaliges Industriegebiet (1997) gelang es dem Verein schnell, das „Jugendkulturzentrum ALL“ durch vielfältige auf aktuelle jugendkulturelle Strömung eingehende Angebote und breite Kooperationen zu etablieren.

Neben dem „ALL“ befand sich eine große Industriebrache, die durch die TLG Immobilien GmbH verwaltet wurde und für die von den jungen Leuten sofort Visionen entworfen wurden. Diese von vielen als Utopie belächelten Ideen gipfelten in einem Modell „Mellowpark“, mit dem sich der Verein 2000/2001 am Wettbewerb „Jugend entwickelt das Neue Berlin“ beteiligte und den ersten Preis gewann. Durch die damit verbundene Anerkennung, breite Öffentlichkeit und Unterstützung seitens des Bezirksamtes wurde das Projekt stetig weiterentwickelt. Im Sommer 2001 konnte mit der TLG ein unbefristeter Zwischennutzungsvertrag (mit sehr kurzer Kündigungsfrist) abgeschlossen werden. Damit begann die Realisierung der Utopie „Mellowpark“.

Die Entwicklung des Projektes war geprägt durch die basisorientierte Kultur des Vereins.

„Der Dialog spielte stets eine wesentliche Rolle. Erst nachdem alle Haltungen und unterschiedlichen Einstellungen erörtert worden waren, ordneten sich alle der gemeinsamen Zielsetzung unter. Dieses gemeinsame Ringen wurde als gut und positiv empfunden und wurde zur allgemeinen Vereinskultur.“ (Metzner & Schlicht 2009, S. 299)

Durch Nutzung verschiedener Fördertöpfe, Sponsoring und eine Zuwendung des Jugendamtes in Höhe von ca. € 75.000,- pro Jahr für die Arbeit des Vereins im



Mellowpark 2009, Christoff Friedrich

Jugendkulturzentrum ALL konnte der Park Stück für Stück ausgebaut werden. Standen anfangs die BMXer und Skater im Vordergrund, kamen später auch viele andere Bestandteile hinzu.

„Uns hat dieses langsame Wachsen gut getan. Und dieses stückweise Erweitern des Projektes hat zu einer großen Kontinuität geführt, da wir immer die Zeit hatten, unsere Strukturen auszuhandeln“, sagten die Beteiligten (Metzner & Schlicht, 2009, S. 299).

Der Mellowpark, den bis zu 25.000 Kinder und Jugendliche jährlich besuchten, bestand an diesem Standort bis Ende 2009 und beinhaltete am Ende folgende Angebote:

- Sportpark (Beachvolleyball-, Fußball-, Basketballfeld),
- Skate/BMX-Park,
- Liegewiese, Spielplatz,
- Hostel, Campingplatz,
- Café- und Veranstaltungsbereich,
- Jugendwerkstatt/Baucrew mit BMX/Skate-Rampenbau.
- Daneben wurden im Jugendkulturzentrum ALL u.a. folgende Angebote gemacht:
- Offene Jugendarbeit mit Angeboten wie Siebdruck, Computer, Kochen, Partys ...,
- Tonstudio, Bandworkshops, DJing, Gitarrenunterricht,
- Schulprojekte.

2007 teilte die TLG mit, dass die Fläche verkauft würde, und der Verein nahm den Kampf um den Fortbestand unter dem Motto „Hände weg vom Mellowpark“ mit vielen jugendgemäßen Aktionen auf.

Durch intensive Kommunikation zwischen Verein, Politik und Verwaltung und die Einbeziehung der Nutzer (und deren Eltern!) in diese Prozesse konnte erreicht werden, dass der Mellowpark bis zum 31. Dezember 2009 auf dem alten Grundstück verbleiben konnte und vom Bezirksamt ein neues Grundstück zur Verfügung gestellt wurde.

Sehr wichtig für die Entwicklung des Projektes war und ist, dass die Vereinsmitglieder offen und transparent kommunizieren und es eine ausgeprägte Partizipationskultur gab und gibt. Die jungen Leute, die jetzt den Verein führen, haben Selbstwirksamkeit erlebt, kennen die Lebenswelten der Jugendlichen und ermöglichen den Nachwachsenden ebenso das Erleben von Selbstwirksamkeit.

Dabei lautet eine wichtige Prämisse: So wenig Regeln wie nötig und so viele Handlungsspielräume wie möglich.

Die Verbindung von ehrenamtlichem Engagement, Mitgestaltung, (oft selbstbestimmter) Arbeit, Familie, Beruf, Berufsorientierung/-ausbildung, Freizeit, Spaß, Bildung (informeller und nonformaler), die Möglichkeiten, Neues auszuprobieren,

Gleichgesinnte zu finden und in den Austausch mit anderen zu kommen, sind etwas Besonderes, machen den Mellowpark zu einem Pilotprojekt und „mittlerweile bundesweit zu einem Vorzeigeprojekt für zivilgesellschaftliches Engagement, nutzerbestimmte Stadtentwicklung und innovative Jugendarbeit“ (all eins e. V., 2010, S. 7).

3 Partizipative Entwicklung des neuen Standortes

3.1 Grundlagen/Rahmenbedingungen

„Das neue Grundstück ist ein Traum“, sagt Jens Werner (Projektleiter Mellowpark). Das Gelände hat eine Größe von fast sieben Hektar, ist damit sechs Mal so groß wie der alte Mellowpark und hat eine ca. 400 Meter lange Uferkante zur Spree. Der Verein wendet im Jahr ca. € 50.000,- für Miete und Betriebskosten auf. Das Projekt wird seit 2012 mit ca. € 120.000,- jährlich vom Jugendamt unterstützt.

Auf dem Grundstück befinden sich vier Gebäude, von denen zwei sehr marode sind. Zwei Gebäude lassen sich zumindest teilweise nutzen. Heizung, Strom und Wasser stellen ein Problem dar. Das Gelände war sehr stark verwahrlost und vermüllt. Es ist nicht vollständig umzäunt. Das Gelände ist als Sportfläche im Flächennutzungsplan des Landes Berlin eingetragen und deshalb besonderen baurechtlichen Vorschriften unterworfen. Nach Plänen des Bezirkes sollte die Fläche als Sportfläche entwidmet und für Wohnungsbau umgewidmet werden. Das Gelände war bereits für € 6,5 Mio. an einen Investor verkauft. Durch den Druck, den der all eins e. V., seine Partner und die Jugendlichen zur Rettung des Mellowparks entfacht hatten und dem sich die Politik gebeugt hat, wurde der Entwidmung im Berliner Abgeordnetenhaus nicht zugestimmt. Der Vertrag mit dem Investor wurde rückgängig gemacht und das Gelände dem all eins e. V. zur Nutzung angeboten. Dies hat u. a. zur Folge, dass auf politischem Gebiet immer noch erhebliche, aber meist wenig transparente Widerstände gegen das Projekt bestehen. Die Lage ist auch deshalb kompliziert, weil sich das Grundstück in zwei Fachverwaltungen des Bezirkes befindet, die unterschiedliche vertragsrechtliche Bedingungen stellen.

Für den neuen Mellowpark sind die baurechtlichen Genehmigungen in einem viel höheren Maße wichtig, denn auf dem neuen Gelände sind der Eigentümer und der Genehmigungsgeber das Bezirksamt. Auf dem alten Gelände hatten, schon weil es sich nur um eine Zwischennutzung handelte, sowohl Eigentümer (TLG Immobilien) als auch der Genehmigungsgeber (Bezirksamt) „nicht so genau hingeschaut“. Zehn Jahre wurde das alte Gelände ohne Architekten mit vielen Duldungen und Freiräumen entwickelt. Das ist nun anders, denn der Verein wird mit dem neuen Gelände vom geduldeten Zwischennutzer zum anerkannten Dauernutzer, der viel stärker im Fokus steht. Es ergeben sich viele neue Möglichkeiten, Risiken und höhere Anforderungen (Overmeyer, 2010).

Ein weiteres Thema ist die finanzielle Sicherheit des Gesamtprojektes. Man muss sich mit der Frage beschäftigen, inwieweit junge Menschen die finanzielle Tragweite

von Entscheidungen und die langfristigen Auswirkungen ihres Handelns abschätzen und dafür Verantwortung übernehmen können/wollen (Overmeyer, 2010). Diese Frage stellt sich allerdings bei Erwachsenen ebenfalls und muss angesichts von desaströsen Großprojekten (wie dem Berliner Flughafen, dem Stuttgarter Bahnhof oder den Stahlwerksneubauten von ThyssenKrupp in den USA und Brasilien) oft genug negativ beantwortet werden.

Das finanzielle Risiko eines Projektes hat Auswirkungen auf den Prozess der Partizipation, setzt hier Grenzen und eröffnet gleichzeitig Potenzial, die Probleme zu lösen. Das Ausbalancieren der Interessen und Erwartungen ist sehr anspruchsvoll, zumal die Entwicklung des Projektes in einem langen organischen Prozess, Schritt für Schritt, mit einer experimentellen Nutzung, unter ständiger Einbeziehung der Nutzergruppen erfolgt.

3.2 Mellowpark.Campus – Ein Format zur Entwicklung des Geländes mit Jugendlichen

Unter dem Begriff Mellowpark.Campus sind zwei Projekte zur Entwicklung des Geländes gestaltet worden. Außerdem ist der Begriff als Name für den Park im Sinne einer Gesamtanlage von Lehr-/Lerneinrichtungen, Arbeitsstätten, Freizeit- und Grünanlagen, ähnlich einem Universitätscampus, zu verstehen.

Die Grundlage für die Entwicklung des neuen Mellowparks, das Konzept „Mellowpark 2014“, wurde 2008 gemeinsam mit Jugendlichen, ArchitektInnen, SozialpädagogInnen, IngenieurInnen, PolitikerInnen, JournalistInnen und MarketingexpertInnen erarbeitet. Bereits bei der Entwicklung der Vision wurden die Ideen und Ansätze möglichst vieler verschiedener Gruppen einbezogen.

Mellowpark. Campus 2009

Der Umzug auf das neue Gelände im Oktober 2009 startete mit einem zweiwöchigen Abenteuer, genannt Mellowpark.Campus.

Der Startschuss zur Eroberung des neuen Geländes stand unter dem Motto „Planung durch Aktion – Lernen durch Handeln“. Denn „wir Jugendliche brauchen Orte, um uns wohlfühlen, und das geht am besten, wenn man selbst mit anpacken kann, wenn man es auch nach eigenen Wünschen gestalten kann. Denn das gibt dann auch ein Gefühl des Zuhause-seins.“ (Jugendlicher in Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung, 2010, S. 54)

Das zweiwöchige Projekt wurde mithilfe von StudentInnen der BEST-Sabel Hochschule Berlin während eines interdisziplinären Workshops geplant und als Modellvorhaben im Forschungsprojekt Jugendliche im Stadtquartier durch das Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung und das Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung unterstützt. Um Jugendliche zum Mitmachen zu aktivieren, wurde eine intensive „Mund zu Mund“-Kommunikation im Verein, mit den



Mellowpark 2013, Hans Friedrich

NutzerInnen und darüber hinaus betrieben. Das Jugendcamp, an dem 30 Jugendliche teilnahmen, beinhaltete Arbeiten, Nutzen, Übernachten, Ideen-Entwickeln und, ganz wichtig, Spaß-Haben. Da Jugendliche „Sofortisten“ (Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung, 2010, S. 58) sind, wurde eine aktionsorientierte Beteiligungsform gewählt, bei der der Gesamtablauf in kleine Pakete aufgeteilt, Höhepunkte und Abwechslung geschaffen und auf klare Ziele und vorzeigbare Ergebnisse Wert gelegt wurde. Das Lernen durch Handeln, das Entdecken eigener Interessen und Fähigkeiten, das Ausprobieren-Können und Möglichkeiten der Verantwortungsübernahme wurden ermöglicht.

Der Ablauf des Projekts gestaltete sich im Wesentlichen wie folgt (nach: all eins e. V., 2010, S. 24–29):

Im Rahmen eines Brunches gab es vorab für Jugendliche und Eltern Informationen zum Projekt und eine gemeinsame Besichtigung des Geländes. Das führte u. a. dazu, dass die Eltern dem Projekt volle Rückendeckung gaben. Zuerst wurde die alte Tischtennishalle geräumt und gesäubert, anschließend als Übernachtungs- und Kommunikationsort mit Campingmöbeln und alten Sofas eingerichtet. Eine erste gemeinsame Anstrengung mit einem greifbaren Ergebnis und einem schönen gemeinsamen Abend. Die nächsten Tage standen im Zeichen von Entmisten, Schutt- und Müllbeseitigung. Außerdem wurden u. a. ein Pavillon, ein Fußballplatz, ein Basketballfeld und eine Minirampe aufgebaut. Der Eingang zum Mellowpark wurde gestaltet u. v. a. m. Eine wahre Schufterei, die nicht nur Spaß bereitet hat.

Deshalb hatten sich die PlanerInnen des Projektes auch Höhepunkte wie das Richtfest für den Pavillon u. a. einfallen lassen. Das gemeinsame Feiern nach gemeinsamer anstrengender Arbeit und die Abwechslung (z. B. Tischtennisturnier, Tagesausflug nach Leipzig, Besuch des Spiels der 2. Bundesliga 1. FC Union Berlin gegen FSV Frankfurt, Schatzsuche, Abendwanderung mit Lampions und anschließendem Lagerfeuer) kamen nicht zu kurz. Bei einer Radtour zu den Nachbarn wurden diese mit Brot und Salz als „Symbol für Freundschaft und Verbundenheit“ begrüßt. In einer Planungsrunde wurden Ideen für das Jugendkulturzentrum diskutiert.

Zum Abschluss fand ein Tag der offenen Tür statt, an dem Eltern, NachbarInnen, Vereinsmitglieder und UnterstützerInnen die Ergebnisse der zweiwöchigen Arbeit, hergerichtete Gebäude, Fotoausstellungen, Installationen und das Gelände besichtigen konnten.

Die Ergebnisse waren vielfältig:

- Das Gelände wurde erobert, es zeigten sich innerhalb weniger Tage Kristallisationspunkte für Aktivitäten, es wurden viele neue Ideen und Visionen geboren und diskutiert.
- „Neue“ Jugendliche haben den Mellowpark für sich entdeckt und wirken als Multiplikatoren.
- Es wurden neue PartnerInnen gefunden und eine neue Öffentlichkeit erreicht.
- Die Mitmachenden waren mit sich und den Ergebnissen zufrieden, haben Selbstwirksamkeit erlebt und dadurch Energie für die nächsten Aufgaben gesammelt.

Sichtbare Ergebnisse zu produzieren, sowohl auf dem Gelände, aber auch in Form von Ideensammlungen, -visualisierungen und einer Dokumentation des gesamten Projektes, ist für die Motivation sehr förderlich gewesen.

Wichtige Grundlagen für das Gelingen waren:

- die intensive pädagogische und logistische Vorbereitung,
- der Einsatz von langjährigen Teammitgliedern und Bezugspersonen (Schlüsselakteure),
- der gut durchdachte Zeitplan, der genügend Flexibilität ermöglichte,
- der gut gelungene Wechsel von Arbeit und Entspannung und der große Spaßfaktor.

Eine wesentliche Erkenntnis beschreibt Klaus Overmeyer so:

„Ideen und Projekte entstehen am besten durch Aktion, durch konkretes Ausprobieren von Orten und Räumen. Viel eher als über eine planerische Annäherung bekamen die Aktivisten vom Mellowpark ... ein Gespür für besondere Atmosphären, für Orte, die sich direkt nutzen lassen ...“ (all eins e. V., 2010, S. 7)

Nach dem Mellowpark.Campus 2009 wurde das Gelände durch verschiedene Aktionen („interne“ Workshops und Angebote) zwar weiter erschlossen, konnte aber wegen fehlender Baugenehmigungen nicht offiziell eröffnet werden. Schwerpunkte für den Verein waren Auseinandersetzungen zu Vertragsfragen und die Kompromissuche zu den planungsrechtlichen Rahmenbedingungen und Anforderungen. Als konfliktträchtig erwies sich dabei die für den Verein typische Vorgehensweise der Aneignung des Raumes durch (spontane) Aktion, die dem eher unflexiblen Planungsrecht gegenübersteht.

„Das Spannungsfeld zwischen informeller Aktivierung und formellem Vorgehen zeigt sich (bis) heute in vielen Situationen auf dem Gelände. Der informelle und teilweise illegale Status der aktuellen Nutzungsangebote trägt erheblich zu einer besonderen Aura des Mellowparks bei, die eine hohe Anziehungskraft entfaltet. Die Grauzone zwischen legal und illegal, zwischen improvisiert und geplant, genehmigt und ungenehmigt oder spontan und festgelegt bildet einen Nährboden für die permanente Erneuerung des Mellowparks.“ (Overmeyer, 2010, S. 15)

Mellowpark Campus 2010

Im Oktober wurde der Mellowpark Campus 2010 als Modellvorhaben im „ExWoSt-Forschungsfeld Innovationen für familien- und altengerechte Stadtquartiere“ durchgeführt. Die Prozesse zur Entwicklung des Geländes wurden durch eine Begleitforschung in Kooperation mit Prof. Schmidt-Eichstaedt (Plan und Recht GmbH Berlin) und Klaus Overmeyer (Studio UC/Berlin) dokumentiert und analysiert (Overmeyer, 2010).

Das Besondere daran waren die enge Zusammenarbeit mit dem Verein, die Kombination von Begleitforschung und Jugendprojektunterstützung, denn die Ergebnisse der Forschung wurden in das Projekt zurückgespiegelt und damit die Entwicklung unterstützt. Ziel war es, eine gemeinsam vom Verein und dem Bezirksamt getragene planungsrechtliche Strategie als gangbaren Weg mit verlässlichen Rahmenbedingungen vorzubereiten.

Am Anfang stand eine Analyse der bisherigen Rauman eignung. Dazu wurde mit Jugendlichen eine „Steckbriefaktion“ durchgeführt. Die Aufgabe für die Jugendlichen bestand darin, bestehende und gewünschte Projekte in strukturierter Form zu dokumentieren. Dazu wurden Rundgänge auf dem Gelände durchgeführt, Fotos gemacht, Bilder gezeichnet und Projekte beschrieben.

Es entstanden ca. 100 Steckbriefe und damit ein Überblick darüber, welche Orte bereits erobert wurden, wer sie nutzt und welche Ideen die NutzerInnen und MacherInnen des Mellowparks für die Zukunft haben. Dieser Überblick war Grundlage einer zweitägigen Zukunftswerkstatt. Dort wurden fünf thematische Arbeitsgruppen gebildet, in denen jeweils der Status quo beschrieben und anschließend Ideen gesammelt wurden. Die Ideensammlungen wurden im Plenum präsentiert und diskutiert.

Am zweiten Tag wurden in den fünf Arbeitsgruppen Ziele, Strategien und nächste Schritte erarbeitet und zum Schluss im Plenum präsentiert. In den Arbeitsgruppen wurde ein besonderes Augenmerk auf die Balance zwischen Vision und pragmatischer Umsetzung (nächste Schritte) gelegt („Wo wollen wir hin?“, aber auch „Was ist machbar?“), um Frustrationen vorzubeugen.

Ergebnisse waren Vorschläge zur Gestaltung der zukünftigen Infrastruktur, zu thematischen Teilräumen auf dem Gelände (Bildungs- und Begegnungsstätte, Skate/BMX-Park, Jugend- und Kulturzentrum ...), zu konkreten Projekten, zu Schwerpunkten der Netzwerkarbeit (Bildung, Tourismus u. a.), zum Wissenstransfer im Verein und mit den NutzerInnen und vieles mehr.

Auf der Grundlage der Ergebnisse wurde durch Prof. Schmidt-Eichstaedt eine baurechtliche Strategie entwickelt, die dann mit dem Bezirksamt diskutiert wurde und als Grundlage für die weitere Bebauungsplanung diente.

Schmidt-Eichstaedt schätzte ein, dass die baurechtliche Lage für die ambitionierten Vorhaben des Mellowparks unzureichend sei. Da der Mellowpark zukünftig gegebenenfalls einen Jugend-Campingplatz, ein Jugend-Café u. v. m. einrichten will, schlug Schmidt-Eichstaedt einen vorhabenbezogenen Bebauungsplan nach § 12 Abs. 3a BauGB vor. Das Gelände sollte als „Sondergebiet für BMX-Sport und Skateboarding nebst damit verbundenen Einrichtungen“ festgesetzt werden. Der Vorteil bestünde darin, dass der B-Plan für einen bestimmten Partner (Vorhabenträger) aufgestellt würde und alle zukünftigen Einrichtungen jeweils einvernehmlich ausgehandelt werden müssten. Damit wären sowohl Flexibilität und Eigendynamik des Projektes als auch die baurechtliche Sicherheit gewährleistet (Overmeyer, 2010, S. 53–55).

Mit dieser Vorgehensweise, der möglichst offenen Rahmenplanung, könnte der Mellowpark sein Konzept „der Schritt für Schritt Entwicklung **mit** den NutzerInnen“ weiter verfolgen, könnten im Prozess neue Ideen produziert werden, könnten viele Generationen von NutzerInnen (neu) planen und (um)gestalten.

„Jugendliche brauchen Freiraum für ihre kreativen Ideen! Sie brauchen Platz, um sich auszuprobieren, ohne einem Erfolgszwang zu unterliegen und ohne sich auf Jahre festzulegen. Junge Leute wollen sich einbringen und engagieren und brauchen Unterstützung, ohne bevormundet zu werden.“ (Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung, 2012, S. 4)

Die Erhaltung eines Übergangszustands, die permanente Erneuerung (durch Experimentieren) bringt viele Möglichkeiten der Beteiligung von Jugendlichen und beinhaltet gleichzeitig Risiken und Unsicherheiten (bis zur Existenzbedrohung, „wenn etwas passiert“) für den Verein, seine Mitglieder und die MitarbeiterInnen. Die Vereinsverantwortlichen zeigen die dafür nötige Risikobereitschaft.

Seit dem Frühjahr 2012 ist der Mellowpark offiziell eröffnet und wird „Schritt für Schritt“ weiterentwickelt.



4 Exkurs zu Ergebnissen der Berliner Landesarbeitsgemeinschaft Mitbestimmung von Kindern und Jugendlichen

In Berlin gibt es eine Vielfalt von Erfahrungen mit der Beteiligung von Jugendlichen und Kindern, die u. a. in der Berliner Landesarbeitsgemeinschaft (LAG) Mitbestimmung von Kindern und Jugendlichen diskutiert und aufbereitet werden. In der LAG, die von der „Drehscheibe Kinderpolitik“ koordiniert wird, arbeiten die Senatsverwaltung, Vertreter der zwölf Stadtbezirke und freie Träger zusammen (www.mitbestimmeninberlin.de). Einige der Erfahrungen und Empfehlungen dieser LAG haben z. B. Eingang in das „Handbuch zur Partizipation“ der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung gefunden (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin, 2012).

Ein anderes wichtiges Ergebnis der Arbeit der LAG ist ein Beteiligungsverfahren für Außenraumplanungen im Rahmen von Stadtentwicklung, welches zum Teil übertragbar auf Beteiligungsverfahren im Rahmen von Neu- bzw. Umbauten von JFS ist.

Das von der LAG erarbeitete Material umfasst u. a.:

- Rahmenkooperationsvereinbarung zwischen Abteilung Jugend und Stadtentwicklung und gegebenenfalls weiteren PartnerInnen (inkl. erläuternder Handreichung),
- Projektplanungsbogen inkl. Erläuterungen.

Die Kooperationsvereinbarung sieht vor, dass einmal pro Jahr ein Gespräch zur Auswertung der bisher durchgeführten Beteiligungsverfahren und zur Verabredung über zukünftige Maßnahmen durchgeführt wird. Alle KooperationspartnerInnen und gegebenenfalls freie Träger, die als Beteiligungsträger infrage kommen, sollten teilnehmen.

In der Handreichung wird auf die besonderen Zeitverläufe und Methoden für Kinder- und Jugendbeteiligungsverfahren und die dafür einzuplanenden Finanzmittel hingewiesen.

Besonderes Augenmerk wird auf die Beteiligung an der Baudurchführung gelegt und dazu auf vielfältige Beispiele in Deutschland verwiesen.

Zur Unterstützung und zur Verstetigung von Beteiligungsverfahren mit Kindern und Jugendlichen dient der Projektplanungsbogen, der als Handlungsleitfaden und zur Dokumentation der Beteiligungsprojekte genutzt werden soll.

Der Projektplanungsbogen enthält folgende Angaben:

- Name der Maßnahme,
- Projektauftragsgespräch (Rahmenbedingungen, Vereinbarungen aus dem Startgespräch),
- Beschreibung des Beteiligungsverfahrens,

- Vorstellung der Ergebnisse des Beteiligungsverfahrens (Bemerkungen zum Ergebnis),
- Vorstellung und Abstimmung der Vorplanung der Maßnahme,
- grundlegende Entscheidung zur Baudurchführung durch Adressaten,
- Mitwirkung der Adressaten an der Baudurchführung (Ja und Details oder Nein und Begründung),
- Rückkopplung der Vorplanung zu den Adressaten (Bemerkungen der Adressaten),
- Verabschiedung der Entwurfsplanung,
- Information der Adressaten über den verabschiedeten Entwurf (Bemerkungen der Adressaten),
- detaillierte Verabredungen zur Baudurchführung durch Adressaten (Bemerkungen, z. B. welche Teilschritte),
- Abschluss der Maßnahme (Bemerkungen, z. B. über ein gemeinsames Fest).

Um eine hohe Verbindlichkeit zu erreichen, sind alle Punkte mit Datum, Namen der Beteiligten und Unterschriften der Entscheidungsträger auszufüllen.

Das von der LAG entwickelte Beteiligungsverfahren für die Außenraumplanung wurde entsprechend einem Beschluss des Landesjugendhilfeausschusses den Bezirken und der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung zur Kenntnis gebracht und beim Berliner Fachtag „Demokratie macht Stadt jung – Mitbestimmung von jungen Menschen in der Stadtentwicklung“ vorgestellt und diskutiert.

5 Erkenntnisse zu Möglichkeiten der Mitbestimmung von Jugendlichen bei der Gestaltung von Jugendfreizeitstätten

Partizipative Planungsprozesse sind durch einen hohen Grad an informellem und nonformalem Lernen geprägt und die dabei erlebte Selbstwirksamkeit ist eine sehr gute „Demokratischeschule“ für Jugendliche. Gelungene Partizipation und Kooperation helfen, die Gestaltung einer JFS erheblich zu verbessern. Beim Bau von Jugendfreizeitstätten sollte deshalb unbedingt auf ein partizipatives Verfahren gesetzt werden, das die zukünftigen Nutzer, Betreiber und auch Anwohner einbezieht.

Eine nutzerbestimmte Gestaltung von JFS muss an den konkreten Bedürfnissen, Interessen und am Willen (Hinte, Treeß, 2011) von Jugendlichen ansetzen, denn sie sind die Experten für die Belange von Jugendlichen und können mit ihrer besonderen Sichtweise wichtige Impulsgeber im Planungsprozess sein. Jugendliche in z. T. langwierige Planungen einzubeziehen ist nicht einfach, viele der üblichen Bürgerbeteiligungsformate bleiben eher erfolglos (Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung, 2010).

Schon die Ansprache stellt eine Herausforderung dar. Die wichtigste bleibt bei Jugendlichen die von Mund zu Mund, d. h. die über ihre sozialen Netzwerke, auch wenn diese z. T. über technische Hilfsmittel wie E-Mail, SMS und Facebook & Co.

erfolgt. Um sie in Planungsprozesse einzubinden, sind deshalb eine jugendgemäße Sprache, die klassische Beziehungsarbeit und eine intensive Kommunikation mit den Jugendlichen wichtig.

Die folgende Aufzählung von möglichen Erfolgsfaktoren und Stolpersteinen bei der Einbeziehung von Jugendlichen in die Gestaltung von Jugendfreizeitstätten ist als Anregung zu verstehen, sie erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

- Die Einbeziehung der (zukünftigen) NutzerInnengruppen muss möglichst früh erfolgen, unter Beachtung gegebenenfalls langer Planungs- und Bauzeiten und des Partizipationsparadoxes (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin, 2012, S. 83).
- Politik, Verwaltungen, Träger müssen ein partizipatives Planungsverfahren wirklich wollen und unterstützen. Sie sollten einen praktischen Gewinn erkennen, der durch den Partizipationsprozess erzielt werden kann. Denn mit nicht ernstgemeinter Partizipation kann bei den Beteiligten und darüber hinaus viel Schaden angerichtet werden.
- In dem mitunter langen Prozess benötigen die Akteure politische Rückendeckung.
- Der Abschluss einer Kooperationsvereinbarung zwischen dem Träger der Jugendfreizeitstätte, Kommunalverwaltungen und gegebenenfalls mit dem Träger des Partizipationsverfahrens und eine begleitende Dokumentation (analog Planungsbogen der LAG-Mitbestimmung) werden empfohlen.
- Eine gute Beteiligungskultur im Träger der JFS erleichtert die Einbeziehung von Jugendlichen erheblich.
- Die lokale Jugendbeteiligungskultur beeinflusst den Partizipationsprozess bei der Gestaltung einer JFS und der Gestaltungsprozess wirkt auf diese zurück.
- Die Einbindung von Planungen zu JFS in eine für die gesamte Kommune partizipativ durchgeführte sozialräumliche Planung ist sehr hilfreich (vgl. Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin, 2009).
- Der Beteiligungsprozess ist ein Lernprozess für alle Beteiligten, Wissenstransfer und Wissenstransparenz sind dabei wichtige Qualitätsmerkmale.
- Partizipation erfordert von den Beteiligten Interesse an Neuem, an ungewöhnlichen Lösungen, an anderen Sichtweisen, eine gewisse Risikobereitschaft und Kompromissbereitschaft.
- Das Miteinander aller Beteiligten muss von Respekt und Ernsthaftigkeit geprägt sein.
- Für eine Beteiligung von jungen Menschen sind eine angemessene Flexibilität sowie eine hohe Transparenz zu Entscheidungskompetenzen und -möglichkeiten zu gewährleisten.
- Verwaltungen (z. B. Stadtplanung, Bauämter, Jugendamt) müssen kooperieren (wollen) und transparente Vorgaben (gesetzliche Spielräume, eigene Auslegungen ...) machen.

- Aufwand und zeitliche bzw. finanzielle Ressourcen für Beteiligung müssen transparent gemacht werden.
- Grenzenlose Partizipationsversprechen, die nicht eingehalten werden können, müssen unbedingt vermieden werden.
- Da Planungsrecht und Jugendkulturen völlig unterschiedlichen Dynamiken unterliegen, sind erhebliche Übersetzungsleistungen zwischen Jugendlichen und Verwaltung, Bauherren, sowie Bauleuten nötig und finanziell zu planen.
- Für diese Übersetzungsleistungen sind ExpertInnen mit fachlichem Praxiswissen zur Beteiligungsarbeit, Kenntnissen der Lebenswelten der zukünftigen NutzerInnen und der Sozialräume einzusetzen.
- Orte und Rahmen für Planungstreffen sollten möglichst jugendgerecht sein.
- Die Beteiligungsverfahren/-formen müssen die Kapazitäten von Jugendlichen berücksichtigen und die Jugendlichen müssen Rahmenbedingungen und das nötige Zeitbudget erkennen können.
- Die (partielle) Einbeziehung der Eltern kann für großen Rückhalt sorgen.
- Da Jugendliche eher spaßorientierte „Sofortisten“ sind, sollten die Beteiligungsverfahren aktions- und handlungsorientiert sein und Spaß machen. Für die Planung der Verfahren ist deshalb ein gutes „Funraising“ gefragt. Es geht dabei nicht um Bespaßung, sondern darum, am Willen der Jugendlichen anzusetzen, im Sinne einer Selbstaktivierung Formen zu finden, die dem o. g. Spaßbedürfnis nachkommen, ohne den Jugendlichen die Beteiligung „hinterherzutragen“.
- Längere Planungen sollten in kleine Pakete aufgeteilt werden (Meilensteine benennen, Zwischenergebnisse (z. B. Modelle) und damit Erfolge/Stolz produzieren).
- Die Ergebnisse/Erfolge sollten der Öffentlichkeit präsentiert werden.
- Ergebnisse müssen transparent in den Planungsprozess einfließen bzw. ihre Nichtberücksichtigung nachvollziehbar erläutert werden.
- Bei Visionsentwicklungen u. ä. muss darauf geachtet werden, dass der Realitätsbezug so hergestellt wird, dass eine geringe Realisierungsquote nicht zu starker Frustration führt und damit langfristig zum Partizipationskiller wird.
- Besonderes Augenmerk ist bei den Beteiligungsverfahren auf altersspezifische, soziale und geschlechtsspezifische Zugänge zu legen, um Verdrängungen im Partizipationsprozess zu vermeiden.
- Nicht nur bei der Planung, auch bei der Bauausführung sollten Jugendliche einbezogen werden.
- JFS sollten „unfertig“ an die NutzerInnen übergeben werden. Für die weitere Entwicklung sind Unterstützung und Finanzen einzuplanen. Der Zustand „endgültig fertig“ sollte nicht angestrebt werden.
- JFS sollten multifunktional bzw. auch wieder veränderbar gehalten werden, ohne dabei die Ausstrahlung einer Mehrzweckhalle zu erhalten.

Jugendliche sind zukunftsorientiert und neugierig. Sie wollen sich Räume erobern, eigene Erfahrungen sammeln, sich engagieren und sind lernend in der Lage, mit der durch Raumnahme verbundenen Verantwortung umzugehen. Und wenn Erwachsene bereit sind zur Raumgabe und zur Unterstützung beim Ausprobieren und Lernen, z. B. durch transparente Grenzsetzungen, Wissensvermittlung und Vertrauen, dann kann viel dabei herauskommen.

Literatur

- all eins e. V. (Hrsg.) (2008): Konzept MELLOWPARK 2014. Berlin.
- all eins e. V. (Hrsg.) (2010): Mellowpark CAMPUS. Berlin.
- Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (Hrsg.) (2010): Jugend macht Stadt. Berlin.
- Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (Hrsg.): 2012. Pontonia – Republic of Pontown. Berlin.
- Frech, S., Overmeyer, K. (2012): Mellowpark, Berlin – Stadtpilot für morgen. In M. Ziehl, S. Oßwald, O. Hasemann, D. Schnier (Hrsg.) (2012), Second Hand Spaces – Über das Recyclen von Orten im städtischen Wandel. jovis-verlag. Berlin.
- Friedrich, H. (2011): Mellowpark 2001–2011 – Das Beste aus 10 Jahren. all eins e. V. Berlin
- Hinte, W., Treeß, H. (2001): Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe. Beltz-Juventa. Weinheim.
- Overmeyer, K. (2010): MELLOWPARK Campus – Analyse, Strategie, Vermittlung. Berlin.
- Schlicht, M., Metzner, A. (2009): Wem gehört die Stadt? Mellowpark Berlin – Jugendliche nutzen eine Industriebrache. Deutsche Jugend, 2009, S. 295–303.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin (Hrsg.) (2009): Handbuch zur Sozialraumorientierung. Berlin.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin (Hrsg.) (2012): Handbuch zur Partizipation. Kulturbuch-Verlag. Berlin.

Ausstattungsstandards in der Offenen Jugendarbeit Steiermark – Eine Bestandsaufnahme

1 Einleitung

„Als Steirischer Dachverband der Offenen Jugendarbeit stehen wir für Fachlichkeit gemäß dem ‚state of the art‘ im Arbeitsfeld Offene Jugendarbeit. Wir verstehen uns als erste Ansprechstelle für alle im Arbeitsfeld Offene Jugendarbeit in der Steiermark tätigen bzw. am Arbeitsfeld interessierten Personen und Organisationen. (...). Als Fachstelle verfolgen wir als oberstes Ziel, die Entwicklung und Sicherung fachlich angemessener Qualitätsstandards im Arbeitsfeld Offene Jugendarbeit in der Steiermark sowohl zu ermöglichen als auch einzufordern.“ (Steirischer Dachverband der Offenen Jugendarbeit. 2013. S. 5)

Auf der Basis dieses Selbstverständnis als qualitätssichernde Fachstelle begleitet der Steirische Dachverband der Offenen Jugendarbeit im Auftrag seiner Mitgliedsorganisationen sowie der Abteilung 6 Bildung und Gesellschaft; Gesellschaft und Diversität – Referat Jugend des Amtes der Steiermärkischen Landesregierung – seit nunmehr 30 Jahren – die Entwicklungen im Arbeitsfeld Offene Jugendarbeit in der Steiermark. Wesentliche Schritte in Richtung einer weiterer Professionalisierung und Strukturierung des Arbeitsfelds sowie eine weitgehende Neuausrichtung der (Finanzierungs-) Abläufe zwischen dem Land Steiermark, den anbieterbringenden Organisationen sowie den Standortgemeinden erfolgten zuletzt zwischen 2007 und 2011 im Zuge einer vom Land Steiermark initiierten und in enger Kooperation mit dem Steirischen Dachverband der Offenen Jugendarbeit umgesetzten, umfangreichen „Qualitätsoffensive“. Die Ergebnisse dieser „Qualitätsoffensive“ wurden seitens des Steirischen Dachverbands der Offenen Jugendarbeit in einem „Qualitätshandbuch der Offenen Jugendarbeit Steiermark“ schriftlich festgehalten.

In diesem Zusammenhang bat der Steirische Dachverband der Offenen Jugendarbeit im Jahr 2010 ExpertInnen aus Politik und Verwaltung des Landes Steiermark sowie aus dem Arbeitsfeld Offene Jugendarbeit um ihre Einschätzung, inwieweit sie unterschiedliche Aspekte der Struktur-, Prozess- und Ergebnisqualität der Offenen Jugend-

arbeit in der Steiermark für ausreichend klar geregelt hielten bzw. wo aus ihrer Sicht Nachbesserungsbedarf bestünde. Die Befragung erfolgte in der Form, dass die befragten ExpertInnen per Online-Fragebogen vorgegebenen Aussagen bezüglich verschiedener Qualitätsaspekte „völlig, eher, teilweise, eher nicht oder gar nicht“ zustimmen konnten (z. B. „Die Anforderungen an Qualifikation und Anzahl des zur Leistungserbringung eingesetzten Personals sind klar geregelt und schriftlich festgehalten.“)

Die Auswertung dieser Umfrage zeigte, dass die befragten ExpertInnen die Abläufe im Bereich der Strukturstandards für mittelmäßig (Steuerungsstandards) bis eher klar (Personalstandards), den Bereichs der Ausstattungsstandards jedoch für wenig klar geregelt hielten, wie die nachfolgende Grafik zeigt:

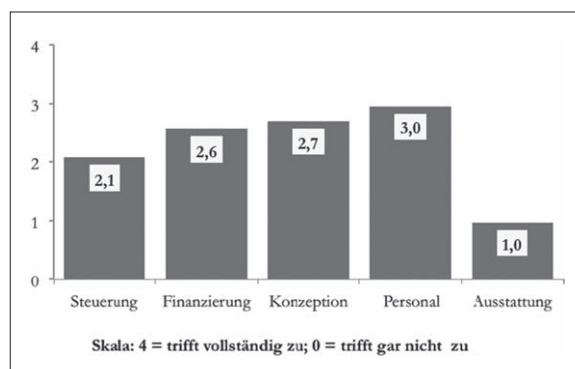


Abbildung 1: Strukturstandards (Mittelwerte, n = 10)¹

Dieses Ergebnis war insofern nicht überraschend, als im Bereich der Offenen Jugendarbeit – anders als etwa bei Schulen oder Kindergärten – bis dato weder die Anzahl und Größe der benützten Räume, noch die Beschaffenheit der verwendeten Materialien oder die farbliche und akustische Ausgestaltung von Räumen geregelt oder gar für den Erhalt öffentlicher Förderungen von Relevanz sind. Darüber hinaus lässt der bauliche Zustand so mancher Einrichtung sogar befürchten, dass nicht einmal gesetzlich vorgeschriebene bautechnische Standards durchgehend eingehalten werden.

Vor diesem Hintergrund ging der Steirische Dachverband der Offenen Jugendarbeit in Abstimmung mit der Abteilung 6 Bildung und Gesellschaft; Gesellschaft und Diversität – Referat Jugend des Amtes der Steiermärkischen Landesregierung daran, sich diesem Thema verstärkt zu widmen und führte im Jahr 2012 unter allen Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit in der Steiermark eine Umfrage zur Ausstattung von Räumlichkeiten und Gebäuden durch, deren Ergebnisse im vorliegenden Artikel kurz vorgestellt werden.

¹ Alle Grafiken: Steirischer Dachverband der Offenen Jugendarbeit

2 Befragung

Im Juni 2012 wurden durch den Steirischen Dachverband der Offenen Jugendarbeit 61 Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit Steiermark per Online-Fragebogen zu unterschiedlichen Ausstattungsdimensionen ihrer Räumlichkeiten und Gebäude befragt. Die Befragung erfolgte anonym, d. h., es kann nicht nachvollzogen werden, welche Einrichtung zum Befragungszeitpunkt über welche Ausstattungsstandards verfügte. Insgesamt beteiligten sich 39 Einrichtungen an der Befragung, das sind knapp zwei Drittel (63,9 Prozent) der zur Teilnahme eingeladenen Einrichtungen.

Die Befragung umfasste folgende Aspekte:

- Bewilligungen,
- allgemeine Sicherheitsvorkehrungen,
- Brandschutz,
- Barrierefreiheit,
- Energieeffizienz,
- akustische Maßnahmen,
- Gestaltung des Eingangsbereichs,
- Gestaltung des zentralen offenen Bereichs.

2.1 Bewilligungen

Frage: Welche der folgenden Bewilligungen liegen für die Einrichtung vor?

Von den 39 Einrichtungen, die sich an der Befragung beteiligt haben, verfügten 27 über eine Benützungsbewilligung als Jugendzentrum – was im Umkehrschluss hieße, dass (zumindest) zwölf Einrichtungen zum Zeitpunkt der Befragung ohne behördliche Bewilligung betrieben wurden – sechs Einrichtungen verfügten über eine dauerhafte Veranstaltungsbewilligung, fünf Befragte gaben andere Bewilligungen, wie z. B. Betriebsstättengenehmigung, Bewilligung zur Nutzung als Büro, für Beratung, Workshops, öffentliche Vorträge o. ä. an.

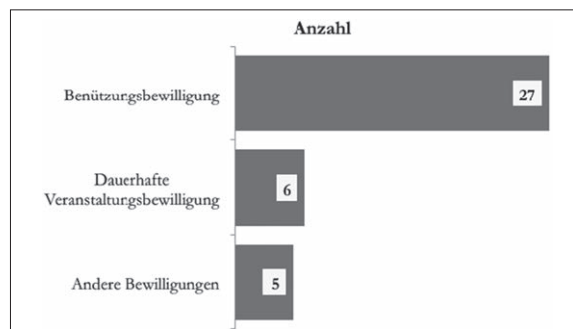


Abb. 2: Bewilligungen

2.2 Allgemeine Sicherheitsvorkehrungen

Frage: Welche der folgenden allgemeinen Sicherheitsvorkehrungen sind in der Einrichtung aktuell vorhanden?

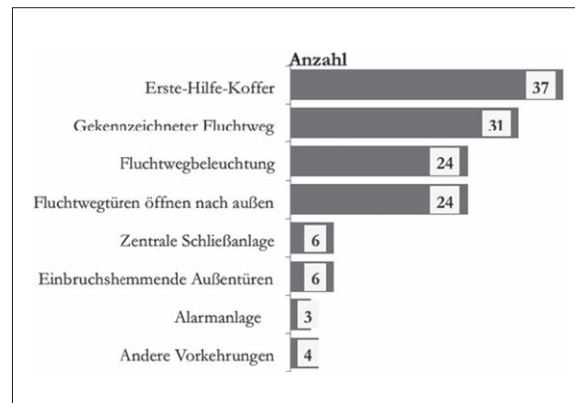


Abb. 3: Allgemeine Sicherheitsvorkehrungen

Von den 39 Einrichtungen, die sich an der Befragung beteiligt haben, verfügten 37 über einen Erste-Hilfe-Koffer, 31 über gekennzeichnete Fluchtwege und je 24 über Fluchtwegbeleuchtung und nach außen öffnende Fluchtwegtüren. Wiederum im Umkehrschluss heißt das, dass zum Befragungszeitpunkt zwei der befragten Einrichtungen ohne Erste-Hilfe-Koffer, acht ohne gekennzeichnete Fluchtwege und je 15 ohne Fluchtwegbeleuchtung bzw. nach außen öffnende Fluchtwegtüren betrieben wurden. Je sechs Einrichtungen gaben an, über eine zentrale Schließanlage bzw. einbruchshemmende Außentüren zu verfügen, drei Einrichtungen verfügten über eine Alarmanlage und vier über sonstige Vorkehrungen, wie z. B.

- Bewegungsmelder rund ums Jugendzentrum,
- fluoreszierende Fluchtwegbeschilderung,
- Defibrillator,
- Ordner während Veranstaltungen,
- Räumungsplan,
- speziell geschultes Personal,
- verstärkte Türschlösser,
- Überwachungskamera,
- Sicherheitsdienst der Gemeinde.

2.3 Brandschutz

Frage: Welche der folgenden Brandschutzmaßnahmen sind in der Einrichtung aktuell vorhanden?

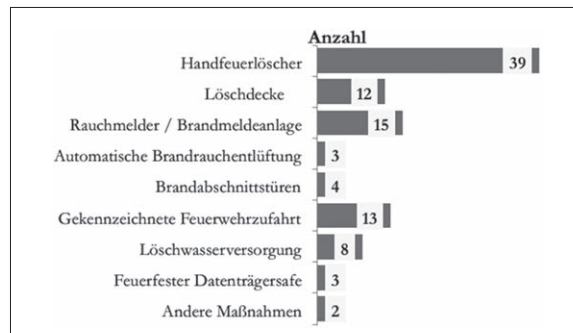


Abb. 4: Brandschutz

Alle 39 Einrichtungen, die sich an der Befragung beteiligt haben, verfügten über Handfeuerlöschgeräte, zwölf über Löschdecken und 15 über Rauchmelder/Brandmeldeanlagen. Drei Einrichtungen verfügten über automatische Brandrauchentlüftungsanlagen, vier über spezielle Brandabschnittstüren, 13 über gekennzeichnete Feuerwehrezufahrten, acht über eine eigene Löschwasserversorgung, drei über einen feuerfesten Datenträgersafe und zwei gaben andere Brandschutzmaßnahmen an, wie z. B.

- brandsichere Vorhänge,
- Brandschutzbeauftragte,
- brandbekämpfungsgeschultes Team,
- (nicht gekennzeichnete) Feuerwehrezufahrt,
- Brandrauchentlüftungsanlage,
- Sammelplatz für den Evakuierungsfall.

2.4 Barrierefreiheit

Frage: Welche der folgenden Bereiche der Einrichtung sind derzeit barrierefrei (z. B. rollstuhltauglich) gestaltet?

Von den 39 Einrichtungen, die sich an der Befragung beteiligt haben, sind 17 von außen barrierefrei zugänglich – was umgekehrt heißt, dass 22 Einrichtungen ohne barrierefreien Zugang betrieben wurden – 20 verfügten über barrierefreie Innentüren und eine über ein barrierefrei zugängliches Obergeschoß. 19 Einrichtungen verfügten über barrierefrei zugängliche Toiletten, 16 über barrierefreie Informationsmöglichkeiten, elf Einrichtungen gaben andere barrierefreie Bereiche an, wie z. B.

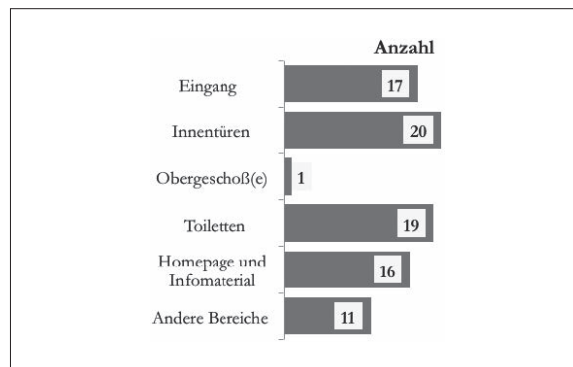


Abb. 5: Barrierefreiheit

- Freibereich,
- Garten,
- Keller,
- Veranstaltungsbereich,
- Bühne,
- Partykeller,
- sämtliche Sportanlagen im Außenbereich,
- Rollstuhlrampe in den Mehrzweckraum,
- Terrasse.

2.5 Energieeffizienz

Frage: Welche der folgenden Bereiche der Einrichtung sind derzeit gezielt energieeffizient gestaltet?

Von den 39 Einrichtungen, die sich an der Befragung beteiligt haben, verfügten 13 über energiesparende Fenster, drei über energiesparende Türen und sieben über ener-

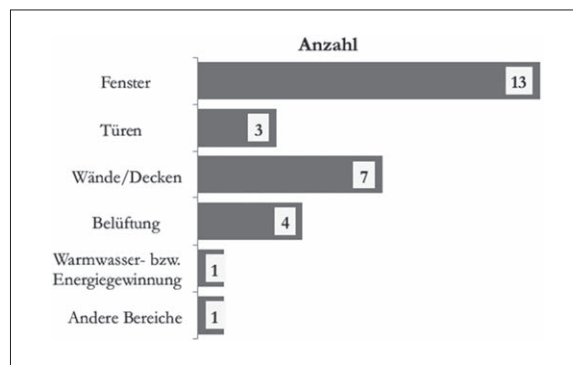


Abb. 6: Energieeffizienz

gieeffiziente Wand- bzw. Deckenausführungen. Vier Einrichtungen verfügten über energieeffiziente Belüftungsanlagen und je eine über eine energieeffiziente Anlage zur Warmwassergewinnung. Als andere Bereiche wurden energieeffiziente Beleuchtungskörper und Heizkörperthermostate genannt.

2.6 Schalltechnische Vorkehrungen

Frage: Welche der folgenden schalltechnischen Vorkehrungen sind in der Einrichtung derzeit vorhanden?

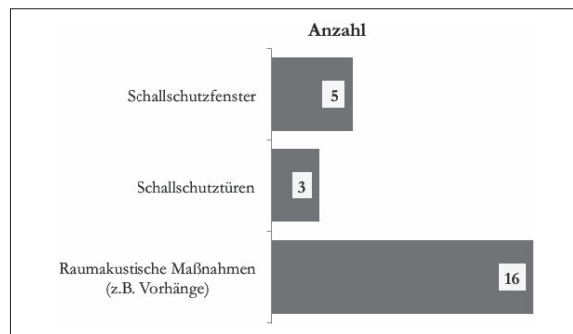


Abb. 7: Schalltechnische Vorkehrungen

Von den Einrichtungen, die sich an der Befragung beteiligt haben, verfügten fünf über Schallschutzfenster, drei über Schallschutztüren und in 16 Einrichtungen wurden spezielle raumakustische Vorkehrungen getroffen.

2.7 Räumliche Gestaltung von Eingangsbereich und offenem Bereich

Aus dem „Qualitätshandbuch der Offenen Jugendarbeit Steiermark“ wurden die Dimensionen „Gestaltung des Eingangsbereichs“ bzw. „Gestaltung des zentralen offenen Bereichs“ in den Fragebogen übernommen.

2.7.1 Gestaltung des Eingangsbereichs

Der Eingangsbereich ist so etwas wie die Visitenkarte einer Einrichtung der Offenen Jugendarbeit, die Gestaltung des Eingangsbereichs gibt Auskunft darüber, wie sich eine Einrichtung ihren Zielgruppen präsentiert.

Frage: Wie sehr treffen folgende Aussagen auf den Eingangsbereich der Einrichtung zu?

- A „Im Eingangsbereich sind Charakteristik und Angebote des Hauses zu erkennen.“
- B „Das Profil der Einrichtung sowie ihre Zielgruppe sind erkennbar.“
- C „Der Zugang ist niederschwellig.“

D „Burschen und Mädchen fühlen sich gleichermaßen willkommen.“

E „Das Interesse am Erstkontakt ist geweckt.“

F „Der Eingangsbereich bietet fließende Übergänge zu den anderen Bereichen.“

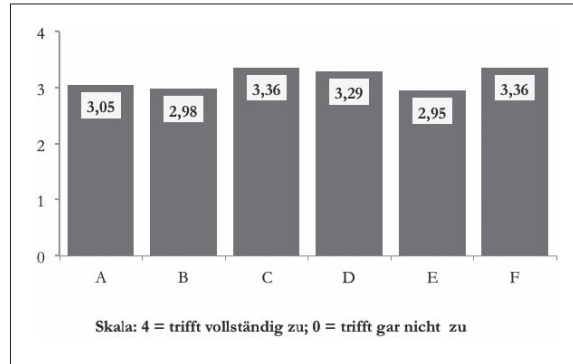


Abb. 8: Gestaltung des Eingangsbereichs (Mittelwerte)

Die Einrichtungen, die sich an der Befragung beteiligt haben, stimmen den vorgegebenen Aussagen eher bis vollständig zu (Mittelwerte) und schätzen damit die Qualität der Eingangsgestaltung ihrer Einrichtungen eher hoch ein. Am stärksten ist die durchschnittliche Zustimmung zu den Aussagen C und F, gefolgt von D und A. Am vergleichsweise geringsten ist die durchschnittliche Zustimmung zu den Aussagen B und E.

2.7.2 Gestaltung des zentralen offenen Bereichs

Der zentrale offene Bereich bildet in der Regel den Mittelpunkt einer Einrichtung der Offenen Jugendarbeit und ist entweder als Jugendcafé bzw. -wohnzimmer o.ä. gestaltet. Von diesem Bereich aus sind die übrigen Räumlichkeiten der Einrichtung zugänglich, hier halten sich sowohl Jugendliche als auch MitarbeiterInnen am häufigsten auf.

Frage: Wie sehr treffen folgende Aussagen auf den zentralen offenen Bereich der Einrichtung zu?

A „Die Ausgestaltung des zentralen offenen Bereichs unterstützt das Erreichen der im Konzept formulierten Ziele.“

B „Der zentrale offene Bereich ist so gestaltet, dass sich Mädchen und Burschen gleichermaßen angesprochen fühlen.“

C „Im zentralen offenen Bereich sind Sicherheit und Wohlfühlen gewährleistet.“

D „Der zentrale offene Bereich ist so gestaltet, dass er die Möglichkeiten zu Verknüpfung mit anderen Angeboten der Einrichtung schafft.“

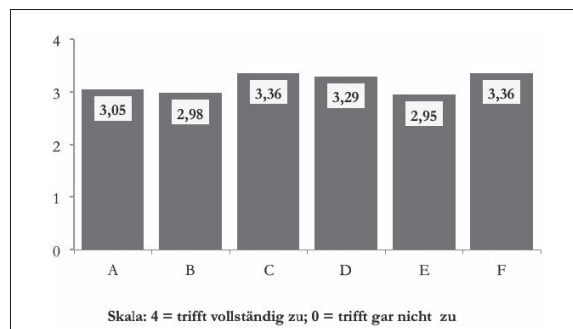


Abb. 9: Gestaltung des zentralen offenen Bereichs (Mittelwerte)

Die Einrichtungen, die sich an der Befragung beteiligt haben, stimmen den vorgegebenen Aussagen eher bis vollständig zu (Mittelwerte) und schätzen damit die Gestaltungsqualität des zentralen offenen Bereichs ihrer Einrichtungen eher hoch ein. Am stärksten ist die durchschnittliche Zustimmung zu den Aussagen C und D, gefolgt von A und B.

3 Zusammenfassung

Insgesamt zeigt diese kurze Darstellung der Befragungsergebnisse zum Thema Ausstattungsstandards aus dem Jahr 2010, dass sowohl im organisatorischen Bereich (Sicherheit, Brandschutz) als auch auf der Ebene allgemeiner baulicher Standards (Barrierefreiheit, Energieeffizienz, Schallschutz) durchaus noch Verbesserungspotenzial vorhanden ist, nicht zuletzt im Hinblick darauf, dass ab 01.01.2016 in Österreich alle öffentlichen Gebäude – und damit auch aus öffentlichen Mitteln finanzierte Jugendzentren – barrierefrei zugänglich sein müssen.

Doch die Einhaltung von baulichen und sicherheitsrelevanten Standards bildet nur eine Seite der Medaille:

Die tatsächliche Eignung von Räumlichkeiten und Gebäuden für die speziellen Anforderungen Offener Jugendarbeit hängt wesentlich von der Anzahl und Beschaffenheit der Räume, vom Einsatz zweckmäßiger Bau- und Ausstattungsmaterialien sowie von der farblichen und akustischen Ausgestaltung ab und es steht zu wünschen, dass die vorliegende Publikation dazu beiträgt, einen entsprechend fachlich qualifizierten, dringend nötigen Diskurs zu dieser Thematik in Gang zu bringen.

Literatur

- Steirischer Dachverband der Offenen Jugendarbeit (Hrsg.) (2011): Qualitätshandbuch der Offenen Jugendarbeit Steiermark. Graz. PDF: <http://www.dv-jugend.at/publikationen/oja-steiermark/> (Zugriff: 21.02.2014)
- Steirischer Dachverband der Offenen Jugendarbeit. (Hrsg.) (2013): Leitbild. Graz. PDF: <http://www.dv-jugend.at/organisation/verein/leitbild/> (Zugriff: 22.02.2014)

Die Raumakustik des Jugend- und Kommunikationszentrums JUKO in Köflach.

Bestandsaufnahme und Optimierungsvorschläge

1 Einleitung

Es gibt umfassende Studien zum Thema Schallschutz und Einwirkung von Lärm auf den menschlichen Körper. So ist bekannt, dass Schall zu einer Erhöhung des Blutdrucks, Erweiterung der Pupillen, Beschleunigung der Herzfrequenz und Steigerung des Stoffwechsels führt. Da all diese körperlichen Reaktionen auch bei unbewusster Wahrnehmung auftreten, ist es beinahe unmöglich, sich an Lärm zu gewöhnen. Um bei Nacht Schlafstörungen oder untertags Konzentrationsstörungen zu vermeiden, ist es notwendig, die Lärmeinflüsse zu minimieren oder durch bauliche Maßnahmen die Schalldruckpegel auf ein erträgliches Maß zu reduzieren.

Nun gibt es zwar für Schulen und Kindergärten zu diesem Thema ausführliche Vorschriften und Normen, für Jugendzentren hingegen sind diese Vorgaben nur sehr spärlich vorhanden. Weiters kommt hinzu, dass sich Jugendzentren selten in einem Raum oder Gebäude befinden, die für diesen Verwendungszweck konzipiert wurden. In vielen Fällen werden dafür von der Gemeinde unbenutzte Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt, die nur mit hohem finanziellem Aufwand an die Bedürfnisse eines Jugendzentrums angepasst werden können, was aber in vielen Fällen nur unzureichend – und im Bereich Schallschutz meist gar nicht – passiert. Dementsprechend groß ist dann oftmals auch die Lärmbelastung für die MitarbeiterInnen ebenso wie für die Jugendlichen.

Durch die Vielfältigkeit der verwendeten Räumlichkeiten lassen sich zwar keine Pauschallösungen finden, doch können die akustischen Eigenschaften der jeweiligen Räume sehr wohl durch Messungen erfasst und entsprechend den Messergebnissen an die Bedürfnisse der sich darin aufhaltenden Personen angepasst werden.

Der Steirische Dachverband der Offenen Jugendarbeit, die Fach-, Koordinations- und Servicestelle für ca. 70 Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit in der Steier-

mark, hat sich dieser Problematik im Zuge seines Arbeitsschwerpunkts „Ausstattungsstandards im Handlungsfeld der Offenen Jugendarbeit“ angenommen und ist im Jahr 2012 an die Joanneum Research mit der Bitte herangetreten, für zunächst ein steirisches Jugendzentrum Optimierungsvorschläge zu erarbeiten. Im Wintersemester 2012/2013 wurde dieses Projekt schließlich gemeinsam mit Studierenden der TU Graz bearbeitet.

Auf den folgenden Seiten sollen nun die aus diesem Projekt abgeleiteten Lösungsvorschläge zur Verbesserung der Raumakustik des Jugend- und Kommunikationszentrums JUKO in Köflach (Steiermark) dargestellt werden –für eine ausführliche Beschreibung des gesamten Projekts sei auf das Toningenieurs-Projekt „Bestandsaufnahme und Optimierungsvorschläge für die Raumakustik des steirischen Jugendzentrums Köflach“ (Klammer, 2013) verwiesen, das auch die Basis für diesen Beitrag darstellt.

Ebenso sei hier auch auf die Bachelorarbeit „Akustische Gestaltung von Räumen für die Offene Jugendarbeit“ (Dieterle, 2013) verwiesen – diese Arbeit entstand ebenfalls in Zusammenarbeit mit dem Steirischen Dachverband der Offenen Jugendarbeit und gibt einen guten theoretischen Überblick über die raumakustischen Anforderungen an Jugendzentren.

2 Das Jugend- und Kommunikationszentrum JUKO

2.1 Aktuelle Situation

Ein Hauptproblem des Jugendzentrums JUKO ist die schlechte Raumakustik, da die Räumlichkeiten ursprünglich nicht für die Beherbergung eines Jugendzentrums geplant wurden. Daraus ergibt sich eine Lärmbelastung für die MitarbeiterInnen ebenso wie für die anwesenden Jugendlichen. Einen entscheidenden Anteil daran hat das Spielen am Tischtennistisch und an den Tischfußballtischen. Da die Räume sehr viele verschiedene Anforderungen erfüllen müssen, seien es nun Spielabende, Diskussionsrunden, Filmvorführungen oder Live-Konzerte, liegt das Hauptaugenmerk einer akustischen Optimierung in der Lärmreduktion und der Verbesserung der Sprachverständlichkeit. Hier hat die Nachhallzeit einen entscheidenden Einfluss und muss auf den Verwendungszweck hin optimiert werden. Für Musik wird etwas mehr Nachhall erwünscht, um bei Musikdarbietungen ein Gefühl der Einhüllung zu bekommen, bei Sprache sollte der Nachhall kürzer sein, um eine einwandfreie Verständlichkeit zu gewährleisten.

Das Jugendzentrum Köflach befindet sich im 1. Stock des Gebäudes. Die für die Messung relevanten Räume sind der Veranstaltungsraum und der Cafébereich, in dem sich die Bar befindet. Ursprünglich war das Stockwerk ein einziger großer Raum, der erst im Nachhinein durch Gipskartonwände in die heutige Form gebracht wurde. Wie in Abbildung 1 ersichtlich, grenzen an die linke Seite des Veranstaltungsraumes bzw. des Cafébereiches die Büros der MitarbeiterInnen. Diese sind der Straße zugewandt. Tabelle 1 und Tabelle 2 zeigen die Abmessungen der beiden Räume.

Tabelle 1: Abmessungen des Veranstaltungsraumes

Länge:	15,53 m
Breite:	5,78 m
Raumhöhe:	2,86 m
Fläche:	89,70 m ²
Raumvolumen:	257,00 m ³

Tabelle 2: Abmessungen des Cafébereiches

Länge:	9,19 m
Breite:	7,74 m
Raumhöhe:	2,86 m
Fläche:	71,10 m ²
Raumvolumen:	203,00 m ³

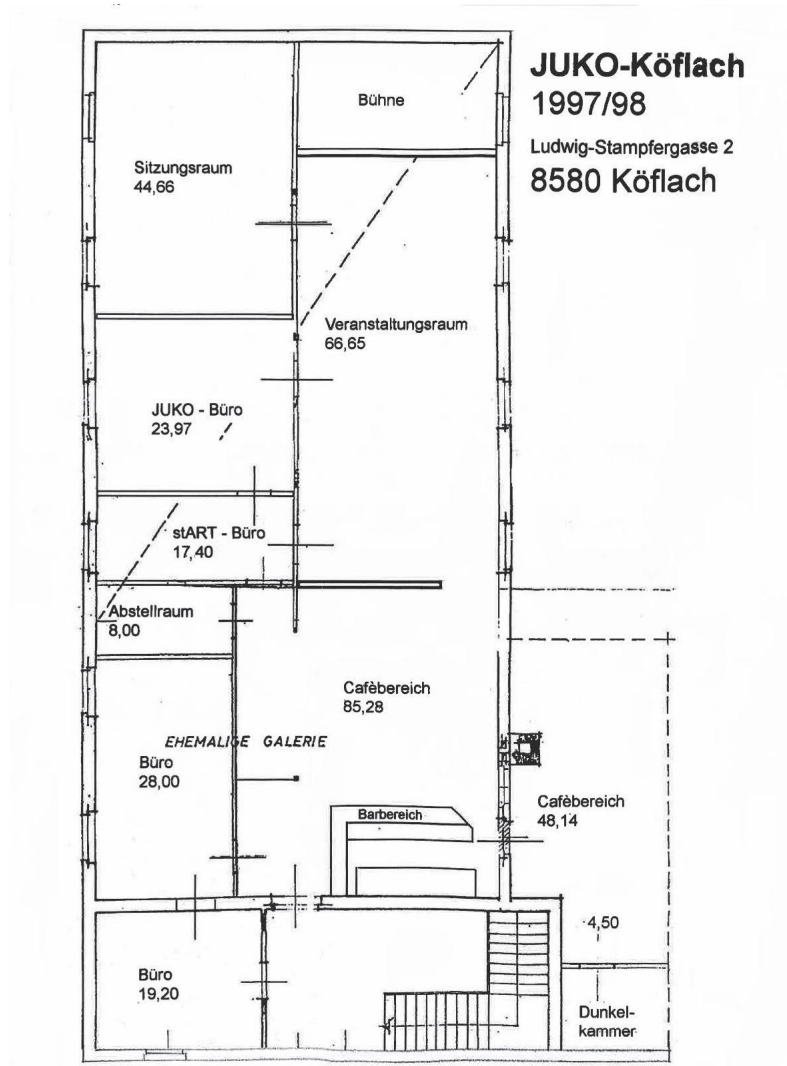


Abbildung 1: Grundriss des Jugendzentrums (Stadtgemeinde Köflach, 2013)

Die Decke ist verputzt und deren Träger sind mit Gipskartonplatten verkleidet. Der Boden besteht aus einem Kunststoffbelag auf Estrich. Die Bühne ($5,78 \times 3,93$ m) im Veranstaltungsraum ist eine 46 cm hohe Holzkonstruktion. Im alltäglichen Betrieb steht davor jedoch eine Leinwand für Filmprojektionen, die den gesamten Querschnitt des Raumes einnimmt. Bei Konzerten wird die Leinwand abgebaut.

Um nun die Räume akustisch verbessern zu können, müssen zuerst die optimalen Werte errechnet werden. Dazu stellt die Literatur auf den jeweiligen Verwendungszweck hin optimierte Formeln zur Verfügung. Einer der wichtigsten Parameter ist dabei die Nachhallzeit.

Für Sprache liegt die optimale Nachhallzeit im Cafébereich bei 0,71 s. Im Veranstaltungsraum liegt sie bei 0,75 s. Für Musik liegt die optimale Nachhallzeit im Veranstaltungsraum bei 1,15 s (Fasold, Veres, 1998, S.139). Wobei hier erwähnt werden sollte, dass sich diese Zeit in erster Linie auf klassische Musikdarbietungen bezieht. Bei klassischen Konzerten liegt der mittlere Schalldruckpegel im mittleren Frequenzbereich in der Regel wesentlich höher als in den tiefen Frequenzen, weshalb auch eine höhere Nachhallzeit in den tiefen Frequenzen erwünscht wird (Cabot, 1979, S.267–284).

Im Falle des Jugendzentrums kann sich diese Anpassung jedoch nachteilig auswirken, da hier in erster Linie elektrisch verstärkte Rock- und Popkonzerte stattfinden. In diesem Musikgenre weist der Schalldruckpegel in den tiefen Frequenzen bereits eine starke Überhöhung auf, weshalb ein zu langer Nachhall hier ein verschwommenes Klangbild erzeugt. Es empfiehlt sich daher, den Veranstaltungsraum auch auf Sprache hin zu optimieren bzw. die absorbierende Wirkung im Bassbereich gezielt zu erhöhen.

2.2 Bestandsaufnahme der Raumakustik

Der nächste Schritt waren die raumakustische Vermessung und die Simulation des Raumes mithilfe der Simulationssoftware CATT-Acoustic™. Diese wurde vom schwedischen Softwareunternehmen CATT (Computer Aided Theatre Technique) entwickelt. Das Programm liefert für einen dreidimensionalen Raum Aussagen über die Nachhallzeit, Schallausbreitung und Hörsamkeit und es lassen sich sämtliche akustische Parameter berechnen. Der Vorteil der Simulation besteht darin, dass man verschiedene Verbesserungsmaßnahmen relativ schnell auf ihren Nutzen testen und miteinander vergleichen kann.

Um jedoch bei der Simulation mit CATT-Acoustic™ aussagekräftige Ergebnisse zu erhalten, ist es notwendig, die Simulation mit der realen Gegebenheit abzugleichen. Bei der dazu nötigen raumakustischen Vermessung wird der Raum mit einem Signal angeregt, die Antwort des Raumes mittels Mikrofon aufgenommen und anschließend daraus die Raumimpulsantwort berechnet. Die Raumimpulsantwort beinhaltet die akustischen Eigenschaften des Raumes und daraus lassen sich in Folge die gewünschten Parameter berechnen.

Für die raumakustische Messung wurde das MLS-Verfahren (Maximum Length Sequence) verwendet, da dieses Verfahren den Vorteil hat, unempfindlich gegenüber Störgeräuschen zu sein. Um den Raum gleichmäßig mit dem Messsignal anregen zu können, wurde ein Dodekaeder-Lautsprecher mit dem dazu passenden Verstärker verwendet. Der Dodekaeder besitzt eine kugelförmige Abstrahlcharakteristik und kann einen hohen Schalldruck erzeugen, sodass ein ausreichend großer Signal-Störabstand vorhanden ist. Das Messsignal wurde über eine externe Soundkarte vom Notebook zum Verstärker geschickt und über den Dodekaeder in den Raum abgestrahlt. In Abbildung 2 ist der schematische Messaufbau dargestellt.¹

In Abbildung 3 sind alle Mikrofon- und Quellpositionen eingezeichnet. Für jede Quellposition wurde an allen Mikrofonpositionen eine Messung durchgeführt. So ergaben sich in Summe 45 Einzelmessungen.

Besonderheiten

- Für die Messung in Quellposition Q1 musste die Leinwand vor der Bühne abgebaut werden, da dies eine Konzertsituation darstellt. Außerdem blieb die Bürotür im Veranstaltungsraum geschlossen.
- Für die Messungen in den Quellpositionen Q2 und Q3 blieb die Leinwand aufgebaut. Die Bürotür blieb während der Messung offen, da dies auch in der Alltagssituation der Fall ist.

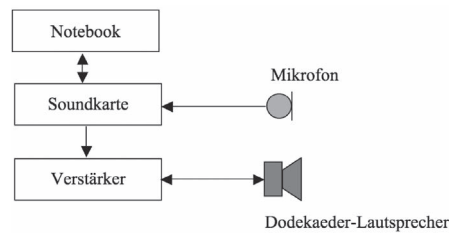


Abbildung 2: Messaufbau

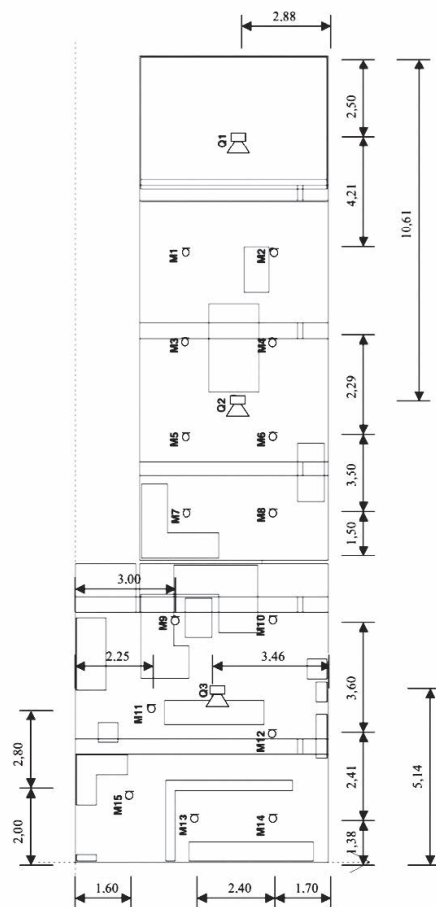


Abbildung 3: Mikrofonpositionen M1 bis M15 und Quellpositionen Q1 bis Q3

¹ Alle Grafiken, sofern nicht anders angegeben: © H. Klammer

2.3 Auswertung der Messergebnisse

Auch wenn zwischen den beiden Räumen keine Tür vorhanden ist, so sorgt die eingebaute Trennwand doch dafür, dass beide Räume eine eigenständige Akustik aufweisen. Daher wurden der Veranstaltungsraum und der Cafébereich für die Auswertung separat betrachtet.

Veranstaltungsraum

Der Veranstaltungsraum ist ein Multifunktionsraum. Im Alltagsbetrieb finden am Tischtennistisch und Tischfußballtisch Spiele und Wettkämpfe statt und es gibt Ausstellungen, Workshops oder auch Filmvorführungen. Mehrmals im Monat finden aber auch Konzerte statt, vorwiegend in den Musikrichtungen Rock, Pop und Metal. Abbildung 4 zeigt die Nachhallzeit im Veranstaltungsraum. Obwohl sich beide Messpunkte im selben Raum befinden, ist die durchschnittliche Nachhallzeit bei Messpunkt Q1 etwas höher als an der Position Q2. Das liegt darin begründet, dass der Messpunkt Q1 die Konzertsituation darstellt, wo die Filmleinwand vor der Bühne abgebaut und auch die Tür zum Büro geschlossen wird. Dadurch nimmt der durchschnittliche Absorptionswert des Raumes ein wenig ab und dem Schall wird weniger Energie entzogen. Als Vergleich dazu kann man sich ein durchschnittliches Wohnzimmer vorstellen, das eine Nachhallzeit von etwa 0,4s hat. Die Berechnung hat jedoch eine optimale Nachhallzeit von 0,75 s ergeben. Es gilt nun, den Absorptionswert des Raumes durch Einbau von Absorbern zu erhöhen, um die Nachhallzeit in den gewünschten Bereich zu bringen.

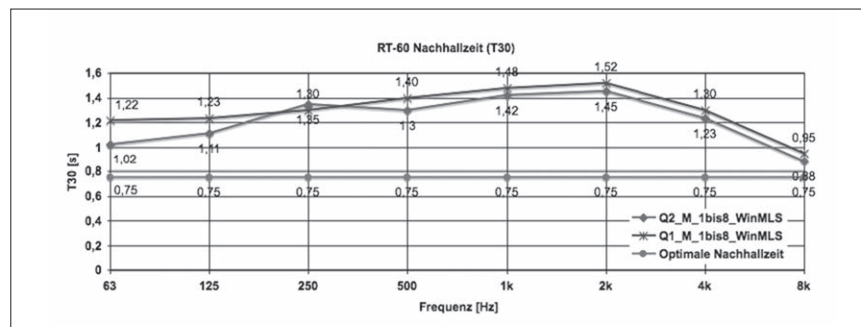
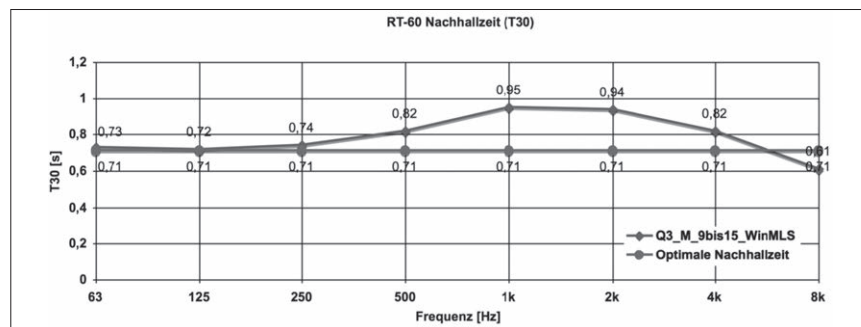


Abbildung 4: Nachhallzeit T_{30} im Veranstaltungsraum

Cafébereich

Abbildung 5 zeigt die Nachhallzeit im Cafébereich. Der Maximalwert der Nachhallzeit liegt bei ca. 0,95 s im Bereich zwischen 1 kHz und 2 kHz. Darunter nähert sie sich der errechneten optimalen Nachhallzeit von 0,71 s bereits sehr gut an. Auch wenn im Cafébereich die Akustik bereits deutlich besser ist als im Veranstaltungsraum, müssen auch hier Verbesserungsmaßnahmen getroffen werden.

Abbildung 5: Nachhallzeit T_{30} im Cafébereich

3 Simulation des bestehenden Raumes

Um bei der Simulation aussagekräftige Ergebnisse zu erhalten, muss der Raum möglichst detailgetreu modelliert werden. Im einfachsten Fall stellt der Architekt dazu 3-D-CAD-Modelle zur Verfügung, aus denen die Koordinatenpunkte direkt in CATT-AcousticTM übernommen werden können.

Im Fall des Jugendzentrums gab es nur wenig Planmaterial, weshalb die Räumlichkeiten bei einer Besichtigung vor Ort händisch vermessen wurden. Dabei wurden auch die Abmessungen und Standorte der Inneneinrichtung berücksichtigt.

In Abbildung 6 sieht man das modulierte 3-D-Modell des gesamten Jugendzentrums mit allen Einrichtungsgegenständen und den Quell- bzw. Mikrofonpositionen. Links im Bild befindet sich der Cafébereich mit den Mikrofonpositionen M9 bis M15 (im Bild mit 09 bis 15 bezeichnet) und der Quelle Q3 und rechts im Bild der Veranstaltungssaal mit den Mikrofonpositionen M1 bis M8 (im Bild mit 01 bis 08 bezeichnet) und den beiden Quellen Q1 und Q2.

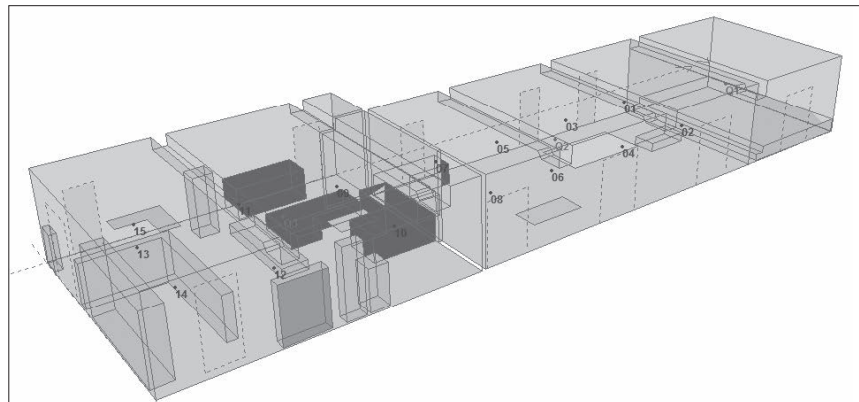


Abbildung 6: 3-D-Ansicht des Cafébereichs und Aufenthaltsraums mit allen Quell- und Mikrofonpositionen

Gewissen Materialien, wie z. B. dem Wandverputz, den Fenstern und Türen und dem Boden, konnten mithilfe der Literatur die passenden Absorptionsgrade zugeordnet werden, da diese Materialien eindeutig identifizierbar und in der Literatur entsprechend beschrieben sind. Bei den Einrichtungsgegenständen, wie z. B. den Couchs, den Regalen oder Spielgeräten, konnte keine exakte Übereinstimmung mit den Angaben in der Literatur gefunden werden, doch konnte durch Variation dieser Werte die genaue Anpassung der Simulation erfolgen.

4 Optimierungsvorschläge

In diesem Kapitel werden zwei aufgrund der Simulation erarbeitete Verbesserungsmaßnahmen dargestellt. Die akustischen Maßnahmen sollen einerseits ihren Zweck erfüllen, andererseits dürfen sie aber den täglichen Betrieb nicht stören. So würde eine von der Decke abgehängte Akustikdecke die Akustik der Räume sehr effektiv verbessern, jedoch würde sich dadurch die lichte Raumhöhe über die gesamte Fläche auf 2,50 m verringern, was einen sehr beengenden Raumeindruck ergeben würde.

Das Ziel der hier vorgeschlagenen akustischen Optimierung ist in beiden Varianten eine Verringerung der Nachhallzeit, um die Lärmbelastung zu verringern und das Wohlbefinden der Anwesenden zu steigern. Dies geschieht durch den zusätzlichen Einbau von Absorbermaterial.

4.1 Variante 1

Bei Variante 1 wird die Decke mit absorbierendem Material versehen, um die Nachhallzeit zu senken. Als Absorber wird ein Pyramidenschaumstoff aus Basotect verwendet. Die Absorberplatten sind in der Größe $100 \times 50 \times 5$ cm im Handel erhältlich

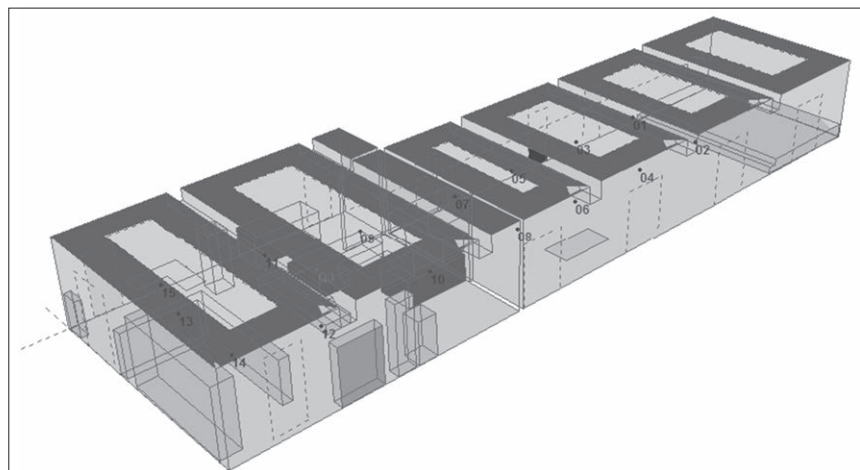


Abbildung 7: Absorberanordnung (dunkelgrau) in Variante 1

und werden, wie in Abbildung 7 dargestellt, jeweils zwischen den Deckenträgern als ein einen Meter breiter Rahmen eingebaut. Die Platten können entweder selbstklebend ausgeführt sein oder werden mittels Kleber an die Decke geklebt. Die gesamte Absorberfläche beträgt dann 104 m².

Abbildung 8 und Abbildung 9 zeigen die Werte für die Nachhallzeiten im Veranstaltungsraum und im Cafébereich. In beiden Bereichen kommt die Nachhallzeit in den Bereich der errechneten optimalen Werte.

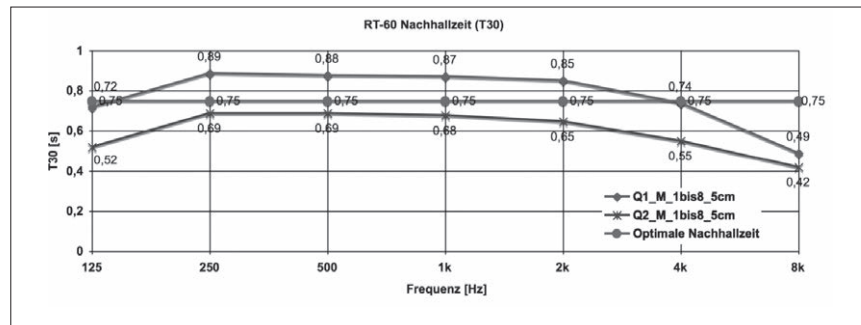


Abbildung 8: Nachhallzeit T_{30} im Veranstaltungsraum für Variante 1

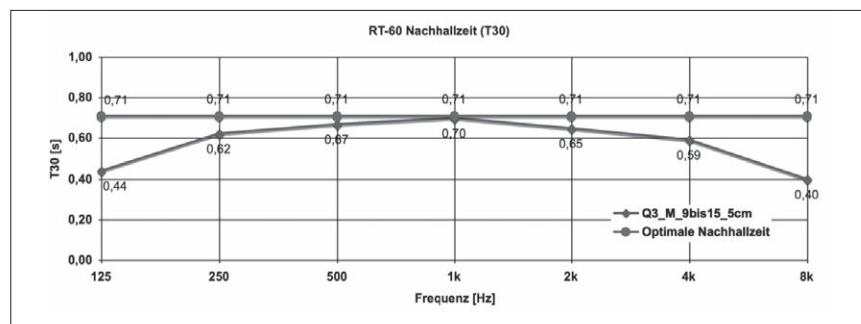


Abbildung 9: Nachhallzeit T_{30} im Cafébereich für Variante 1

Generell lassen sich für die Variante 1 folgende Vor- und Nachteile aufzählen:

Vorteile

- Alle Absorber befinden sich an der Decke und schränken somit den Betrieb nicht ein.
- Der Einbau der Absorber ist einfach und mit wenig Aufwand möglich.

Nachteile

- Die Absorber sind optisch wenig ansprechend und können verschmutzen.
- Kostenintensiv.

4.2 Variante 2

Bei Variante 2 wird als Absorbermaterial Baumwollgewebe (Molton) mit einem Gewicht von 300 g/m^2 verwendet. Der Molton wird zweilagig und gerüscht (100 % Faltung) vor der Wand aufgehängt und bekommt dadurch relativ gute Absorptionseigenschaften.

Abbildung 10 zeigt die Positionen der einzelnen Absorber an. Im Cafébereich wird die Wand hinter den Spielkonsolen und dem Bücherregal mit dem Gewebe über eine Breite von drei Metern verkleidet. Bei der Garderobe dient der Molton über eine Breite von zwei Metern als Raumteiler. Im Veranstaltungsraum wird die Bühne zu drei Seiten mit dem Baumwollstoff eingefasst und die Trennwand zwischen Veranstaltungsraum und Cafébereich hinter der Couch verkleidet. Dies stellt die preisgünstigste Lösung dar.

Bessere Ergebnisse lassen sich mit dem zusätzlichen Einbau von vier Breitband-Kompakt-Absorbern (BKA) der Firma RENZ-Systeme mit den Abmessungen von $150 \times 100 \times 10\text{ cm}$ an der Decke im Veranstaltungsraum erzielen. Im Folgenden wurde die Simulation einmal für den Molton allein und einmal in Kombination mit den Breitband-Kompakt-Absorbern durchgeführt.

Für die 19 Laufmeter an Wandfläche, die mit Molton bedeckt werden, benötigt man bei zweilagiger und gerüschter (ca. doppelte Breite) Aufhängung ca. 76 Laufmeter Molton.

Abbildung 11 und Abbildung 12 zeigen die Nachhallzeiten für den Veranstaltungsraum und den Cafébereich. Der alleinige Einbau von Molton ist zwar eine sehr preisgünstige Lösung, die bereits eine Verbesserung erzielt, jedoch reicht diese Maßnahme noch nicht aus, um im Veranstaltungsraum auf die optimalen Werte zu kommen. Hier empfiehlt sich der zusätzliche Einbau der Breitband-Kompakt-Absorber.

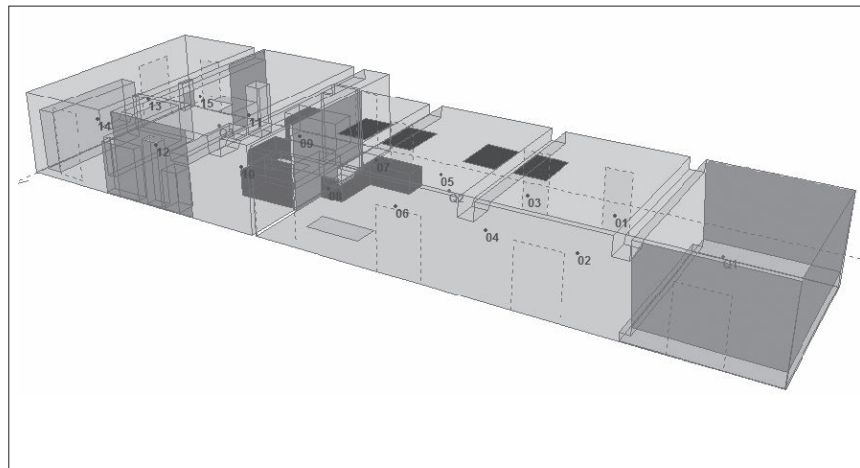
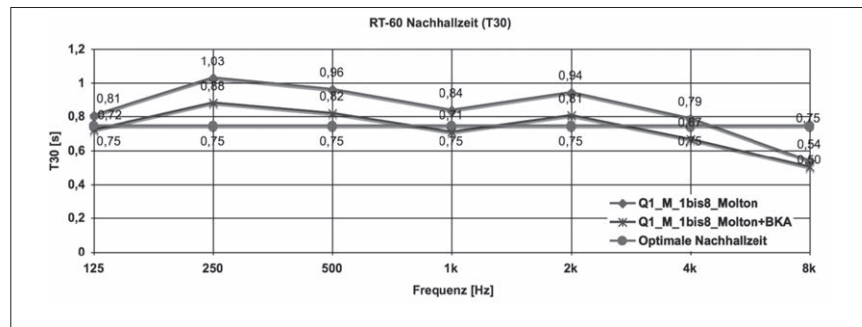
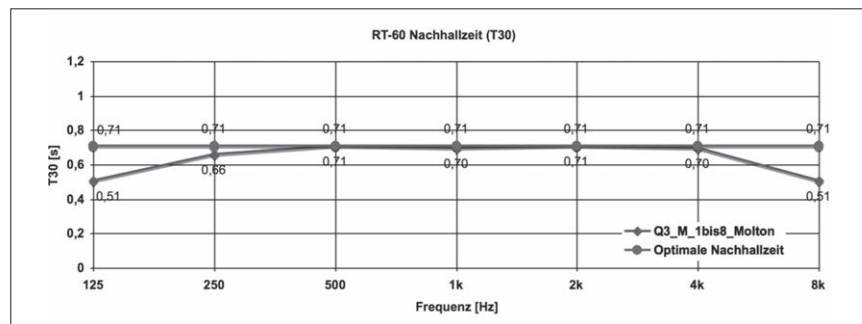


Abbildung 10: Positionen der Absorber für Variante 2 (Molton: dunkelgrau, BKA: schwarz)


Abbildung 11: Nachhallzeit T_{30} im Veranstaltungsraum für Variante 2

Abbildung 12: Nachhallzeit T_{30} im Cafébereich für Variante 2

Im Cafébereich genügt der Molton allein, um über einen großen Frequenzbereich im optimalen Bereich zu sein.

Somit lassen sich folgende Vor- und Nachteile der Variante 2 aufzählen:

Vorteile

- Preisgünstige Lösung, vor allem für den Cafébereich.

Nachteile

- Starke Veränderung des jetzigen Erscheinungsbildes.
- Werte der Nachhallzeit liegen etwas über den optimalen Werten.

5 Kostenschätzung

5.1 Variante 1

Die Tabelle 3 zeigt die Kostenschätzung für die Variante 1 (alle Preise inkl. MwSt.). Für die Schätzung wurden die selbstklebenden Absorberplatten verwendet. Als

Alternative können auch die kostengünstigeren Platten ohne Klebestreifen verwendet werden, jedoch muss hier mit zusätzlichen Kosten für den Kleber gerechnet werden. Plant man für die Montage den Verschnitt der Platten mit ein, so kommt man auf eine Anzahl von 222 Platten.

Tabelle 3: Kostenschätzung für Variante 1

Beschreibung	Anzahl der Platten	Preis/Platte	Einzelkosten
Pyramidenschäum aus Basotect 100 × 50 × 5 cm, hellgrau, klebend	222	€ 15,95	€ 3.540,90
Transportkosten der Absorber	-	-	€ 128,70*
Gesamtkosten	€ 3.669,60		

* Die Transportkosten wurden vom Versandkostenrechner der Homepage des Herstellers ermittelt.

5.2 Variante 2

Die Tabelle 4 zeigt die Kostenschätzung für die Variante 2 (alle Preise inkl. MwSt.). Für die Befestigung des Moltons gibt es verschiedene Möglichkeiten. Hat der Molton Ösen, so kann er direkt mit Haken an die Decke gehängt werden. Für Stoffe ohne Ösen gibt es Clips, mit denen der Molton an Schienensystemen, stabilen Vorhangstangen oder Haken aufgehängt werden kann.

Tabelle 4: Kostenschätzung für Variante 2

Beschreibung	Menge	Preis/Absorber	Preis/lfm	Einzelkosten
Breitband-Kompakt-Absorber 150 × 100 × 10 cm	4 Stück	€ 371,00	-	€ 1.484,00*
Transportkosten der BKA	-	-	-	€ 957,00*
Molton 300 g/m ²	76 lfm	-	ca. € 8,70	€ 661,20
Molton-Befestigung	-	-	-	ca. € 150,00
Gesamtkosten	€ 3.252,20			

* Die Kosten basieren auf einem Angebot der Firma RENZ-Systeme.

6 Zusammenfassung und Ausblick

Im Zuge dieses Projekts wurde im Jugend- und Kommunikationszentrum JUKO in Köflach zunächst mittels raumakustischer Messung eine Bestandsaufnahme durchgeführt und anschließend wurden mit CATT-Acoustic™ zwei verschiedene Verbesserungsvarianten simuliert.

Wie die Simulationen gezeigt haben, ist es möglich, mit relativ wenig Aufwand eine deutliche Verbesserung der Raumakustik zu erzielen. Je nach finanziellen Gegebenheiten lassen sich unterschiedliche Varianten realisieren, durch die alle relevanten raumakustischen Gütemaße in einen optimalen Bereich gebracht werden können.

Vor allem die Akustik des Veranstaltungsraumes wird durch die Maßnahmen deutlich verbessert: Es lässt sich eine wesentlich höhere Sprachverständlichkeit erwarten und auch die Belastung der anwesenden Personen durch Lärm wird sich verringern.

Für den Einbau der Absorber ist kein Fachpersonal vonnöten, er kann auch von den Jugendlichen im Zuge eines Projektes selbst durchgeführt werden, wodurch Montagekosten gespart werden können und den Jugendlichen ein Einblick in den raumakustischen Gestaltungsprozess gegeben wird.

Als Abschluss sind hier noch allgemeine Verbesserungsvorschläge aufgezählt, um die Beeinträchtigung durch Lärm so gering wie möglich zu halten:

- Schlecht schließende Fenster und Türen stellen ein großes Problem in der Vermeidung von Schallemission dar. Bereits eine Schlitzfläche von nur 1 cm^2 , was einem Schlitz von 0,2 mm Breite und 50 cm Länge entspricht, vermindert die Schalldämmung um 3 dB. Abhilfe schaffen hier elastische Dichtungen, die in die Schließfugen eingebracht werden (Fasold, Veres, 1998).
- Die Aufstellung der Lautsprecher in den Ecken des Raumes kann zu einer Überhöhung im Bassbereich von bis zu 9 dB führen, was sich durch unangenehmes Dröhnen bemerkbar machen kann. Eine gezielte Absenkung des Bassbereiches kann hier Abhilfe schaffen und den Schallpegel verringern.

Von dem besonders bei Jugendmusikgruppen beliebten Anbringen von Eierkartons an den Wänden (z. B. des Proberaumes) zum Zwecke des kostengünstigen Schallschutzes sei, wie Sengpiel (2013) zeigte, ausdrücklich abgeraten, da die Eierkartons aus leicht entzündbarem Material bestehen und bereits durch eine Zigarette in Brand geraten können. Zudem wäre auch der akustische Nutzen gering, da unterhalb von 500 Hz keine Absorption stattfindet und es im Bereich um 1 kHz einen starken Einbruch in der Absorptionskennlinie gibt.

Literaturverzeichnis

- Cabot R. C. (April 1979). *Sound levels and spectra of rock-music*. Journal der Audio Engineering Society.
- Dieterle H. (2013). *Akustische Gestaltung von Räumen für die Offene Jugendarbeit*, Bachelorarbeit, Institut für Signalverarbeitung und Sprachkommunikation, Technische Universität Graz.
- Gregorz, K. (2012): *Ausstattungsstandards in der Offenen Jugendarbeit*. In: Steirischer Dachverband der Offenen Jugendarbeit (Hrsg.): *Qualitätshandbuch für die Offene Jugendarbeit Steiermark*. Graz. PDF: <http://www.dv-jugend.at/publikationen/oja-steiermark/> (Zugriff: 21.02.2014)
- Fasold W., Veres E. (1998). *Schallschutz und Raumakustik in der Praxis: Planungsbeispiele und konstruktive Lösungen*. Verlag für Bauwesen. Berlin.
- Klammer, H. (2013). *Vermessung und Erarbeitung von Optimierungsvorschlägen für die Raumakustik eines steirischen Jugendzentrums*, Toningenieurs-Projekt, Institut für Signalverarbeitung und Sprachkommunikation, Technische Universität Graz.
- Sengpiel E. (Februar 2013). *Eierkartons zur „preisgünstigen“ Verbesserung der Akustik? Nein danke*. www.sengpielaudio.com/Eierkartons.pdf. (Zugriff: 21.02.2014)

Was kann Offene Kinder- und Jugendarbeit von der Raumgestaltung in Kindertagesstätten lernen?

1 Grundlegendes zu Mensch und Raum

„Der Raum spricht Denken, Fühlen und Wollen an. [...] Der gestaltete Raum wird vom Denken in seiner Bedeutung gelesen, vom Fühlen in seiner Stimmung, seiner Anmutung erfasst und vom Wollen in seinen Handlungsmöglichkeiten erfahren“ (Schneider (ohne Jahresangabe), zitiert nach Rodeck, Mahnke & Meerwein, 2002, S. 56).

Diese Raumwirkung soll als Ausgangspunkt für den folgenden Artikel gelten. Um eine nutzerfreundliche Raumgestaltung zu schaffen, ist es unabdingbar, sich vorab mit eben dieser auseinanderzusetzen. Daher ist das erste Kapitel zunächst der Mensch-Raum-Beziehung zu widmen. Die sich anschließende architekturpsychologische Betrachtung der Räume für Kinder und Jugendliche ist mit der Zielsetzung verbunden, die Anforderungen an diese Räumlichkeiten klar zu eruieren, um im darauffolgenden Abschnitt, ausgehend von der funktions- und bedürfnisorientierten Raumgestaltung einer Kindertagesstätte, Anregungen für eine nutzeradäquate Gestaltung der Räumlichkeiten der Offenen Kinder- und Jugendarbeit zu geben.

1.1 Die Wechselbeziehung zwischen Mensch und Raum

Der Mensch ist durchwegs von Räumen materieller oder immaterieller Art umgeben. Dadurch findet seine Entwicklung in ständigem Austausch mit seiner räumlichen Umgebung statt und ist von der fortwährenden Anpassung an diese Bezugsgröße geprägt. Innerhalb dieser bestehenden Beziehung zwischen Mensch und Raum wohnen Letzterem eine zweckgerichtete, eine gestalterische und eine geistige Funktion inne. Während die Zweckfunktion des Raumes die praktischen Ansprüche, wie beispielsweise Gesundheitsverträglichkeit, beinhaltet, umfasst die Gestaltungsfunktion alle entstehenden Sinneswahrnehmungen und damit verbundenen Emotionen.

Diese lassen eine Anmutungsqualität und einen Aufforderungscharakter des Raumes entstehen, welche darüber entscheiden, ob der/die NutzerIn den Raum annimmt oder abstößt. Indem im dritten Schritt metaphysische Verknüpfungen hergestellt und Vorstellungen ausgelöst werden, wächst die geistige Funktion des Raumes über die beiden ersten hinaus. Da diese Wirkung des Raumes stets durch die subjektiven Reaktionen des Individuums bestimmt wird, ist die Beeinflussung zwischen Mensch und Raum als wechselseitig zu bezeichnen. Inwieweit diese Einflussnahme der räumlichen Umgebung auf den Menschen als förderlich oder eher behindernd eingestuft werden kann, steht folglich in Abhängigkeit zur Raumgestaltung, -anmutung und -symbolik. Sie entscheiden, wie ein/e NutzerIn sich verhält, ob er sich in einem Raum wohlfühlt und sich mit diesem identifiziert (Rodeck et al., 2002, S. 56 ff.; Dahinden, 2005, S. 21, 68 f.; Takahashi, 2000, S. 230).

Bei der Identifikation mit einem Raum spielt auch die sogenannte Aneignung eine elementare Rolle. Durch Aneignungsprozesse kann das Individuum aktiv sein Bedürfnis nach Umweltkontrolle stillen. Diese Prozesse sind interaktiver Natur. Indem der Mensch im und am angeeigneten Raum wirkt, wird dieser mit individueller Bedeutsamkeit geladen (Walden, 1998, S. 63). „Ergebnis dieser Veränderung ist eine neue Identität des Raums: Es ist nicht mehr irgendein Raum, sondern mein (unser...) Raum“ (Rump & Richter, 2008, S. 304).

1.2 Der architekturpsychologische Zugang

Die Architekturpsychologie repräsentiert ein Teilgebiet der Umweltpsychologie und stellt eine der jüngsten Disziplinen der Psychologie dar (Leising, 2002, S. 34). Sie versteht es, sich die gegenseitige Wechselbeziehung zwischen Mensch und Raum zunutze zu machen. Per Definition untersucht die Architekturpsychologie das „Erleben und Verhalten des Menschen in gebauten Umwelten“ (Richter, 2008, S. 21). Während bei interdisziplinärer Betrachtung von menschlichem Erleben und Verhalten neben kognitiven, emotionalen und sinnästhetischen Vorgängen auch passive und unbewusste Prozesse berücksichtigt werden, umschließt die Begrifflichkeit „gebaute Umwelt“ sowohl die soziale als auch die physische Umwelt (ebd.; Walden & Schmitz, 1999, S. 14).

Ziel dieser Beobachtungen ist es, durch die erlangten Erkenntnisse, die Architektur stärker an den individuellen Bedürfnissen der jeweiligen NutzerInnen zu orientieren, sodass die bebaute Umwelt nicht nur ihrem Funktionsaspekt gerecht wird, sondern auch die Gestaltungsfunktion und die geistige Funktion des Raumes auf das Wohlbefinden der NutzerInnen ausgerichtet ist (Leising, 2002, S. 34 ff.).

2 Räume für Kinder und Jugendliche aus architekturpsychologischer Sicht

In den Fokus der soeben beschriebenen Beobachtungen werden nun die Räume der Kindertagesstätte und die Räume der Offenen Kinder- und Jugendarbeit gestellt. Es gilt herauszufinden, welchen benutzerspezifischen Aufgaben und Bedürfnissen diese gewachsen sein sollen. Im sich anschließenden Abgleich werden im Hinblick auf die Empfehlungen zur Raumgestaltung Gemeinsamkeiten herausgestellt.

2.1 Die Kindertagesstätte

Da die Begrifflichkeit der Kindertagesstätte laut Definition die Betreuung von Kindern im Krippe- bis hin zum Hortalter umschließen kann, ist hier festzuhalten, dass sich die folgende Bedürfnisanalyse¹ auf den Krippe- und Kindergartenbereich, d.h. Kinder zwischen sechs Monaten und sechs Jahren, konzentriert.

2.1.1 Bildungs- und entwicklungsrelevante Aufgaben der Kindertagesstätte

Auf die Frage nach bildungs- und entwicklungsrelevanten Aufgaben einer Kita, deren Umsetzung durch ihre Räumlichkeiten unterstützt werden soll, sieht das Sozialgesetzbuch unter § 22 Abschnitt 3 ganz konkret folgende „Grundsätze der Förderung von Kindern in Tageseinrichtungen“ vor:

- „1. In Kindergärten, Horten und anderen Einrichtungen, in denen sich Kinder für einen Teil des Tages oder ganztags aufhalten (Tageseinrichtungen), soll die Entwicklung des Kindes zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit gefördert werden.
2. Die Aufgabe umfasst die Betreuung, die Bildung und Erziehung des Kindes. Das Leistungsangebot soll sich pädagogisch und organisatorisch an den Bedürfnissen der Kinder und ihren Familien orientieren.
3. Bei der Wahrnehmung ihrer Aufgaben sollen die in den Einrichtungen tätigen Fachkräfte und anderen Mitarbeiter mit den Erziehungsberechtigten zum Wohl der Kinder zusammenarbeiten. Die Erziehungsberechtigten sind an den Entscheidungen in wesentlichen Angelegenheiten der Tageseinrichtung zu beteiligen“ (Sozialgesetzbuch, Kinder- und Jugendhilfegesetz, 2005).

Aufbauend auf diesem formulierten Betreuung- und Bildungsauftrag der Kindertagesstätte gilt es nun, die entwicklungsspezifischen Herausforderungen im Bereich der

¹ Es ist wichtig zu vermerken, dass hierbei die lebenserhaltenden Bedürfnisse als vorausgesetzt angesehen werden.

sozio-emotionalen, der kognitiven und der motorischen Entwicklung des Vorschulkindes zu beleuchten.

Im sozio-emotionalen Bereich spielt für die Persönlichkeitsentwicklung besonders die Ausbildung des Selbstwertgefühls und der Selbstkontrolle sowie die Förderung der Kommunikation eine entscheidende Rolle. Dabei können nicht nur durch die sozialen Beziehungen innerhalb der Einrichtung, sondern auch durch die räumlichen Beziehungen Individualitäts- und Kompetenzerfahrungen ermöglicht werden.

Im kognitiven Bereich hingegen ist neben dem logischen Denken, der Kreativität und dem Problemlösen auch die Aufmerksamkeit zu unterstützen. Dazu sind den Kindern durch die Kita-Umwelt Gelegenheiten zum Kategorisieren, Sortieren, In-Beziehung-Setzen, freien Gestalten und Spielen bereitzustellen und entsprechend ihrem Aktivitätsniveau räumlich einzubetten (Petmecky, 2006, S. 88f.).

Zur Begünstigung der motorischen Entwicklung der kindlichen NutzerInnen einer Kita ist das Schaffen von Motivation und differenzierten Bewegungsanlässen maßgeblich, sodass für alle Altersgruppen neue Herausforderungen bereitgehalten werden. Dadurch ergibt sich eine regelmäßige Übung, die durch die bessere Selbsteinschätzung nicht nur der Steigerung des Selbstbewusstseins dient, sondern auch eine Unfallprophylaxe darstellt. Insbesondere für die Entfaltung der Grobmotorik bietet sich auch die Nutzung des Außenbereichs an (ebd.).

2.1.2 Elementare Bedürfnisse der NutzerInnen einer Kindertagesstätte

Der Begriff Bedürfnis als „Bewältigungsverlangen zur Beseitigung einer Unzulänglichkeit“ (Walden & Kosica, 2011, S. 52) und „Basis für Bewahrung und Entwicklung des menschlichen Individuums“ (ebd.) ist bei einer architekturpsychologischen Betrachtung von zentraler Bedeutung, denn gerade die Befriedigung dieser Bedürfnisse gewährleistet die Nutzerorientierung von gebauten Umwelten. Für die Nutzergruppe der Kita sind in Anlehnung an Antje Flade (Walden & Schmitz 1999, S. 34 ff.) die Bedürfnisse nach Sicherheit, Selbstständigkeit, Aneignung, Interaktion, Bewegung sowie nach Rückzug und Privatheit als elementar zu bezeichnen.

Hierbei bedeutet *Sicherheit* für die Kinder in erster Linie eine gewisse Verlässlichkeit in der sie umgebenden Struktur. Neben einer gefestigten Bindung zu den ErzieherInnen kann diese Sicherheit auch durch eine zuverlässige und nachvollziehbare Raumordnung gegeben werden. Gerade eine klar funktionsgeleitete Anordnung gibt den Kindern die nötige Basis, um ihrem Explorationsdrang zu folgen (Franz, 2005, S. 16; Vollmert, 2005, S. 11).

Vor dem Hintergrund dieser gewonnenen Sicherheit ist dem Kind auch eine wichtige Voraussetzung zur Befriedigung seines Wunsches nach *Selbstständigkeit* gegeben. Unterstützt durch geeignete Orientierungshilfen und den kindlichen Maßstab, sind das eigenständige Zurechtfinden und freie Agieren in der Einrichtung für die Kinder zu erleichtern und die Persönlichkeitsentwicklung zu fördern (Walden & Schmitz, 1999, S. 38 f.; Olds, 2000, S. 10).

Eng damit verbunden ist der *Aneignungsprozess*, in welchem das kindliche Verlangen nach Umweltkontrolle seine Befriedigung findet. Da dieser sowohl von der intrinsischen Motivation des Kindes als auch dessen Aktivität abhängig ist, setzt er ein hohes Maß an Sicherheit und Selbstständigkeit voraus. Als zentrales Mittel der Aneignung haben sich sowohl die *Bewegung* als auch das kindliche Spiel gezeigt. Die Bewegung wird somit nicht nur ihrer gesundheitsfördernden und katalysierenden Funktion gerecht, sondern unterstützt auch die Selbstermächtigung der kindlichen NutzerInnen (Franz, 2005, S. 14f.; Senckel, 2004, S. 74). Im Spiel gelingt es den Kindern, die Welt auf experimentelle Art zu erforschen, sich mit sozialen Rollen auseinanderzusetzen und sich Problemen zu stellen, wodurch sie eigeninitiativ ihre Entwicklung antreiben (Walden & Schmitz, 1999, S. 44; Senckel, 2004, S. 22; Gründler, 2000, S. 21 f.).

Übung in Kommunikation und *Interaktion* gewinnen die Kinder allerdings am besten im direkten Kontakt mit anderen Kindern. Hier lernen sie, wie man sich in einem sozialen Gefüge verhält, sie erleben Grundzüge des „Nehmens und Gebens“ (Sroufe, 1997, S. 15), erfahren, was es bedeutet, gemeinsam etwas zu tun, und lernen, sich in andere hineinzuversetzen.

Ebenso wertvoll wie das gemeinsame Tun ist allerdings auch die Möglichkeit, sich von den anderen zurückzuziehen und seine *Privatheit*, d.h. die „Kontrolle über interpersonale Grenzen und Beziehungen“ (Petmecky, 2006, S. 88), zu genießen.

Insbesondere beim letzten Punkt ist es wichtig, zu erwähnen, dass neben den Bedürfnissen der kindlichen NutzerInnen ebenso die Bedürfnisse der erwachsenen NutzerInnen berücksichtigt werden müssen. Auch sie brauchen geeignete Rückzugsmöglichkeiten und im Laufe des Arbeitstages eine adäquate Einrichtung und Ausstattung. Neben den ErzieherInnen gehören auch Erziehungsberechtigte zu den aktiven NutzerInnen der Einrichtung, die im regen Austausch gemeinsam für das Wohl der Kinder Sorge tragen sollen. Auch hierfür sind nutzerfreundliche Voraussetzungen in der Kita zu schaffen. Die bewährteste Form, diese Wünsche und Anliegen gemeinsam mit TrägerIn und ArchitektIn zu besprechen und einzubringen, ist eine Partizipation aller Beteiligten bei der Planung der Einrichtung. Dies gewährleistet nicht nur eine hohe Bedürfnisorientierung, sondern erleichtert und verstärkt die Aneignung der Kita in besonderem Maße (Walden & Schmitz, 1999, S. 47 ff.).

2.2 Räume der Offenen Kinder- und Jugendarbeit (OKJA)

Da die OKJA ein besonders weit gefächertes Feld ist, deren NutzerInnen sich über eine breite Altersspanne erstrecken, stellt es eine große Herausforderung dar, die Gesamtheit ihrer Tätigkeitsfelder und die Komplexität aller relevanten Entwicklungsaufgaben zu untersuchen. Um die eher funktionsorientierten Aufgaben der OKJA zu beschreiben, die für die spätere Raumgestaltung von Belang sind, wurden für die anschließende Betrachtung neben den Zielen der OKJA Arbeitsprinzipien herangezogen, die für deren Erreichen entscheidend sind.

2.2.1 Ziele und Arbeitsprinzipien der OKJA

Die OKJA sieht ihren Auftrag nicht nur im bildenden und kulturellen Bereich, sondern zählt auch die soziale Arbeit und die Gesundheitsförderung zu ihren Aufgaben. Konkret schlägt sich dies in folgenden Zielschwerpunkten nieder: Persönlichkeitsentwicklung, Handlungskompetenz, Identitätsentwicklung sowie gesellschaftliche Teilhabe und Engagement.

Zur Reifung der *Persönlichkeit* werden ganzheitliche Stärken in Form von personalen, sozialen, kulturellen, politischen, interkulturellen und Gender-Kompetenzen angestrebt. *Handlungskompetenz* und damit die Befähigung, eigenverantwortlich handeln zu können, wird durch die Bereitstellung von Wissen einerseits und Vermittlung über Verarbeitungsstrategien andererseits angeregt. Zur Unterstützung der *Identitätsentwicklung* dienen die rege Interaktion mit Gleichaltrigen und das Zulassen von Selbstständigkeit. Dabei ist es aber wichtig, nicht nur Verantwortung für sich selbst zu übernehmen, sondern auch für andere. Deshalb wird auch die *gesellschaftliche Teilhabe* sowie das *gesellschaftliche Engagement* betont. „Zivilgesellschaftliches Handeln, gesellschaftliche Mitbestimmung und Mitverantwortung zählen zu den elementaren Zielen der OKJA“ (BiR, 2008, S. 10; bOJA, 2011, S. 16f.).

Zur erfolgreichen Umsetzung der genannten Ziele werden verschiedene Handlungsstrategien herangezogen, die je nach Ziel und Arbeitsfeld spezifiziert werden müssen. Die weitere Betrachtung stützt sich auf die folgenden sieben Grundprinzipien der OKJA:

Das Prinzip der Offenheit

Dieser Offenheitsbegriff umschließt sowohl die Zielgruppen und die Angebote als auch die Ergebnisse. D.h.: „Die Angebote der OKJA stehen allen jungen Menschen, unabhängig von Beitritts-, Mitgliedschafts-, konfessionellen und anderen längerfristigen sowie weitgehenden Verpflichtungen offen“ (BjR, 2008, S. 11). Gleiches gilt für die Angebote und die Ergebnisse, die den NutzerInnen Handlungsspielraum und Flexibilität ermöglichen sollen.

Das Prinzip der Freiwilligkeit

Als Grundbedingung der OKJA legt diese Arbeitsmaxime die vollständige Entscheidungsgewalt in die Hände der kindlichen bzw. jugendlichen NutzerInnen. Wichtig ist es hierbei, ausreichend Anregung und Motivation auf Seiten dieser zu schaffen.

Das Prinzip der Niederschwelligkeit

Hier gilt das Gebot, dass die Zugangsvoraussetzungen und die Erreichbarkeit der Angebote für alle leicht zu ermöglichen sind, ohne an gewisse Vorbedingungen geknüpft zu sein.

Prinzip der Beziehungskontinuität

In der OKJA bietet sich damit die Gelegenheit, den kindlichen und jugendlichen NutzerInnen der Einrichtung ihre Grenzen klar aufzuzeigen und auch Strafen auszusprechen, aber dennoch unterstützende Hilfe auf der Suche nach Verhaltensvariationen zu sein.

Das Prinzip der Lebenswelt- und Sozialraumorientierung

Hier wird die zentrale Stellung jedes/r Einzelnen betont. Die individuellen Wünsche und Anliegen werden angenommen. Jede/r NutzerIn wird auch im Kontext seines/ihrer familiären oder kulturellen Hintergrundes und Kontextes wahrgenommen und wertgeschätzt.

Das Prinzip der Partizipation und Selbstverwaltung

Dieser Grundsatz erteilt den Kindern und Jugendlichen laut Zinser (2005; zitiert nach Winkhofer, 2000, S. 31)

„... die Berechtigung zur Einmischung: Das bedeutet [...] Kinder und Jugendliche haben das Recht zur *Mitsprache*: d.h. ihre Stimme zu erheben und die eigene Meinung auszudrücken; zur *Mitwirkung*: in Aushandlungsprozessen mit EntscheidungsträgerInnen einzutreten und ihre Lebenswelten aktiv und kreativ zu gestalten und zur *Mitbestimmung*: als gleichberechtigte EntscheidungspartnerInnen von Erwachsenen zu agieren.“

Das Prinzip der Geschlechtsgerechtigkeit

Durch dieses Arbeitsprinzip begegnet die OKJA den unterschiedlichen Wünschen und Bedürfnissen von Mädchen und Jungen. „Geschlechtssensibles Arbeiten als Methode und darauf basierende fachliche Angebote sollen zur Geschlechterdemokratie [...] beitragen“ (bOJA, 2011, S. 21). Wodurch Vorurteile abgebaut werden und die Entwicklung einer selbstbestimmten Geschlechtsidentität begünstigt wird (BiR, 2008, S. 11 ff.; bOJA, 2011, S. 18 ff.).

2.2.2 Bedürfnisse der NutzerInnen

Bei näherer Auseinandersetzung mit den Arbeitsprinzipien der OKJA lassen sich erste zugrunde liegende Bedürfnisse der NutzerInnen erkennen, auf welche sich die genannten Grundsätze beziehen und reagieren.

So knüpfen die Prinzipien der Offenheit und Freiwilligkeit an das Bedürfnis der *Selbstbestimmung* der Kinder und Jugendlichen an. Sie möchten eigenständig Entscheidungen treffen und ihrer Umwelt mündig entgegentreten. Des Weiteren wird hier dem Bedürfnis nach einem *Zufluchtsort* oder dem Wunsch nach einem Rückzugsort begegnet, an dem alles kann, aber nichts muss. Eine solche Oase entspricht, verbunden mit dem Prinzip der Beziehungskontinuität, obendrein dem Bedürfnis nach *Sicherheit*.

Dem Prinzip der Lebenswelt- und Sozialraumorientierung wohnt hingegen das Verlangen nach *Wertschätzung* inne, indem die Kinder und Jugendlichen sich selbst als bedeutend erfahren, steigert dies nicht nur das Selbstbewusstsein, sondern unterstützt auch die Aneignung der Einrichtung. In die gleiche Richtung wirkt auch das Prinzip der Partizipation. Durch das aktive Mitwirken und Beeinflussen ihrer Umwelt wird dies nicht nur dem bereits beschriebenen Bedürfnis nach *Selbstbestimmung* gerecht, sondern stärkt das Selbstwertgefühl und erleichtert den Aneignungsprozess.

Ergänzend dazu kann grundsätzlich davon ausgegangen werden, dass der Wunsch nach *Interaktion mit anderen* bei dem Besuch einer Einrichtung der OKJA ebenso eine entscheidende Rolle spielt.

Das Prinzip der Geschlechtergerechtigkeit reagiert des Weiteren auf die ihm zugrunde liegenden geschlechtsspezifischen Bedürfnisse, beispielsweise wollen Mädchen „Räume, die ihnen gefallen [...], Platz für ihre Vorlieben, sie wollen mit Jungen zusammen sein, ohne per se einen Gaststatus zu haben, sie wollen sich ungestört mit Freundinnen treffen“ (Graff, 2005, S. 61).

2.3 Zusammenfassung

Sind bei den kindlichen NutzerInnen einer Kindertagesstätte noch schwerpunktmäßig elementare Entwicklungsaufgaben auf den Weg zu bringen und zu fördern, stehen bei der Arbeit in einer Einrichtung der OKJA das Darbieten von Angeboten und der direkte Austausch mit den Kinder und Jugendlichen im Vordergrund. Während die Räumlichkeiten der beiden Vertreter hierbei unterschiedlichen Ansprüchen gerecht werden müssen, zeigen sich bei den Bedürfnissen der jeweiligen Nutzergruppen durchaus starke Überschneidungen. Denn obwohl sie in den jeweiligen Einrichtungsformen sicherlich über eine ganz unterschiedliche Qualität und Komplexität verfügen, tauchen die Wünsche nach Selbstbestimmung und Partizipation, nach Kontakt mit anderen, nach Sicherheit und Wertschätzung sowie Rückzug auf beiden Seiten auf. Ergänzt werden diese Bedürfnisse durch geschlechtsspezifische Aspekte auf der Seite der OKJA. Da die Berücksichtigung dieser Belange gleichsam die Aneignung der Umwelt verstärkt, sind sie unabdingbar für den Wohlfühlfaktor einer räumlichen Umwelt.

3 Tipps zum Neu- und Umbau einer bedürfnisorientierten Raumgestaltung für Kinder und Jugendliche

Die vorangegangenen theoretischen Überlegungen sollten bei der Raumgestaltung für Kinder und Jugendliche berücksichtigt werden. Folglich sind in der räumlichen Umsetzung mittels raumbildender Elemente funktionelle Ansprüche zu erfüllen und durch das Befriedigen der nutzereigenen Bedürfnisse für Wohlbefinden zu sorgen. Ausgehend von der Raumgestaltung von Kindertagesstätten werden dabei Gestaltungsvorschläge gegeben, die auch in Räumen der OKJA umgesetzt werden können.

3.1 Einsatz von Farbe

Bereits bei der Wahl der Farbgebung können die NutzerInnen der Kindertagesstätte wie auch der jeweiligen Einrichtung der OKJA beteiligt bzw. partizipiert werden. Durch die Mitbestimmung werden nicht nur eigene Vorlieben wertgeschätzt, sondern es wird auch dem Wunsch nach Selbstbestimmung entsprochen, was die Annahme des Raumes unterstützt. Hinsichtlich des Gefühls der „Nestwärme“, d.h. des Sich-geborgen- und -sicher-Fühlens, hat sich eine harmonische Farbgebung bewährt. Hierbei können sich vor dem Hintergrund eines eher zurückhaltenden Grundtons, wie beispielsweise einem leichten Gelbton, Farbakzente deutlich abheben. Für solche Farbtupfer bieten sich kräftige Farben und der Einsatz von Farbkontrasten an. Mithilfe dieser Farbpulse können im Gruppenraum bzw. im Offenen Bereich sowohl Zusammenhänge geschaffen als auch eine gezielte Betonung einzelner Raumelemente vorgenommen werden. In den Räumen der Kita können auf diese Weise die Funktionsweise von Türrahmen und -blatt verdeutlicht, aber auch Handläufe oder Treppenabsätze gekennzeichnet werden. Ähnlich könnte durch farbliche Betonungen auch in Räumlichkeiten der OKJA die Aufmerksamkeit auf Ankündigungen oder neue Angebote gelenkt werden. Diese Orientierungshilfen dienen einer besseren Strukturiertheit des Raumes und vermitteln dessen NutzerInnen dadurch Sicherheit. Dies trifft auch auf die Unterteilung des Gruppenraums oder des Offenen Bereichs in verschiedene Funktionszonen zu. Hier bewirkt eine funktionsbedingte Farbgebung eine klare Raumordnung. Kindern und Jugendlichen werden auf diese Weise die Orientierung und damit das selbstständige Nutzen der Umwelt erleichtert.

Bei einem solchen bereichsspezifischen Farbeinsatz ist vorab die jeweilige Farbwirkung² zu beachten. So gilt Gelb als Farbe der Kommunikation und versprüht Freundlichkeit, wohingegen sich für gemütliche Kuschel- und Rückzugsecken eher dunkel und warm wirkende Farben oder Erdtöne anbieten, die eine gewisse Höhlenanmutung vermitteln. Für Bereiche, in denen allerdings wirklich Ruhe und Entspannung ermöglicht werden sollen, empfiehlt sich eher eine abgestimmte Farbgebung in einem hellen Gelb- oder Pastellton. Dabei sind keine Farbakzente erwünscht, da sie die Raumatmosphäre beleben und dadurch Aufmerksamkeit bündeln, die im Falle einer Erholungspause ganz der Regeneration gelten soll. Zur Kombination bieten sich Naturmaterialien an, folglich Holztöne und gedeckte Farben der Natur. Im Gegensatz dazu wirkt Grün anregend. Es gilt als die Farbe der Dynamik und Bewegung und sollte daher eher in aktiv genutzten Räumen oder Raumbereichen verwendet werden. Im Küchen- und Essbereich hingegen ist ebenso wie in den WC- und Waschräumen auf den Einsatz von Grün zu verzichten, da dies sowohl die Hautfarbe

2 Mittels der Raumwirkung ist es auch möglich, Raumdefizite wie Größe oder Lage innerhalb eines Gebäudes zu kompensieren. Durch die adäquate Farbwahl können Räume kleiner sowie größer anmuten oder auch auf der Nordseite eine warme Raumstimmung vermitteln (Franz & Vollmert, 2005, S. 105 f.).

als auch Lebensmittel in einem grauen Licht erscheinen lässt. In Ess- oder Bistroecken laden warme Farben wie Rot, Orange oder Terrakotta zum Zusammensitzen und gemütlichen Imbiss ein. In den WC- und Waschräumen einer Kita ist es wichtig, dass die geschaffene helle und freundliche Raumstimmung ein ungezwungenes Auseinandersetzen der Kinder mit ihrem Körper ermöglicht und damit einen Beitrag zur Gesundheitsförderung liefert. Obwohl dies für WC-Räume einer Einrichtung der OKJA nicht von allzu großer Bedeutung sein sollte, empfiehlt es sich, Farben zu verwenden, die an Sonne und Wasser erinnern, oder Fliesenmosaike einzusetzen, um auch hier ein angenehmes Raumempfinden zu schaffen (von der Beek, Buck & Rufenach, 2007, S. 67 ff.; Franz & Vollmert, 2005, S. 105 ff.; Gralle & Port, 2002, S. 62 f.; Senckel, 2004, S. 61 ff.; Vollmert, 2005, S. 11).

3.2 Einsatz von Licht

Aufgrund gesundheitlicher Aspekte, aber auch für das Wohlbefinden ist es äußerst sinnvoll, sowohl die Räume einer Kindertagesstätte als auch die Räumlichkeiten der OKJA ganztägig mit möglichst viel natürlichem Licht zu versorgen. Nachweislich gibt natürliche Beleuchtung den Menschen Sicherheit und Orientierung im Tagesverlauf. Hierfür bietet es sich an, die Raumöffnungen wie Fenster und Türen der Hauptaufenthaltsräume Richtung Süden und die eher wenig häufig genutzten Räume wie WC und Waschräume nach Norden auszurichten. Damit das Sonnenlicht auch ungehindert den Innenraum erreichen kann, ist der natürliche Lichteinfall nicht durch Fensterdekoration zu reduzieren. Ähnliches gilt auch für Dekorationsmaterial auf Fensterbänken. Des Weiteren werden durch solche Gegenstände gerade bei niedrigen Fensterbänken wertvolle Fensterplätze verschenkt, die durch gemütliche Kissen zum alleinigen oder gemeinsamen Verweilen genutzt werden können.

Ähnlich wie bei der bereichsspezifischen Farbgebung verhält es sich auch bei der Beleuchtung. Auch sie ist dem jeweiligen Tätigkeitsfeld der Funktionsbereiche anzupassen bzw. kann im Umkehrschluss die Einteilung in diese übernehmen. Dazu bedarf es einer gezielten Führung des natürlichen Lichts und eines funktionsadäquaten Einsatzes der künstlichen Beleuchtung. In beiden Fällen gilt, dass Bereiche, in denen Konzentration und Kreativität verlangt werden, viel Licht bedürfen. Für die natürliche Beleuchtung heißt dies, dass solche Angebote innerhalb der Einrichtungen vorzugsweise in Fensternähe einzuplanen sind. Ist auf die künstliche Beleuchtung zurückzugreifen, vermittelt insbesondere kühles, stärkeres und direktes Licht Anregung. Schwaches, warmes und indirektes Licht hingegen sorgt für Behagen und ist daher eher für Rückzugs- und Ruhezone geeignet. Zusammen mit Lichtspielen und Wassersäulen kann hier allein durch die Lichtgestaltung eine passende Raumatmosphäre geschaffen werden.

Sowohl beim natürlichen Lichteinfall als auch bei der künstlichen Beleuchtung ist den Kindern bzw. den Jugendlichen im Sinne der Selbstbestimmung die Möglichkeit zu geben, die Lichtverhältnisse ihrem aktuellen Tun unmittelbar anpassen

zu können. Dies bedeutet das Bereitstellen von selbstständig zu bedienenden Verdunklungsmaßnahmen (z. B. Rollos, Gardinen, Jalousien) und flexibel einzusetzen den Lampen und Leuchten. Die dazu nötigen Steckdosen sind dabei vorab zu bedenken und einzuplanen.

In Räumen einer Kita begrüßt man eine gewisse Transparenz innerhalb der Einrichtung mittels Sichtfenstern, da dies die Interaktion zwischen den NutzerInnen positiv beeinflusst, solange dadurch nicht die Privatheit des Einzelnen beeinträchtigt wird. In Einrichtungen der OKJA ist dies auch denkbar. Es kann den NutzerInnen ähnlich wie in der Kita einen Überblick verschaffen und damit Sicherheit geben. Doch es sollte hierbei verstärkt auf die Wahrung der Privatsphäre geachtet werden.

Ein weiterer beleuchtungsabhängiger Aspekt, der mit Vorsicht zu genießen ist, ist die sogenannte Blendung. Dieses Phänomen ist zu beobachten, wenn blanke Oberflächen durch ihre Anordnung zu Lichtquellen stark das Licht reflektieren, dadurch ermüdet das Auge stark, wodurch das Wohlbefinden der NutzerInnen erheblich eingeschränkt werden kann (von der Beek et al., 2007, S. 62 ff.; Franz & Vollmert, 2005, S. 13 f., 37, 113 ff.; Gralle & Port, 2002, S. 56 f.; Nüchterlein & Richter, 2008, S. 219; Olds, 2000, S. 188 ff., 205 f.; Schönrade, 2000, S. 103 ff.).

3.3 Vermeidung von Lärm

Dieser Punkt ist von großer Bedeutung, da es ganz natürlich ist, dass in Institutionen, in denen Kinder und Jugendliche zusammenkommen, ein gewisser Lärmpegel herrscht. Bedauerlicherweise ist es allerdings so, dass die auditive Wahrnehmung entgegen der visuellen Wahrnehmung nicht beeinflussbar bzw. lenkbar ist. Das bedeutet, dass das menschliche Gehör der Dauerbeschallung seiner Umgebung unterliegt. Deren Verarbeitung fordert insbesondere bei Räumlichkeiten mit hoher Lärmbelastung eine Menge Energie der betroffenen Personen. Dies beeinträchtigt nicht nur nachhaltig das Wohlbefinden, sondern erschwert einen erholsamen Rückzug, die Konzentration und die Motivation sowie das ungestörte Beisammensein der NutzerInnen. Gerade das Gefühl, einer solchen Lärmbelastung hilflos gegenüberzustehen, verhindert zusätzlich die räumliche Aneignung. Daher ist es wichtig, bei der Raumgestaltung von Räumen einer Kita oder von Räumen der OKJA ein angenehmes akustisches Klima zu berücksichtigen.

Dies beginnt schon bei der Grundrissplanung. So ist bei der Organisation des Raumprogramms darauf zu achten, dass Funktionsräume und -bereiche abhängig von ihrem Aktivitätsgrad bzw. ihrem Ruhebedürfnis angeordnet werden, sodass sich Aktivitäten in nebeneinanderliegenden Räumen nicht gegenseitig stören. Um dies zu verhindern, bietet sich auch die Zwischenschaltung von akustischen Puffern in Form von Putz- oder Lagerräumen an. In den Räumlichkeiten selbst ist zur Vermeidung des Lärms die Herabsetzung der Nachhallzeit von entscheidender Bedeutung. Dies bedarf verschiedener raumakustischer Maßnahmen, die entweder die Reduzierung des Raumvolumens oder die Erhöhung der vorhandenen Absorptionsfläche erzielen.

Die Dezimierung des Raumvolumens kann entweder durch eine Unterteilung des Raumes in der Horizontalen oder in der Vertikalen stattfinden. Während Raumteiler in Form von Regalen, Paravents, Schränken oder Pflanzen die horizontale Schallausbreitung hemmen, sorgen abgehängte Decken oder Podestlandschaften für eine niedrige Höhe des Raumes. Durch verschiedene Deckenhöhen wird allerdings nicht nur der Schall gebrochen, sondern es werden auch unterschiedliche Aktivitätszonen geschaffen. Hierbei eignen sich Raumabschnitte mit hohen Decken besser für aktivere Tätigkeiten, während niedrige Decken eher als kuschelige Nischen benutzt werden.

Für eine Erhöhung der Absorptionsfläche sorgt der Einsatz poröser Materialien, d.h. Stoffe, die den Schall und somit den Lärm schlucken, wie beispielsweise Teppiche, Kissen, schwere Vorhänge, aber auch Holz und andere Naturmaterialien. Dies ist auch interessant, wenn es um die Gestaltung der Boden- und Wandflächen geht. Hier eignen sich besonders Naturmaterialien wie Holz und Kork oder Textilien und Teppich³. Von Laminat wird hingegen aufgrund der Knack-Laute aus akustischer Sicht abgeraten. An der Deckenfläche kann ergänzend dazu durch das Anbringen von Schallschutzdecken die ungewünschte Reflexion des Schalls verhindert werden.

Um auch der Lärmbelastung von außen zu begegnen, können bei der Errichtung eines neuen Standortes neben den raumakustischen Maßnahmen auch bauakustische Maßnahmen ergriffen werden. Das bedeutet, dass akustisch unbedenkliche Dach- oder Raumformen zu wählen sind, der Bau über ein ausreichend dickes Mauerwerk mit zusätzlicher Lärmdämmung verfügt⁴, wenig schallharte und somit schallreflektierende Materialien wie Metallrohre eingesetzt werden sowie der Schallschutzverlust jeder Raumöffnung nach außen bedacht und durch entsprechende Verglasung, Abdichtung und Isolierung möglichst eingedämmt wird (von der Beek, 2007, S. 57 ff.; Franz & Vollmert, 2005, S. 124 ff., S. 26 f., S. 15; Gralle & Port, 2002, S. 52 ff.; Hellbrück & Fischer, 1999, S. 228; Klatte, Meis & Schick, 2002, S. 21 ff.; Senckel, 2004, S. 62 f.).

3.4 Wahl der Einrichtung und Ausstattung

Hinsichtlich der Materialwahl wurden im vorhergehenden Kapitel mit Blick auf die Lärmvermeidung bereits die porösen Materialien empfohlen. Dazu zählt auch der natürliche Rohstoff Holz. Dessen Einsatz ist allerdings nicht nur aus akustischer Perspektive sinnvoll, sondern auch mit Blick auf den Wohlfühlfaktor eines Raumes. Holz verleiht den Räumen einer Einrichtung eine gemütliche Raumanmutung, außerdem ist es wie alle anderen Naturmaterialien – unbehandelt – gesundheitlich unbedenk-

3 Der Einsatz des aus einem Fasergemisch bestehenden Wandanstrichs Sajade ist hier ebenfalls zu empfehlen (von der Beek, et al., 2007, S. 171).

4 Auch das Einziehen einer zweiten Innenwand, sodass zwischen den beiden Mauern eine Luftschicht verbleibt, wirkt schallabsorbierend (Olds, 2000, S.181).

lich. Des Weiteren ermöglicht Holz durch Farbe, Struktur, Textur und Geruch angenehme und zugleich anregende Sinneswahrnehmungen, ohne dabei die Sinne der Kinder und Jugendlichen zu überreizen. Innerhalb der Angebote einer Kita oder Einrichtung der OKJA kann Holz auch zum Werkstoff werden. In diesem Bereich kann beispielsweise das Restaurieren und Aufbereiten alter Möbel die Kinder und Jugendlichen für nachhaltige Lebensführung sensibilisieren und somit einen Beitrag zur Umwelterziehung leisten. Darüber hinaus werden bei solch einem Vorhaben handwerkliches Geschick und Kooperation gefordert und gefördert.

Auch Textilien wurden schon unter dem Begriff der porösen Materialien erwähnt. Unter gestalterischen Gesichtspunkten ist hinzuzufügen, dass sie sich farblich unbedingt stimmig ins Gesamtbild des Raumes einfügen sollten. Bezüglich der kindlichen und jugendlichen NutzerInnen unterstützen insbesondere flexible Teppiche oder Kissen die Aneignung der Räumlichkeit. Denn durch die selbstständige Anordnung oder Platzierung der Kissen und Decken bestimmen die NutzerInnen selbst, wann und wo sie sich zu einer gemütlichen Ruhephase oder zum ungestörten Beisammensein zurückziehen. Textilien wie leichte Vorhängen oder Tücher können diese selbstbestimmte Eroberung eines Raumabschnitts zusätzlich fördern, indem sie als flexible Raumteiler fungieren.

Neben diesen Nischen brauchen Kinder und Jugendliche nach Kühn (2005, S. 410) auch Bühnen „als Ort der Darstellung, auch als des Sich-Verstellens, des Rollenspiels und der Maske“. In einer Kita bietet es sich hierbei im Sinne der Kreativitätsförderung an, dazu Textilien zur Verfügung zu stellen, die möglichst viel Offenheit bezüglich ihrer Verwendung zulassen. Inwieweit dies für Räume der OKJA relevant ist, hängt wahrscheinlich von der jeweiligen Zielgruppe und deren Interessen ab.

Ähnlich wie bei den Textilien ist es auch von Vorteil, wenn die vorhandenen Möbelstücke innerhalb der Einrichtung flexibel eingesetzt werden können. Durch einen möglichst leichten Transport durch Kinderhand können auf diese Weise schnell und dem gegenwärtigen Bedürfnis entsprechend Räume abgetrennt, Funktionsbereiche geschaffen und kleine Schlupfwinkel eingerichtet werden. Diese „Verortung im öffentlichen Raum und in [der] Institution“ sowie die „Veränderung vorgegebener Situationen und Arrangements“ (Deinet, 2005, S. 221 f.) sind zudem Teil der Aneignung.

Mit dem Blick auf die ganz konkrete materielle Ausstattung von Räumen für Kinder und Jugendliche steht eine übersichtliche Anordnung und Präsentation im Vordergrund. Denn nur durch eine erkennbare Struktur kann der/die NutzerIn die ihn/sie umgebende Umwelt verstehen und selbstständig darin agieren. Förderlich für das Identifizieren mit der jeweiligen Räumlichkeit wirkt sich dabei auch ein persönliches Fach für die Unterbringung privater Gegenstände oder die Bereitstellung von „Räume[n], um eigene Vorstellungen ausprobieren zu können“ (Zinser, 2005, S. 159), aus. Dabei sollten auch geschlechtsspezifische Wünsche Berücksichtigung finden. Zimmer konstatiert diesbezüglich (2011, S. 22), dass es Zeit wird, dass die eher jungsspezifische Ausstattung der Räume der OKJA dem Einbezug der Mädchen Platz

einräumt. Um dies umzusetzen, ist vorab zu klären, welche Räume und Angebote zu welchen Teilen eher von Mädchen genutzt werden. Daraus könnte anschließend im Sinne der Partizipation eine demokratische Mitbestimmungsverteilung erfolgen, wobei individuelle Stärken zum Tragen kommen (von der Beek, 2007, S. 69; Drogand-Strud & Rauw, 2005, S. 174; Franz & Vollmert, 2005, S. 80 f.; Gralle & Port, 2002, S. 29; Olds, 2000, S. 261; Senckel, 2004, S. 59 ff.; Voermanek, 2006, S. 52; Walden & Schmitz, 1999, S. 105 ff.).

3.5 Abschließendes Fazit

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass gerade ein Zusammenspiel zwischen klaren Strukturen einerseits und Flexibilität der Raumelemente andererseits den Bedürfnissen von Kindern und Jugendlichen als NutzerInnen einer Kindertagesstätte oder einer Einrichtung der OKJA sehr gerecht wird. Während eine klare Raumordnung durch Orientierungshilfen und Zuverlässigkeit den Wunsch nach Sicherheit erfüllt, gelingt es flexiblen Raumelementen, die aktuellen Anliegen der Kinder und Jugendlichen zeitnah und in Eigenregie zu verwirklichen. Damit wird in beiden Fällen die Aneignung der Räumlichkeiten verstärkt. Dies führt sowohl in der Kindertagesstätte als auch in Räumen der OKJA zu einer stärkeren Identifikation und einem gesteigerten Wohlbefinden.

Literaturverzeichnis

- Bayrischer Jugendring (2008). *Standards der Offenen Kinder- und Jugendarbeit in Bayern in Einrichtungen mit hauptberuflichem pädagogischem Fachpersonal*. München.
- Beck-Texte im dtv (Hrsg.) (2005). *Sozialgesetzbuch* (32. Aufl.). Deutscher Taschenbuch Verlag. München.
- Beek, A. von der; Buck, M. & Rufenach, A. (2007). *Kinderräume bilden – Ein Ideenbuch für Raumgestaltung in Kitas – Ein Werkstattbuch* (2. Aufl.). Cornelsen Verlag Scriptor GmbH & Co. KG. Berlin, Düsseldorf, Mannheim.
- Bundesweites Netzwerk Offene Jugendarbeit (Hrsg.) (2011). *Qualität in der Offenen Jugendarbeit in Österreich – Leitlinien und Anregungen für Qualitätsmanagement in der offenen Jugendarbeit*. Wien.
- Dahinden, J. (2005). *Man and Space*. Karl Krämer Verlag. Stuttgart; Zürich.
- Deinet, U. (2005). Das sozialräumliche Muster in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. In: Deinet, U. & Sturzenhecker, B. (Hrsg.), *Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit* (3., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage) (S. 217–229). VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden.
- Drogand-Strud, M. & Rauw, R. (2005). Geschlechtsbezogene Pädagogik in der Offenen Jugendarbeit. In: Deinet, U. & Sturzenhecker, B. (Hrsg.), *Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit* (3., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage) (S. 167–180). VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden.
- Franz, M. (2005). Lebensraum Kindertagesstätte – Welche Qualitäten brauchen Räume? *Evangelische Fachzeitschrift für die Arbeit mit Kindern: Theorie und Praxis der Sonderpädagogik*, (1), S. 14–18.

- Franz, M. & Vollmert, M. (2005). *Raumgestaltung in der Kita*. Don Bosco Verlag. München.
- Graff, U. (2005). Mädchen. In: Deinet, U. & Sturzenhecker, B. (Hrsg.), *Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit* (3., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage) (S. 59–65). VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden.
- Gralle, Horst/Port, Christian (2002). *Bauten für Kinder – Ein Leitfaden zur Kindergartenplanung*. Verlag W. Kohlhammer. Stuttgart.
- Gründler, E. (2000). *Naturnahe Spiel- und Erlebnisräume: planen, bauen, gestalten*. Luchterhand. Neuwied, Berlin.
- Heeg, M. (2006). Leben mit alten Möbeln. In: *Evangelische Fachzeitschrift für die Arbeit mit Kindern: Theorie und Praxis der Sonderpädagogik* (1), S. 43–45.
- Hellbrück, J. & Fischer, M. (1999). *Umweltpsychologie – Ein Lehrbuch*. Hogrefe. Göttingen u. a.
- Klatte, Ma.; Meis, M.; Nocke, C. & Schick, A. (2004). Lernumwelt – Lärmumwelt?! Akustische Bedingungen in Schulen und ihre Auswirkungen auf das Lernen. *Grundschule* (2), S. 38–40.
- Kühn, C. (2005). Räume planen, bauen und gestalten. In: Deinet, U. & Sturzenhecker, B. (Hrsg.), *Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit* (3., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage) (S. 406–410). VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden.
- Leising, D. (2002). Die Macht der Räume. *Psychologie heute*, (1), S. 34–37.
- Nüchterlein, P. & Richter, P. (2008) Raum und Farbe. In: Richter, P. (Hrsg.), *Architekturpsychologie – Eine Einführung* (3. überarbeitete und erweiterte Aufl.) (S. 209–231). Pabst Science Publisher. Lengerich.
- Olds, A. R. (2000). *Child Care Design Guide*. McGraw-Hill. New York.
- Petmecky, A. (2006). Von Bob und anderen Baumeistern: Psychologische Überlegungen zum Bauen für Kinder. In: Wüstenrot Stiftung (Hrsg.), *Bauen für Kinder* (S. 79–99). Karl Krämer Verlag. Stuttgart und Zürich.
- Richter, P. (2008). Mensch-Umwelt-Einheit(en) als Gegenstand der Architekturpsychologie. In Richter, P. (Hrsg.), *Architekturpsychologie – Eine Einführung* (3. überarbeitete und erweiterte Aufl.) (S. 21–30). Pabst Science Publisher. Lengerich.
- Rodeck, B.; Mahnke, F. H. & Meerwein, G. (2002). *Mensch – Farbe – Raum: Grundlagen der Farbgestaltung in Architektur, Innenarchitektur, Design und Planung* (3. Aufl.). Verlagsanstalt Alexander Koch. Leinfelder Echterdingen.
- Rump, R. & Richter, P. G. (2008). Aneignung von Raum: Die Bewegung im Raum und dessen Aneignung. In: Richter, P. (Hrsg.), *Architekturpsychologie – Eine Einführung* (3. überarbeitete und erweiterte Aufl.) (S. 293–317). Pabst Science Publisher. Lengerich.
- Schmidt, H. (2011). Zum Forschungsstand der Offenen Kinder- und Jugendarbeit – Eine Sekundäranalyse. In: Schmidt, H. (Hrsg.), *Empirie der Offenen Kinder- und Jugendarbeit* (S. 13–127). VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden.
- Schönrade, S. (2000). „Kinderräume – KinderTräume“ Sinnvolle Raumgestaltung im Kindergarten. In: Beins, H. J.; Lensing-Conrady, R.; Pütz, G. & Schönrade, S. (Hrsg.), *„Adler steigen keine Treppen...“ – Kindesentwicklung auf individuellen Wegen* (S. 95–112). Borgmann publishing. Dortmund.
- Senckel, B. (2004). *Wie die Kinder sich die Welt erschließen – Persönlichkeitsentwicklung und Bildung im Kindergartenalter*. Verlag C. H. Beck. München.
- Sroufe, L. A. (1997). *Emotional Development – The organization of emotional life in the early years*. Cambridge University Press. New York.

- Takahashi, T. (2000). Sympathetic Methods in Environment Design and Education. In: Demick, J.; Minami, H.; Yamamoto, T. & Wapner, S. (Eds.), *Theoretical Perspectives in Environment-Behavior Research: Underlying Assumptions, Research Problems, and Methodologies* (S. 229–237). Kluwer Academic/ Plenum Publisher. New York.
- Voermanek, K. (2006). Bauen für Kinder – aktuelle Beispiele und Entwicklungen. Wüstenrot Stiftung (Hrsg.), *Bauen für Kinder* (S. 46–59). Karl Krämer Verlag. Stuttgart und Zürich.
- Vollmert, M. (2005). Weit offene Augen... zeigen uns Anmutungsqualität: Wie Räume wirken (können). *Evangelische Fachzeitschrift für die Arbeit mit Kindern: Theorie und Praxis der Sonderpädagogik*, (1), S. 10–13.
- Walden, R. (1998). Aneignung. In: Dieckmann, F.; Flade, A.; Schuemer, R.; Ströhlein, G. & Walden, R., *Psychologie und gebaute Umwelt. Konzepte, Methoden und Anwendungsbeispiele* (S. 63–66). Institut Wohnen und Umwelt. Darmstadt.
- Walden, R. & Schmitz, I. (1999). *KinderRäume – Kindertagesstätten aus architekturpsychologischer Sicht*. Freiburg: Lambertus.
- Walden, R. & Kosica, S. (2011). *Architekturpsychologie für Kindertagesstätten*. Pabst Publisher. Lengerich.
- Zinser, C. (2005). Partizipation erproben und Lebenswelten gestalten. In: Deinet, U. & Sturzenhecker, B. (Hrsg.), *Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit* (3., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage) (S. 157–166). VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden.

Beispiele für die Planung und Ausstattung von Jugendeinrichtungen in Wien

1 Nutzungstypen

Der Verein Wiener Jugendzentren (VJZ) betreibt derzeit 33 Standorte für die Offene und die Mobile Jugendarbeit in Wien. In der mehr als 30-jährigen Geschichte des Vereins wurden bisher insgesamt 68 Standorte vom VJZ betreut. Daraus ergibt sich eine erhebliche Anzahl von Planungen, Neuerrichtungen, Umzügen und auch Schließungen von Einrichtungen in den vergangenen Jahren.

Die folgenden Praxisbeispiele und Hinweise sind als Überblick zu verstehen, auf welche Punkte nach den gesammelten Erfahrungen bei Standort- und Ausstattungsentscheidungen zu achten ist.

Die meisten Standorte des VJZ lassen sich einem der folgenden drei Nutzungstypen zuordnen:

- Stützpunkte für Mobile Jugendarbeit
- Jugendtreffs
- Jugendzentren

Die Anforderungen richten sich nach dem jeweiligen Konzept der Jugendeinrichtung, wobei die folgenden Erfahrungswerte als Anhaltspunkte genommen werden können:

1.1 Stützpunkte für Mobile Jugendarbeit

Diese Stützpunkte dienen in erster Linie als Büros für die im Zielgebiet tätigen MitarbeiterInnen, aber zu festgelegten Zeiten auch als Kontakt- und Anlaufstellen für die Zielgruppen und als Raumressource für Gruppenarbeit (bis ca. zwölf Personen). Besonders in der kalten Jahreszeit ist mit einem erhöhten Nutzungsdruck zu rechnen.

Idealtypische Anforderungen und Ausstattungsmerkmale:

- Fläche ca. 100 m² bis 150 m²,
- barrierefreie Erschließung,
- Büroräume nach Anzahl der Arbeitsplätze und Arbeitsteilung,
- Aufenthaltsraum für BesucherInnen,
- Rückzugsraum für Einzelgespräche,
- ausreichende Lagerflächen für Animationsmaterial etc.,
- Haustechnik- und Putzmittelbereich,
- getrennte WC-Anlagen für BesucherInnen und MitarbeiterInnen,
- Duschmöglichkeit für MitarbeiterInnen,
- Teeküche/Kochmöglichkeit,
- Internetzugänge auch für Zielgruppen,
- Medienausstattung.

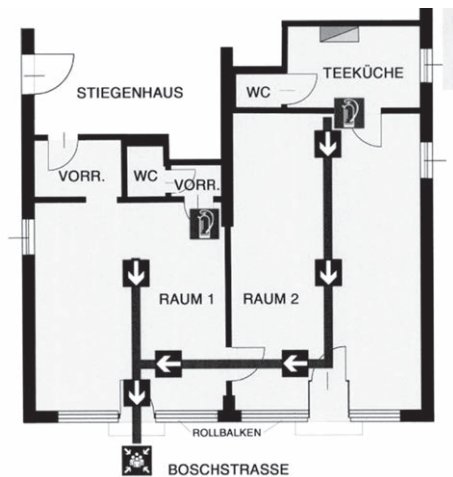
Stützpunkt Beispiel 1: 19 KMH – Mobile Jugendarbeit in Heiligenstadt¹

Dieser Stützpunkt mit ca. 80 m² Nutzfläche und zwei Kellerabteilen ist in einem kommunalen Wohnhaus in Erdgeschoßlage im Lokal einer ehemaligen Greißlerei (Emma-Laden) situiert.

Da im angestrebten Einsatzgebiet keine freien Lokalflächen in passender Größe und Lage verfügbar waren, mussten bei der Standortwahl Abstriche von den angestrebten Standards in Kauf genommen werden.

Fünf pädagogische MitarbeiterInnen/
164 Wochenstunden

Bezugsdatum: November 2003



Vorteile:

- getrennte WC-Anlagen für MitarbeiterInnen und BesucherInnen,
- mehrere Zugangsmöglichkeiten,
- klare Trennung von Büro- und Zielgruppenbereich,
- Tageslicht über zwei große Schaufenster,
- Lüftungsmöglichkeit über zusätzliche Kippfenster,
- Dusche konnte untergebracht werden,
- geringer wirtschaftlicher Aufwand.

¹ Alle Grafiken in diesem Beitrag: Verein Wiener Jugendzentren.

Nachteile:

- Schmale Eingänge mit Außenstufen verhindern den Transport von größeren Animationsgeräten,
- Lagermöglichkeiten in den Kellerabteilen sind durch Stiegenzugang eingeschränkt,
- die Nutzfläche ist geringer als der anzustrebende Standard,
- Barrierefreiheit ist nicht gegeben,
- fehlender Windfang im Bürobereich,
- keine Rückzugsmöglichkeit für Einzelgespräche.

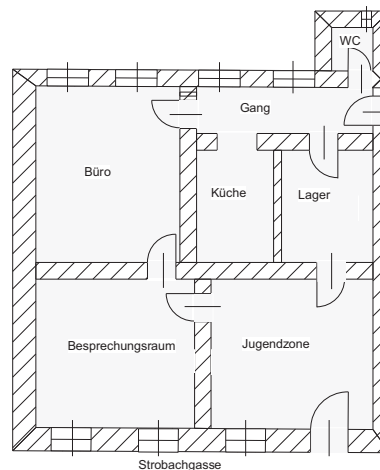
Stützpunkt Beispiel 2 Mobile Jugendarbeit Back on Stage 5

Dieser Stützpunkt mit ca. 96 m² Nutzfläche liegt im Erdgeschoß eines privaten Wohnhauses und verfügt über einen straßenseitigen Zugang sowie einen Nebeneingang in der Hofdurchfahrt.

Der Vergleich mit Beispiel 1 zeigt hier eine flächenmäßig besser ausgeglichene Raumverteilung. Im Lager wird derzeit auf Wunsch der Jugendlichen ein kleines Studio für Tonaufnahmen eingerichtet.

Fünf pädagogische MitarbeiterInnen/176 Wochenstunden

Bezugsdatum: September 1997

**Vorteile:**

- hohe Altbauräume für angenehmes Raumgefühl,
- gute Bauakustik – geringere Lärmbelastung für Nachbarschaft,
- Raumaufteilung erleichtert nutzungsbezogene Möblierung und Ausstattung,
- Lüftung über Fenster möglich,
- Entfluchtung über zweiten Ausgang möglich.

Nachteile:

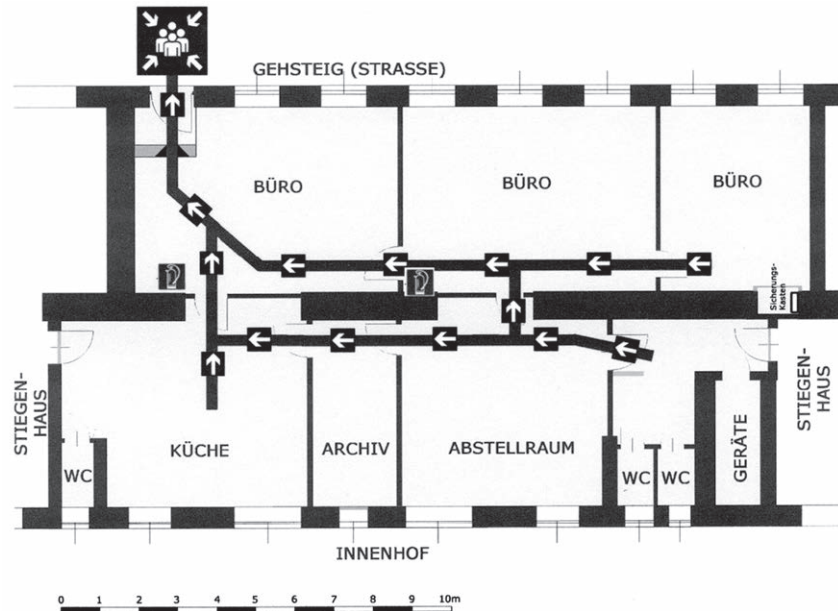
- fehlende Dusche,
- nur ein WC,
- Zugang für Zielgruppen zum WC nur durch das Büro möglich,
- Barrierefreiheit ist nicht gegeben,
- fehlender Windfang,
- geringe Lagermöglichkeiten.

Stützpunkt Beispiel 3: Mobile Jugendarbeit Back on Stage 10

Dieser Stützpunkt mit 153 m² Nutzfläche liegt im Souterrain eines kommunalen Wohngebäudes und dient mehreren Sub-Teams von mobilen JugendarbeiterInnen als Ausgangsbasis in einem sehr großen Einsatzgebiet.

Acht pädagogische MitarbeiterInnen/296 Wochenstunden

Bezugsdatum: März 1993



Vorteile:

- Die Anzahl und Größe der Räume entspricht den Anforderungen eines größeren Teams,
- Raumaufteilung erleichtert nutzungsbezogene Möblierung und Ausstattung,
- Einrichtung für Tonaufnahmen und Videoschnitt,
- getrennte WC-Anlagen.

Nachteile:

- Souterrainlage – nicht barrierefrei,
- geringes Tageslicht,
- fehlende Dusche,
- fehlender Windfang,
- Entfluchtung über Stiegenhäuser nicht möglich,
- geringe Luftfeuchtigkeit in der Heizperiode (Gaskonvektorheizung).

1.2 Jugendtreffs

Im Unterschied zu den oben beschriebenen Stützpunkten sind die Jugendtreffs Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit. Es gibt deshalb regelmäßige Öffnungszeiten für die unterschiedlichen Zielgruppen. In den meisten Fällen wird dieses ortsgebundene Angebot durch herausreichende pädagogische Arbeit im Stadtteil ergänzt.

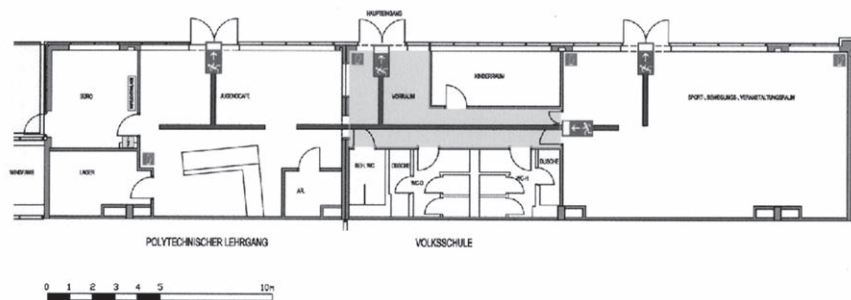
Jugendtreffs bieten ein erweitertes und differenzierteres Angebot hinsichtlich der Räume und der darin möglichen Aktivitäten. Hier können auch größere Gruppen von BesucherInnen ihre Zeit verbringen. Einige der Jugendtreffs sind auch als Veranstaltungsstätten qualifiziert – beispielsweise für Publikumstanzveranstaltungen.

Idealtypische Anforderungen und Ausstattungsmerkmale:

- Fläche ca. 220 m² bis 400 m²,
- barrierefreie Erschließung,
- Büroräume nach Anzahl der Arbeitsplätze und Arbeitsteilung,
- Jugendcafé/Mehrzweckraum > 60 m²,
- Buffetbereich,
- ein bis zwei Gruppenräume für Projektarbeit mit je 25 m² bis 50 m²,
- getrennte WC-Anlagen für BesucherInnen und MitarbeiterInnen,
- Duschmöglichkeit für MitarbeiterInnen,
- Rückzugsraum für Einzelgespräche,
- ausreichende Lagerflächen für Animationsmaterial etc.,
- Haustechnik- und Putzmittelbereich,
- Mechanische Be- und Entlüftung/Lüftungsanlage,
- Internetzugänge auch für Zielgruppen,
- Medienausstattung,
- Tischfußball und Billard.

Jugendtreff Beispiel 1: Jugendtreff BAS. 20

Dieser Jugendtreff mit 237 m² liegt im Erdgeschoß einer öffentlichen Schule und bietet trotz seiner eher geringen Gesamtfläche ein klar strukturiertes Raumprogramm (Mehrzweckraum/Disco 90 m², Jugendcafé 57 m² und Gruppenraum 14 m²).



Fünf pädagogische MitarbeiterInnen/175 Wochenstunden

Bezugsdatum: Jänner 2000

Vorteile:

- Genehmigung als Veranstaltungsstätte,
- klare Aufteilung der Raumfunktionen,
- Haustechnik entspricht dem Stand der Technik,
- drei Fluchtwege direkt ins Freie,
- barrierefreie Gestaltung,
- gutes Tageslicht,
- Duschen und ausreichende WC-Anlagen sind vorhanden.

Nachteile:

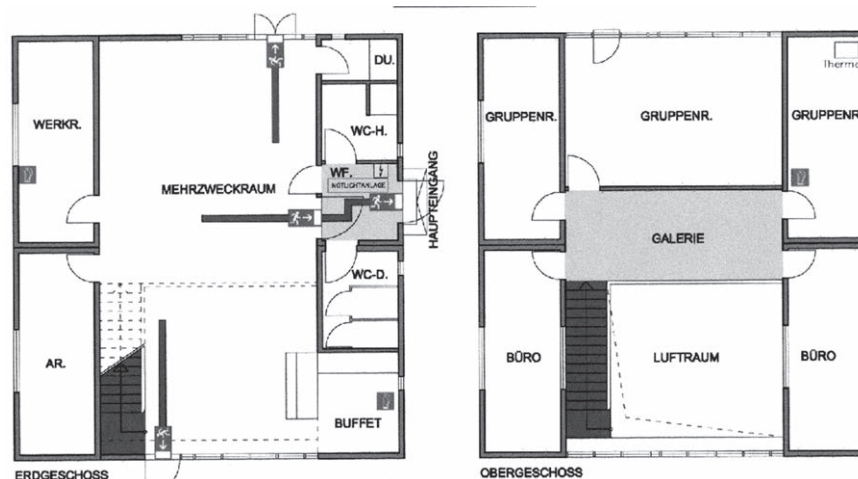
- Der Zugang erfolgt nicht straßenseitig, sondern über einen langen, schmalen Verbindungsweg (Angstraum, schlecht einsehbar, als öffentliche Einrichtung kaum erkennbar),
- sehr beschränkte Lagermöglichkeiten,
- Hitzebelastung im Sommer durch große Fensterflächen.

Jugendtreff Beispiel 2: Jugendtreff MIHO

Der Jugendtreff in der Mitterhofergasse wurde als Superädifikat mit 230 m² in Containerbauweise auf einem Baugrund der städtischen Wohnhäuserverwaltung WIENER WOHNEN errichtet. Die Nutzfläche ist auf zwei Etagen aufgeteilt. Im Erdgeschoß besteht eine Genehmigung als Veranstaltungsstätte. Vor drei Jahren wurde zur Verbesserung des Raumklimas eine automatische Nachtlüftung eingebaut.

Sieben pädagogische MitarbeiterInnen/223 Wochenstunden

Bezugsdatum: Juli 1997

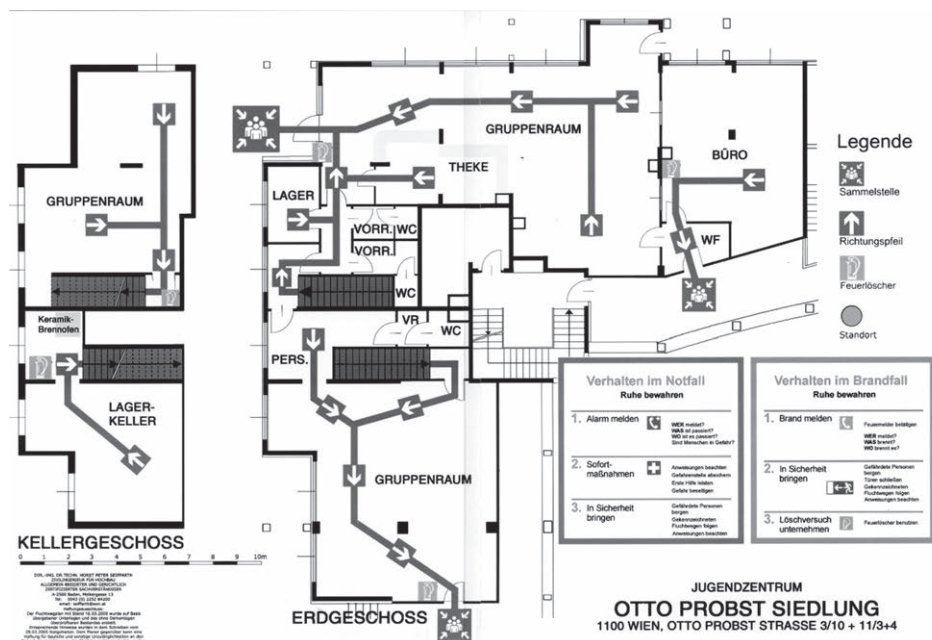


Vorteile:

- gutes Tageslicht,
- von großen Freiflächen umgeben,
- Dusche ist vorhanden,
- differenzierte Nutzungsbereiche in „Containergröße“,
- gute Übersicht – Räume von zentralem Aufenthaltsbereich direkt zugänglich,
- Genehmigung als Veranstaltungsstätte im Erdgeschoßbereich,
- geringe Lärmbelastung für Nachbarschaft.

Nachteile:

- Obergeschoß ist nicht barrierefrei erreichbar,
- Wärmebelastung im Sommer.

Jugendtreff Beispiel 3 Jugendtreff Otto-Probst-Siedlung

Der Jugendtreff Otto-Probst-Siedlung mit 346m² wurde im Wohnhaus einer Siedlungsgenossenschaft in den Räumen eines ehemaligen Cafés eingerichtet. Das Team betreut außerdem zwei Außenstellen in einer nahe gelegenen kommunalen Wohnsiedlung.

Sechs pädagogische MitarbeiterInnen/202 Wochenstunden

Bezugsdatum: März 2004

Vorteile:

- gut differenzierte Nutzungszonen,
- gutes Tageslicht im Erdgeschoß,
- mehrere Fluchtwege im Erdgeschoß.

Nachteile:

- schlechte Bauakustik, Lärmbelastung für Nachbarschaft,
- unübersichtliche, verwinkelte Raumstruktur,
- Barrierefreiheit ist nicht gegeben,
- keine Genehmigung als Veranstaltungsstätte,
- fehlende Dusche,
- keine Lüftungsanlage,
- Büro dient auch als Sozialraum, Garderobe und Platz für Einzelgespräche,
- Belastung durch Hitze und Zugluft.

1.3 Jugendzentren

Der Übergang zwischen den Kategorien Jugendzentrum und Jugendtreff ist eher fließend. Gemeinsam ist ihnen die Nutzung im Rahmen der Offenen Jugendarbeit mit differenzierten Öffnungszeiten für die unterschiedlichen Zielgruppen. Jugendzentren weisen in der Regel ein größeres Raumangebot auf und sind für Veranstaltungen behördlich genehmigt. In einigen Jugendzentren gibt es auch Veranstaltungsräume mit einer Bühne für Theater- oder Bandauftritte. Jugendzentren mit mehr als 700 m² Fläche lassen sich in den letzten Jahren kaum mehr umsetzen. Dafür sind nicht nur wirtschaftliche Gründe maßgeblich. Auch die geänderten Arbeitskonzepte mit einem größeren Anteil an herausreichender oder Mobiler Jugendarbeit, in denen dem Wandel der Interessenlagen und dem geänderten Freizeitverhalten der Zielgruppen Rechnung getragen wird, tragen dazu bei.

Idealtypische Anforderungen und Ausstattungsmerkmale:

- Fläche ca. 450 m² bis 1.000 m²,
- barrierefreie Erschließung,
- Büroräume nach Anzahl der Arbeitsplätze und Arbeitsteilung,
- Jugendcafé/Mehrzweckraum > 60 m²,
- Buffetbereich,
- zwei bis drei Gruppenräume für Projektarbeit mit je 25 m² bis 50 m²,
- getrennte WC-Anlagen für BesucherInnen und MitarbeiterInnen,
- Duschmöglichkeit für MitarbeiterInnen,
- Rückzugsraum für Einzelgespräche,
- ausreichende Lagerflächen für Animationsmaterial etc.,
- Haustechnik- und Putzmittelbereich,

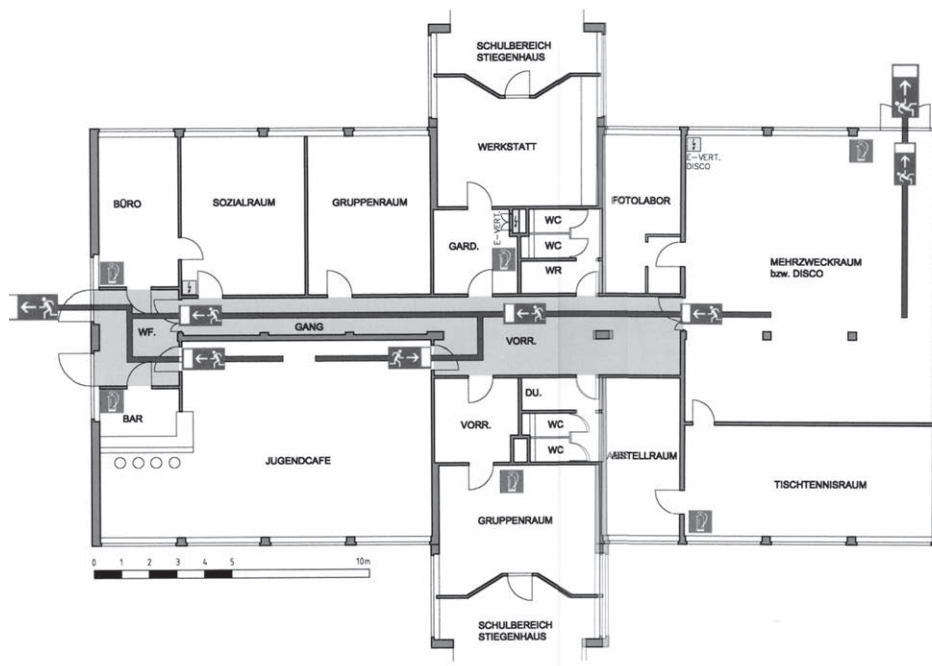
- Mechanische Be- und Entlüftung/Lüftungsanlage,
- Internetzugänge auch für Zielgruppen,
- Medianausstattung,
- Tischfußball und Billard,
- Veranstaltungsbereich > 120 m²,
- Sport- und Bewegungsraum 60 m² bis 120 m²,
- genderbezogener Nutzungsbereich (z. B. Mädchenraum) 15 m² bis 30 m²,
- Schwerpunkt Räume (z. B. Ton-/Videostudio) 15 m² bis 20 m²,
- Bandproberäume 15 m² bis 25 m²,
- Sessellager.

Jugendzentrum Beispiel 1: JZ Simmering SIJU

Das Jugendzentrum in Simmering wurde im Erdgeschoß einer öffentlichen Schule mit einer Fläche von 456 m² errichtet. Der große Veranstaltungsraum rechts wurde in der Folge abgeteilt, um die Diskothek zu verkleinern und um einen getrennten Bewegungsbereich zu schaffen, da die Nachfrage nach Bühnenveranstaltungen sowie der Discobesuch mit den Jahren zurückgingen. Die Künstlergarderobe wurde zu einem Abstellraum, um dem wachsenden Bedarf an Lagerflächen nachzukommen. Auch das Fotolabor, das zu Beginn eigentlich noch ein Standardangebot in unseren Jugendzentren war, dient heute als Lagerfläche.

Acht pädagogische MitarbeiterInnen/260 Wochenstunden

Bezugsdatum: ca. 1976



Vorteile:

- klare Aufteilung der Raumfunktionen mit entsprechender Ausstattung,
- gutes Tageslicht.

Nachteile:

- Barrierefreiheit ist nicht gegeben,
- großer Aufwand bei der Anpassung des Mehrzweckraums an die konkreten Programangebote,
- fehlende Lüftungsanlage, nur Einzelventilatoren,
- eingeschränkte Übersichtlichkeit.

Jugendzentrum Beispiel 2: JZ Rennbahnweg

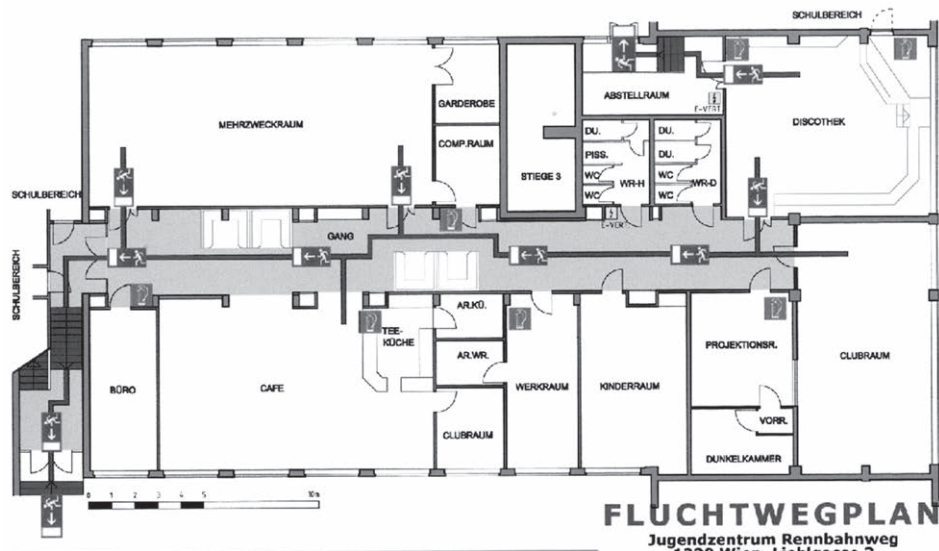
Das 621 m² große Jugendzentrum im Untergeschoß einer öffentlichen Schule ist ähnlich wie das vorangegangene Beispiel strukturiert. Durch die nachträgliche Öffnung des Jugendcafés zum Gang hin wurde die Übersichtlichkeit verbessert. Der ca. 110 m² große Bewegungsraum/Mehrzweckraum bietet eine sehr gute Ergänzung des Raumangebots vor allem bei Schlechtwetter.

Sieben päd. MitarbeiterInnen/237 Wochenstunden

Bezugsdatum: ca. 1975

Vorteile:

- zusätzlicher großer Mehrzweckraum für sportliche Aktivitäten,
- übersichtliche Raumstruktur,
- Duschkmöglichkeit ist vorhanden.



Nachteile:

- nur zwei Fluchtwege,
- Barrierefreiheit ist nicht gegeben,
- Zugang nur über eingezäuntes Schulgelände,
- keine Lüftungsanlage, nur Einzelventilatoren,
- unübersichtliche Eingangssituation über das Schulgelände (subjektives Sicherheitsgefühl).

Jugendzentrum Beispiel 3: Jugendzone Ottakring

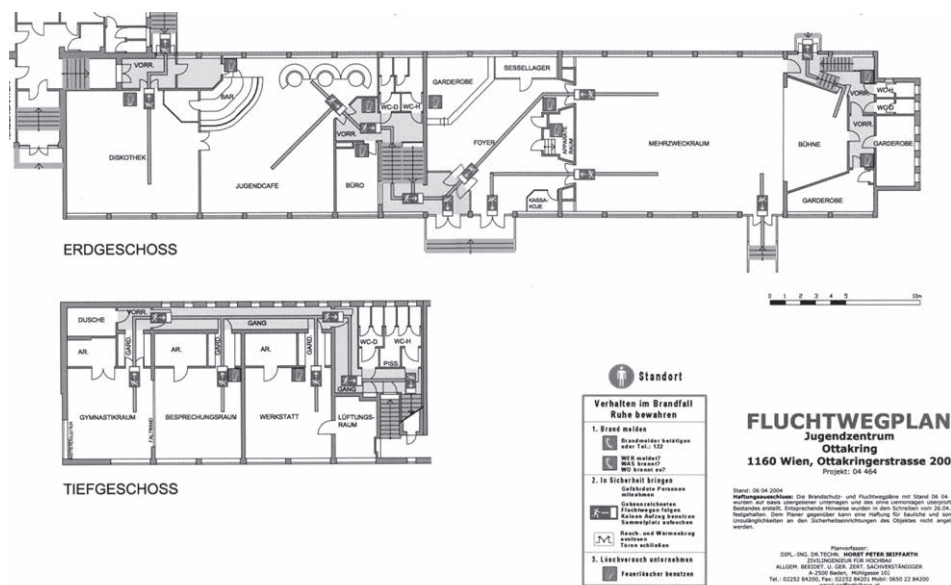
Mit 1079 m² ist dieses Jugendzentrum, das in einem ehemaligen „Volksheim“ untergebracht wurde, eines der größten im VJZ. Aufgrund der ursprünglichen Nutzung verfügt das JZ über einen 145 m² großen Veranstaltungssaal samt Bühne, Künstlergarderoben und Foyer. Die Räume im Untergeschoß stehen für Gruppen- und Projektarbeit zur Verfügung. Die Räume im Erdgeschoß links sind an einen Kindergarten untervermietet.

Sieben pädagogische MitarbeiterInnen/241 Wochenstunden

Bezugsdatum: Februar 1980

Vorteile:

- getrennte Beispielbarkeit der unterschiedlichen Nutzungsbereiche,
- vorwiegend große, helle Räume,
- Raumaufteilung erleichtert nutzungsbezogene Möblierung und Ausstattung,
- Duschmodöglichkeit vorhanden,
- großer Mehrzwecksaal.



Nachteile:

- Barrierefreiheit ist nicht gegeben,
- mangelnde Energieeffizienz der Gebäudehülle und der Haustechnik,
- Raumaufteilung auf mehrere Ebenen macht die Betreuung personalintensiv.

2 Bestandsobjekte oder Neubau?

In den meisten Fällen wird sich die Aufgabe, ein Lokal für eine Jugendeinrichtung zu finden, neben dem vorgesehenen Betriebskonzept natürlich am Angebot bestehender Objekte orientieren. Oft steht nur ein Objekt zur Verfügung – dann muss durch entsprechende Adaptierungsarbeiten mit den vorhandenen Mitteln eben das bestmögliche Ergebnis erzielt werden.

Sind mehrere Objekte verfügbar, kann anhand der gezeigten Beispiele und der nachfolgenden Kriterien versucht werden, eine gute Wahl zu treffen und gravierenden Mängeln auszuweichen. Größere oder kleinere Adaptierungen werden dennoch fast immer erforderlich sein. Wie die vorangegangenen Beispiele zeigen, ist es normalerweise auch notwendig, Kompromisse bei der Größe, Lage oder Ausstattung einzugehen. Ideal gestaltete Jugendeinrichtungen gibt es meiner Erfahrung nach nur auf dem Papier.

In Einzelfällen gibt es sogar genügend Geld für den Neubau einer Jugendeinrichtung. Aber auch hier ist der Planungsspielraum oft durch die unterschiedlichsten Vorgaben der Kommune, des Bauherrn oder z.B. aus dem Ergebnis eines vorangegangenen Wettbewerbs eingeschränkt. Umso wichtiger ist es, den Beteiligten die speziellen Anforderungen und Kriterien für die Planung einer Jugendeinrichtung deutlich zu machen.

2.1 Beispiel für Planungsvorgaben

Die erste Festlegung betrifft meistens die Größe und Art der Nutzflächen. Das lässt sich gut im quantitativen Raum- und Funktionsprogramm in Form einer Tabelle und eines Funktionsschemas darstellen:

Während die Tabelle dazu dient, gewünschte Raumgrößen, spezielle Planungsparameter und Nutzungsziele zusammenzufassen, kann sie jedoch nicht die Lage und Verhältnisse der einzelnen Räume und Nutzungsbereiche zueinander abbilden. Dazu kann das Funktionsschema verwendet werden:

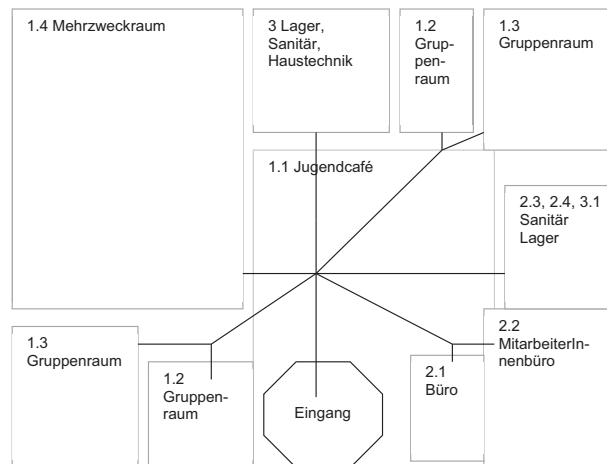
Aus der Grafik können z. B. die folgenden Punkte abgeleitet werden:

- Das Jugendcafé ist zentraler Raum, von dem aus die übrigen Bereiche direkt zugänglich sind,
- Büro, MitarbeiterInnenbüro, Lager und MitarbeiterInnen-WC sollen nebeneinander liegen.

	JUGENDZENTRUM				
1	Räume für Zielgruppen	Anzahl	einzel	gesamt	
1.1	Jugendcafé	1	120 m²	120 m²	für Veranstaltungen geeignet, Schalldämmung für 86 dBA vorsehen
1.2	Gruppenräume	2	24 m²	48 m²	
1.3	Gruppenraum	2	42 m²	84 m²	Schalldämmung für 92 dBA vorsehen
1.4	Mehrzweckraum, kann ohne Tageslicht ausgeführt sein.	1	126 m²	126 m²	für Veranstaltungen geeignet, Schalldämmung für 92 dBA vorsehen
				378 m²	
2	Verwaltung	Anzahl	einzel	gesamt	
2.1	LeiterInnenbüro	1	20 m²	20 m²	
2.2	MitarbeiterInnenbüro	1	42 m²	42 m²	auch als Sozialraum zu verwenden
2.3	WCs für MitarbeiterInnen	2	4 m²	8 m²	
2.4	Dusche für MitarbeiterInnen	1	6 m²	6 m²	
				76 m²	
3	Sonstiger Bereich	Anzahl	einzel	gesamt	
3.1	Lagerraum	2	20 m²	40 m²	
3.2	WCs für Zielgruppe	2	20 m²	40 m²	für Veranstaltungen geeignet
3.3	WC für Behinderte	1	8 m²	8 m²	für Veranstaltungen geeignet
3.4	Putzmittelraum	1	6 m²	6 m²	
3.5	Technikraum	1	16 m²	16 m²	
				110 m²	
				Gesamt 560 m²	ohne Erschließungsflächen

Die Grafik ist jedoch keine Plandarstellung, aus welcher Entfernungen, Größen oder die konkrete Lage eines Raums abzulesen sind. Es ist in der Folge die Aufgabe der PlanerInnen, die Vorgaben aus der Tabelle und aus dem Funktionsschema in einem Vorentwurfsplan umzusetzen.

Da diese schematischen Angaben aber nicht ausreichen, um zu einem brauchbaren Entwurf zu gelangen, braucht es auch möglichst genaue Hintergrundinformationen über die weiteren Anforderungen an die Gestaltung einer Jugendeinrichtung. Diese Planungsvorgaben sowie Hinweise zur Möblierung und Ausstattung werden in den folgenden Abschnitten stichwortartig aufgelistet.



2.2 Wiederkehrende Planungsparameter

Sowohl bei der Adaptierung bereits bestehender Objekte als auch bei der Planung von neuen Standorten gibt es einige wichtige Punkte und Entscheidungskriterien:

Partizipativer Arbeitsansatz

Wenn ausreichende zeitliche, finanzielle und personelle Ressourcen zur Verfügung stehen, ist die Beteiligung der Zielgruppen in der Vorentwurfsphase zu berücksichtigen. Daraus ergeben sich immer wieder interessante, manchmal auch überraschende Aspekte zur Umsetzung der eigentlichen NutzerInnen-Interessen.

Struktur und innerer Aufbau

Jugendeinrichtung als in sich geschlossene Einheit, wenn möglich im EG, gegliedert in halböffentliche Bereiche für BesucherInnen und in nichtöffentliche Bereiche für Verwaltung/Büro, Sozialraum, Nebenräume, Technikräume; die Aufenthaltsräume und Sanitärbereiche für die BesucherInnen sollen aneinandergrenzen; lange Gänge sollen vermieden werden; barrierefreie Gestaltung ist mittlerweile Standard.

Eingangsbereich und Erschließung

Der Hauptzugang soll bevorzugt von der Straße her erfolgen. Eine räumliche Trennung von angrenzenden Haus- oder Geschäftseingängen ist wünschenswert, um deren Zugänglichkeit nicht zu beeinträchtigen. Fluchtwege/Notausgänge sowie eventuelle Nebeneingänge zu Lagerflächen bzw. Räumen der Mehrfachnutzung sind zu berücksichtigen.

Gebäudekerne

In den nicht natürlich belichteten Bereichen sind Lagerräume, Haustechnik und Sanitärbereiche sowie Gangflächen und ev. Veranstaltungsräume (Diskothek, Theater ...) vorzusehen.

Raumformen

Die Raumgeometrie sowie die Anordnung der Türen und Fenster sollen auf die Möglichkeit einer Standardmöblierung und guten Nutzbarkeit der Flächen Rücksicht nehmen und spitze Winkel vermeiden. Bei einzelnen größeren Räumen ist eine Teilbarkeit vorteilhaft, um auf künftige Entwicklungen leichter reagieren zu können.

Mietteilbarkeit/Flächenkombinatorik

Für den Fall einer Mehrfachnutzung bzw. gleichzeitiger, aber organisatorisch getrennter Nutzung verschiedener Räume durch unterschiedliche Gruppen sind entsprechend getrennte Zugänge mit zugeordneten Sanitärressourcen einzuplanen.

Außenflächen

Je nach Zielgruppen, Konzept, Betreuungskapazität und Platzangebot.
Anordnung und Ausgestaltung der Außenflächen auch unter Berücksichtigung von AnrainerInnen- und Genderinteressen.

2.3 Qualitatives Raum- und Funktionsprogramm

Technische Gebäudequalität

Außengestaltung/Fassade

- Sonnenschutzsystem für sonnenbelichtete Fassadenteile,
- Fenster und Fassaden sollten ohne großen technischen Aufwand zu reinigen sein,
- Energieeffizienz beachten, Schallschutzmaßnahmen entsprechend Umweltauflagen.

Innengestaltung

- Innenwände glatt und leicht zu reinigen,
- Bodenbeläge rutschsicher, leicht zu reinigen, hohe Abriebfestigkeit und Punktbelastbarkeit, Beachtung der Brandschutznormen, Kunststoff-Beläge PVC-frei,
- Sanitärbereiche mit keramischen Boden-/Wand-Belägen,
- Lager und Technikräume Estrich mit Oberflächenschutz, Gussasphalt o. ä.,
- abgehängte MF-Decken oder GK-Decken in Aufenthaltsräumen,
- Rohdecken mit Anstrich in Nebenräumen/Lagern/Technikräumen,
- abgehängte Metalllamellendecken in Sanitärbereichen,
- Schallschutzmaßnahmen an Decken, Wänden und tragenden Säulen hinsichtlich der Bauakustik,
- technische Normen: Raumbuch der Stadt Wien als Anhaltspunkt.

Nutzungsbezogene Gebäudequalität

Visueller Komfort

- Rasterleuchten als Grundbeleuchtung in Aufenthaltsräumen, Raumhöhen beachten,
- differenzierte Zusatz-/Effektbeleuchtung je nach Raumnutzung,
- unterschiedliche Beleuchtungsschaltkreise je nach Raumgröße und Nutzungsbereichen vorsehen, eigene Durchgangsbeleuchtung für Inbetriebnahme/Schlussdienst,
- Fluchtweg und Sicherheitsbeleuchtung nach ArbeitnehmerInnenschutz bzw. Veranstaltungsstättengesetz.

Akustischer Komfort

- Raumakustik in Aufenthaltsräumen mit Rücksicht auf den Geräuschpegel der BesucherInnen, z. B. entsprechende MF-Deckenplatten mit Schallabsorptionswert von $\alpha_w = 0,90$; falls erforderlich zusätzliche raumakustische Maßnahmen bei Wänden und Fensterbereichen. In Büros und sonstigen Arbeitsräumen Maßnahmen lt. ArbeitnehmerInnenschutzbestimmungen.

Thermischer Komfort

- Mechanische Be- und Entlüftung mit vorgewärmter Außenluftzufuhr in jenen Räumen, die nicht direkt über Fenster zu lüften sind, bzw. wenn aus Lärmschutzgründen keine Fenster geöffnet werden können; Wärmerückgewinnung für mechanische Lüftungsanlagen; mind. 25 m^3 pro Person/h, mit Schalldämmung (ggf. auch zwischen einzelnen Nutzungsbereichen),
- Fenster in Arbeitsräumen müssen zum Öffnen leicht erreichbar sein,
- Klimatisierung von Räumen mit hoher Sonneneinstrahlung.

Innenraumlufthqualität

- bei mech. Belüftung Raumtemperatur $\sim 22\text{--}24^\circ\text{C}$; rel. Luftfeuchte 30–70 %; Luftgeschwindigkeit in BesucherInnenräumen $< 0,20 \text{ m/sek}$, in Büros $< 0,10 \text{ m/sek}$,
- bei Kochstellen Dunstabzug,
- Rauchverbot lt. Tabakgesetz.

Subjektives Sicherheitsempfinden

- übersichtlicher Eingangsbereich und Wegeführung, keine verwinkelten Gangflächen, helle Beleuchtung, Einbruchsalارانlage, ggf. Rauchmelder oder Brandschutzanlage.

NutzerInnenbeeinflussbarkeit, -bedienbarkeit

- eigene Schaltmöglichkeit für Außenbeleuchtung beim Eingangsbereich und für mech. Lüftung, Thermostatventile bei Heizkörpern oder Raumthermostaten,
- ev. Hauptschalter für Elektroanlage beim Ein-/Ausgang,
- zentrale Lichtschalter für Zielgruppenbereiche,
- Bewegungsmeldersteuerung für Beleuchtung in Sanitärbereichen,
- regelbarer Sicht- bzw. Sonnenschutz bei Fenstern und Glasfassaden.

Weitere praxisbezogene Raumqualitäten

- guter Überblick von zentraler Position (z. B. Bar/Buffer) für BetreuerInnen,
- flexible Gestaltbarkeit, um vielfältige Nutzungen zu ermöglichen,
- Berücksichtigung von Genderinteressen,
- Überblick auch für Eingangsbereich, Notausgänge und „Problemzonen“,

- sperrbare Fenster im BesucherInnenbereich,
- sperrbare Türen zu Lagern, MitarbeiterInnenbereichen, Technikräumen ...,
- vereinzelte Nischen/Rückzugsmöglichkeiten vorsehen (Gespräche, Internetnutzung ...),
- guter Schmutzfang im Eingangsbereich.

Ausstattung/Möblierung

Partizipativer Arbeitsansatz

- Zielgruppen in Planung und Umsetzung der Möblierung und Einrichtung einbeziehen,
- Namensfindung, Fassaden- und Werbegestaltung mit Zielgruppen,
- Freiräume für Gestaltung durch Zielgruppen (Graffiti, Fotos, Präsentationen ...),
- Platz für brauchbare Möbelspenden,
- hin und wieder „Möbelrücken“.

Dekoration, Raumausstattung

- vorgeschriebene Brandklasse der Materialien beachten,
- keine „flatternden“ Dekorationen im Sichtbereich der Bewegungsmelder von Alarmanlagen,
- Platz und Licht für Zimmerpflanzen vorsehen,
- Räume, die von Jugendlichen genutzt werden, sollten keine Kinderdekoration (z. B. Fensterbilder) enthalten.

Aufbewahrung

- offene Regale zur Entnahme von Spielen, Animationsgegenständen, Büchern, Zeitschriften,
- sperrbare Schranksysteme für Bar/Buffetbereich, technische Geräte, empfindliche Gegenstände und Verbrauchsmaterialien,
- Schließfächer für Kleidung und Wertgegenstände der Zielgruppen,
- genügend sichere Lagermöglichkeiten vorsehen (ca. 10 % der Gesamtfläche als Richtwert),
- versperrbare Spinde für MitarbeiterInnen.

Tische und Sitzmöbel

- Mischung von bequemen Sitzbereichen (Sitzecken, Sofas ...) und z. B. stapelbaren Stühlen,
- Mischung von leichten, aber robusten Mehrzwecktischen, stapelbaren Klapptischen, Cafétischen nach Bedarf,
- besonders in kleinen Standorten ist auf flexible und leicht zu bewegendes Möbel zu achten.

Medienschränke

- mobil, sperrbar, stabil gegen Umwerfen,
- Entscheidung: Videobeamer oder großes TV-Gerät.

EDV-Ausstattung

- Zielgruppen-PCs mit eingeschränkten Zugriffsrechten im Netzwerk,
- Internetzugang – Virenschutz und Zugriffsfilter,
- PCs ev. in versperrbaren Kästchen.

Spielausstattung

- Fußballtische, Dartscheiben,
- Tischtennis- und Billardtisch.

Jugendkulturelle Aktivitäten

- Nicht nur Disco- oder Livemusikangebot, sondern auch Platz und Ausstattung für individuellere jugendkulturelle Aktivitäten vorsehen (Tanztraining, Beatbox, Musikaufnahmen, Videoschnitt, Bandproben ...).

Sportaktivitäten

- bei Mehrzweckräumen ballwurfsichere Gestaltung und Verletzungsgefahren beachten (Turnsaal- und Sportgerätenormen),
- Lagermöglichkeit für Sportgeräte,
- Boxsack,
- Boulderwand.

Werken

- abnehmende Nachfrage bei Jugendlichen für Bastelangebote,
- stattdessen Mithilfe bei Renovierungsarbeiten, Einrichtung etc.,
- entsprechendes Werkzeug und persönliche Schutzausrüstung vorsehen.

Außenbereiche

- Außenwerbeschilder, Wegweiser, Schaukästen, Informationswände vorsehen,
- ev. Vorplatzgestaltung, Schanigarten, Sitzbereich (AnrainerInnen?), Fahrradständer,
- Grillplatz,
- Sport-/Bewegungsmöglichkeiten nach Bedarf und Platzangebot.

Sicherheitseinrichtungen

Schließanlagen

- Zentralsperrsystem mit Hauptschlüsseln,

- Gruppen- und Einzelschlüssel zur besseren Handhabung von Mehrfachnutzung, von Raumüberlassungen und entsprechend den zugeteilten Verantwortungsbereichen.

Brandschutz

- Handfeuerlöscher nach TRVB und Brandschutzplan für erste Löschhilfe,
- Brandrauchentlüftungen für Fluchtwege/-stiegen,
- brandfallgesteuerte Schließeinrichtungen bei Brandabschnittstüren,
- Rauchmelder,
- ev. Brandmeldeanlage in Abstimmung mit Feuerwehr,
- feuersicherer Datenträgersafe,
- Feuerwehrrzufahrt berücksichtigen,
- sicheren Sammelplatz für Evakuierung vorsehen.

Erste Hilfe

- Erste-Hilfe-Kästen nach Personenanzahl (Ö-Norm),
- genügend ErsthelferInnen ausbilden.

Einbruchssicherung

- einbruchshemmende Türen, Fensterbeschläge,
- Tresor für Geldwerte,
- ev. Scherengitter, Fenstergitter, durchwurfsichere Fensterfolierungen,
- ev. massive Außenjalousien in geschlossenen Kästen,
- Einbruchsalarmanlage mit oder ohne Polizeialarmierung.

AutorInnenverzeichnis

Florian Arlt, Akad. Sozial- und Kulturpädagoge, 1998 bis 2006 Leitung des Jugend- und Kulturzentrums HOUSE in Mureck, seit 2006 Geschäftsführer des Steirischen Dachverbands der Offenen Jugendarbeit, seit 2009 Vorstandsmitglied des bundesweiten Netzwerks Offene Jugendarbeit – bOJA.

Lothar Böhnisch, Prof. Dr., Professor für Sozialpädagogik und Sozialisation der Lebensalter an der Technischen Universität Dresden sowie Professor an der Freien Universität Bozen. Seine Arbeitsschwerpunkte sind die Theorie der männlichen Sozialisation, Lebensalter, sozialen Arbeit und Generationenverhältnisse. Vertreter einer kritischen bzw. identitätsorientierten Jungenarbeit, die primär nicht am geschlechtsspezifischen Verhalten, sondern bei der Lebensbewältigung von Jungen und deren realen Unsicherheiten ansetzt.

Ulrich Deinet, Prof. Dr. rer. soc., Dipl.-Pädagoge, Professur für Didaktik/Methodik der Sozialpädagogik an der Fachhochschule Düsseldorf, Leiter der Forschungsstelle für sozialraumorientierte Praxisforschung und Entwicklung (fspe@fh-duesseldorf.de); langjährige Praxis als Referent für Jugendarbeit beim Landesjugendamt Westfalen-Lippe und als Praktiker in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit, Veröffentlichungen u. a. zu den Themen: Kooperation von Jugendhilfe und Schule, Sozialräumliche Jugendarbeit, Sozialraumorientierung, Konzept und Qualitätsentwicklung; Mitherausgeber des Online-Journals „Sozialraum.de“.

Hannes Dieterle ist Bachelor des Faches Elektrotechnik-Toningenieur und diplomierter E-Bassist. Im Bereich der Offenen Jugendarbeit war er nicht nur viele Jahre selbst als Jugendlicher engagiert, sondern hat auch als Musiker bereits zahlreiche Auftritte in Jugendzentren bestritten. Gerade deshalb liegt ihm das Thema der Akustik für Räume in der Offenen Jugendarbeit sehr am Herzen. Seine Bachelorarbeit erstellte er zu diesem Thema bei DIin Drin Maria Fellner, MBA und konnte die Ergebnisse der Arbeit in diesem Buchbeitrag weiter präzisieren.

Maria Fellner, Univ.Ass. Dlin Drin, MBA, ist seit 2013 für das Business Development am Institut DIGITAL der JOANNEUM RESEARCH Forschungsgesellschaft mbH verantwortlich und Institutsdirektor-Stellvertreterin. 1999 bis 2013 leitete sie ebenda das Team „Intelligente Akustische Lösungen“. Sie trägt nach wie vor mit ihrer Akquisitionstätigkeit und Projektleitung zum Erfolg dieses wachsenden Tätigkeitsfeldes bei, das mit seinen zahlreichen industrienahen Projekten ein gutes Beispiel für die aktive Umsetzung der Wirtschafts- und Marktorientierung in der außeruniversitären Forschung darstellt. Neben dieser hauptberuflichen Tätigkeit hat sie mehrere Lehraufträge an der TU Graz inne und betreut zahlreiche akademische Arbeiten.

Eberhard Ahmed Fischel, Diplom-Psychologe, Sozialarbeiter, ist seit 1989 in der Jugendarbeit tätig, lange Jahre im Bereich Jugendkultur. Mitbegründer der „Landesarbeitsgemeinschaft Populäre Musik/Kultur Berlin“. Seit 2006 Fachkoordinator für Jugendarbeit im Jugendamt Treptow-Köpenick von Berlin. Zuständig für Qualitätsentwicklung und Fachberatung für die Kinder- und Jugendfreizeiteinrichtungen.

Klaus Gregorz, Mag. phil., 1996 bis 2005 Leitung der Jugendnotschlafstelle „Schlupfhaus“ in Graz. 2005 bis 2006 Geschäftsführung des Jugendbeschäftigungsprojekts „heidenspass“ in Graz. Seit 2007 verantwortlich für Organisationsentwicklung und Qualitätsmanagement beim Steirischen Dachverband der Offenen Jugendarbeit.

Franziska Hederer, Univ. Ass. DI. Dr. techn., Studium der Architektur in Graz (A) und Delft (NL). Dissertation: Raumtextur – zur Erschließung von Räumlichkeiten. Assistenzprofessorin für Forschung und Lehre am Institut für Raumgestaltung der TU Graz. Wissenschaftlich-künstlerische Arbeiten im Forschungsfeld der Raumwahrnehmung.

Arno Heimgartner, Univ.-Prof. Mag. Dr., Leiter des Institutes für Erziehungs- und Bildungswissenschaft und des Masterstudiums für Sozialpädagogik der Universität Graz. Arbeitsschwerpunkte in der empirischen Forschung und hermeneutischen Analyse zu sozialpädagogischen Konzepten und Entwicklungen in der Kinder- und Jugendhilfe und der Jugendarbeit, zu Themen und Problemen der Handlungsfelder der Sozialpädagogik über die Lebensalter, in der Professionalisierung und im freiwilligen Engagement in der Sozialen Arbeit.

Ulrike Hüllemann, Dipl.-Päd., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kompetenzzentrum Soziale Räume, Institut für Soziale Arbeit an der Fachhochschule St. Gallen. Arbeitsschwerpunkte in Forschung und Lehre sind u.a. sozialräumliche Fragestellungen und Herangehensweisen Sozialer Arbeit, Jugendarbeit, inter- und transdisziplinäre Forschungs- und Gestaltungszugänge zu Nachbarschaft, bürgerschaftliches Engagement und Freiwilligenarbeit im Kontext Sozialer Arbeit.

Hartwig Klammer schloss 2006 die HTBL u. VA Villach für Tiefbautechnik ab. Er begann 2007 mit dem Studium Elektrotechnik-Toningenieur an der TU Graz (Bachelorabschluss 2011). Derzeit studiert er den zugehörigen Masterstudiengang mit dem Schwerpunkt auf Akustik und Aufnahmetechnik.

Simone Kosica arbeitet als Grundschullehrerin in Saarbrücken. Sie befasst sich seit 2006 mit dem Thema „Architekturpsychologie in Kindertagesstätten“. Dabei hatte sie mehrfach die Gelegenheit, die architektonische Gestaltung verschiedener Einrichtungen kennen zu lernen.

Christian Kühn, Dipl.-Ing., Dr. sc. tech., Studium an der TU-Wien und an der ETH-Zürich, Assistent am Institut für Gebäudelehre der TU-Wien; 1994/95 Zivildienst bei den Jugendzentren der Stadt Wien; Publikationen über Architekturtheorie und Computer Aided Design; Architekturkritiker, unter anderem für die Wiener Tageszeitung „Die Presse“; seit 1997 stellvertretender Vorsitzender der Österreichischen Gesellschaft für Architektur.

Christian Reutlinger, Prof. Dr. phil. habil., Leiter des Kompetenzzentrums Soziale Räume und Forschungsleiter am Institut für Soziale Arbeit an der Fachhochschule St. Gallen. Arbeitsschwerpunkte in Forschung und Lehren sind u. a. transdisziplinäre Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit, Sozialgeografie der Kinder und Jugendlichen, Nachbarschaften, öffentlicher Raum sowie Bildungsraum.

Gerhard Schuster ist seit 1982 beim Verein Wiener Jugendzentren tätig. Zunächst in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit als Betreuer und Leiter von Jugendzentren, nach einer Unterbrechung als Referent bei der Städtischen Wohnhäuserverwaltung Wiens dann ab 1995 als Hauskoordinator im Projektzentrum Lernstatt für arbeitsmarktpolitische Jugendprojekte. Seit 2001 leitet er die Abteilung Verwaltung für den Verein Wiener Jugendzentren, wo neben den üblichen Aufgaben im Facility Management auch die Planung und Ausstattung von neuen Standorten für den Verein zu seinen wiederkehrenden Herausforderungen zählen.

Rotraut Walden, PD. Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und Dozentin an der Universität Koblenz-Landau, Campus Koblenz. Für ihre Arbeit sind Erkenntnisse aus der Architektur-, Arbeits-, Organisations-, Sozial- und Pädagogischen Psychologie zentral. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der International Building Performance Evaluation, User-Needs-Analysis, des Facettenansatzes, der Entwicklung von Schemata und Erhebungsinstrumenten zur Beurteilung von Büros, Wohnungen, Kindergärten, Schulen, Universitäten, Museen und Krankenhäusern der Zukunft.